

# DIE WELTWOCHEN



## **Lehrer, verbietet die Handys**

Plädoyer für Schulen ohne soziale Medien.

*Margarita Louis-Dreyfus*

## **Trumps Wahrheiten**

Sogar Gegner wie Joe Biden kopieren jetzt seine Politik. *Urs Gehrig*

## **«Von keinem habe ich so viel gelernt»**

Deutschlands früherer Bundespräsident *Christian Wulff* würdigt den Jahrhundert-Politiker Wolfgang Schäuble.

**Als Charles de Gaulle  
Konrad Adenauer bekochte**  
Der Beginn einer wundervollen  
Länder-Freundschaft

# ENDLICH SCHMERZFREI



- ✓ Aktiviert die Muskulatur
- ✓ Verbessert die Durchblutung
- ✓ Für schmerzfreies Gehen und Stehen



Lernen Sie den Schweizer Luftkissen-Schuh  
kennen: [www.kybun.swiss](http://www.kybun.swiss)

**kybun**<sup>+</sup>  
Switzerland

## Gute Nachrichten zum neuen Jahr

«Es wird klar, dass es kein Schwarz-Weiss unter den Menschen gibt und alle irgendwie im Zwielflicht stehen.» Joseph Ratzinger

**H**erzlich willkommen zurück, liebe Leser! Ich hoffe, Sie hatten schöne Weihnachten, ein paar besinnliche Tage und einen guten Start ins neue Jahr. Kriege beherrschen die Schlagzeilen. Da geht leicht vergessen, dass der überwiegende Teil der Menschheit in Frieden lebt. Offensichtlich hatte Tolstoi recht, als er schon vor weit über hundert Jahren schrieb, nicht die Taten der Feldherren und Staatenlenker bestimmten den Weltenlauf. Vielmehr sei das Wollen der Völker, sozusagen die Summe von Millionen, ja Milliarden Einzelwillen der entscheidende Treiber. Und die meisten Menschen wollen nun mal keinen Krieg, sondern Frieden, Zusammenarbeit, Wirtschaft und Wohlstand. Das ist die gute Nachricht. Wir übersehen sie gerne.

Die Menschheit hat keinen Selbsterstörungstrieb. Im Gegenteil. Sie hat einen Überlebenstrieb. Die Kraft des Positiven ist stärker als das Negative. Aber wir Menschen sind verführbar. Am empfindlichsten trifft uns das Angebot moralischer Rechtfertigung. In die Lücke, die die Kirchen hinterlassen, treten Scharlatane, Schlangenölvverkäufer. Sie spekulieren mit der Sehnsucht. Jeder Mensch will zu den Guten gehören, will sein Handeln durch unbezweifelbare «Werte» beglaubigt sehen. Das ist der Ansatzpunkt der Ideologen, der Moralisiere, der «Woken» und Sünnen, der sogenannten Antirassisten und Umweltschamanen, der «Demokraten» und «Anständigen». Wer ihnen folgt, darf sich zu den Guten zählen. Alle anderen, wehe, sind die Bösen.

Passen wir also auf. Woran erkennt man diese falschen Messiasse, die Verkünder der Irrlehren? Ganz einfach: am Hochmut, an ihrer betrügerischen Selbstsicherheit, an der Arroganz, die sie wie eine Ritterrüstung tragen. Sie handeln mit Feindbildern. Es gibt nur Schwarz oder Weiss. Das urmenschliche «Grau einer allgemeinen Zwielfichtigkeit» (Joseph Ratzinger) ist ihnen fremd. Sie glauben Wahrheit und Moral zu besitzen oder geben es vor. Deshalb brauchen sie keine Diskussionen, dulden sie keinen Widerspruch. Ihr Gott sind sie selbst, ihr Scheiterhaufen ist die Cancel-Culture. Doch hinter ihnen steht das Nichts, die Eitelkeit, die hohle

Selbstliebe. Man entzaubert sie durch Widerstand. Und entkommt ihrer Herrschaft, indem man sich ihr verweigert. Nein sagen genügt.

Das sind vertraute Überlegungen, aber es schadet nicht, sie in Erinnerung zu rufen. Denn nach wie vor leben wir in etwas aufgepeitschten Zeiten. Die Kriege in Nahost und in der Ukraine dauern an. Wirtschaftliche Probleme machen vor allem Deutschland zu schaffen, der grössten, orientierungslos wirkenden Macht in Europa. In unsicheren Perioden haben die Schlangenölvverkäufer Konjunktur. Leider sind viele Medien ihre Komplizen. Gemeinsam unterbinden sie das freie Gespräch, gefährden sie die Demokratie. Wo nicht mehr offen geredet wird, verordnen die Mächtigen schlechte Lösungen. Deutschland liefert auch hier das abschreckende Beispiel. «Alternativlos» nannte die Merkel-Regierung ihre Politik. So brachte sie die Bundesrepublik um Wohlstand und Sicherheit. Teile der Industrie, der Politik, die Armee, die Energieversorgung sind dringende Sanierungsfälle.

Das ist kein Grund zur Überheblichkeit für uns Schweizer. Auch wir starten mit Hypotheken ins neue Jahr. Die Wirtschaft ist gemäss neusten Daten, Gratulation, zwar stark

*Die meisten Menschen wollen nun mal keinen Krieg. Das ist die gute Nachricht. Wir übersehen sie gerne.*

unterwegs, «resilient» im Fachjargon. Das liegt neben der beeindruckenden Tüchtigkeit, Innovationskraft und Kostendisziplin auch an unseren nach wie vor freiheitlichen Arbeitsmärkten. Die politische Bleiweste an Vorschriften und Verboten, Mindestlöhnen und Kündigungsverhinderungen ist in der Schweiz noch etwas leichter als im Ausland, doch die relative Liberalität ist in akuter Gefahr wegen der ungebremsten Zuwanderung. Weil wir an den Grenzen zu wenig kontrollieren, steigt die Kontrollwut im Innern. Die Linken und die Gewerkschaften schlagen daraus Kapital.

Im Argen liegt die Energieversorgung. Zwar ist die Schweiz auch hier nicht so weit gegangen wie die Deutschen, doch viele Dummheiten haben wir mit- beziehungsweise nachgemacht. Bundesrat Röstli sucht den Ausweg durch einen Pakt mit den Links-Grünen: Aus-

bau der Windräder und Solaranlagen, gleichzeitig geben die Linken ihren Widerstand gegen höhere Staumauern in den Bergen auf. Auf der Strecke bleiben die Volksrechte. Gegen den Abbau der Einsprachemöglichkeiten steigen nun Umweltschützer und Freunde der direkten Demokratie auf die Barrikaden.

Die grösste und gefährlichste Baustelle bleibt die Aussenpolitik. Christoph Blochers Neutralitätsinitiative scheint nicht so recht zu fliegen. Dabei wäre die Rückkehr zur umfassenden, immerwährenden und bewaffneten Neutralität ohne Nato wichtig – für Sicherheit und Wohlstand unseres Landes. Nur eine neutrale Schweiz hat keine Gegner, nur Freunde. Und Märkte. Unser Export, unser Tourismus leben davon. Ungutes braut sich im EU-Dossier zusammen. Kurz vor Weihnachten verabschiedete der Bundesrat ein neues Verhandlungsmandat. Alter Wein in neuen Schläuchen. Wieder wäre die EU oberster Gesetzgeber in der Schweiz. Ihre Gerichte hätten im Streitfall das letzte Wort. Bei Gegenwehr gäbe es Sanktionen. Die Schweiz würde sich verpflichten, jährliche Tributzahlungen an die EU abzuliefern.

Der Plan des Bundesrats ist so schlecht, dass er wohl kaum die Gnade einer Volksmehrheit finden wird. Doch man weiss nie. Die Behörden- und Umfragepropaganda läuft auf Hochtouren. Ausser der SVP sind alle Parteien dafür. Zum Glück haben überparteiliche Organisationen wie Kompass/Europa oder Autonomiesuisse bereits Widerstand angekündigt. Sollte der Bundesrat abermals scheitern, würden die Beziehungen mit der EU weiter vergiftet. Seit Jahrzehnten macht unsere Regierung der EU falsche Hoffnungen wie eine Braut, die ihren Freier bezirzt und dann im Regen stehenlässt. Feige und unehrlich. Am Ende schadet es der Schweiz, weil wir ja gute Beziehungen mit der EU haben wollen, wenn auch keine Zwangsheirat von oben.

Habt Mut, möchte man den Bundesräten zurufen, schenkt den Freunden in Brüssel endlich reinen Wein ein – gleichberechtigte Verträge jederzeit, aber keine Kolonialverträge!

Zuversicht ist Pflicht. Wo die Probleme drücken, wächst die Einsicht. Bis zum nächsten Irrtum. Unsere Lernfähigkeit aber ist grösser als unsere Dummheit. Davon bleibe ich überzeugt. Ich wünsche Ihnen allen, liebe Leser, ein gutes neues Jahr. Interessant wird es bestimmt. R. K.



# Appell von Margarita Louis-Dreyfus, Donald Trumps Wahrheiten, Gabriele Krone-Schmalz, Jubiläumskolumne von Kurt W. Zimmermann, Christian Wulff würdigt Wolfgang Schäuble, Ueli Steigers Hollywood, Charles de Gaulle und Konrad Adenauer, Popmusik wird immer besser

Die global tätige Unternehmerin und fünffache Mutter Margarita Louis-Dreyfus macht sich grosse Sorgen um die Digitalisierung des Kindesalters und der Schulen. Zu offensichtlich seien die damit verbundenen sozialen, emotionalen, intellektuellen und körperlichen Defizite. Vor allem würden Social Media unseren Kindern abtrainieren, richtig zu kommunizieren und Frustrationen zu überwinden. **Seite 12**

«Der Krieg ist eine blosser Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln» – Carl von Clausewitz' Bonmot gilt auch für den US-Wahlkampf 2024. Alles wird unternommen, um Donald Trump eine Rückkehr ins Weisse Haus zu verwehren. Demokraten, Anwälte, Massenmedien führen einen Feldzug gegen den Ex-Präsidenten. So schrecklich kann der Mann aber nicht sein, denn sein Nachfolger Joe Biden hat kleinlaut Kernpunkte der Agenda seines Erzfeindes übernommen, wie Urs Gehrigler schreibt. **Seite 18**

Sie ist *die* Russland-Kennerin Deutschlands: Gabriele Krone-Schmalz, 74, war von 1987 bis 1991 ARD-Korrespondentin in Moskau, wo sie als erste westliche Journalistin Michail Gorbatschow interviewte. Über drei Jahrzehnte später steht sie in der Rolle der Brückenbauerin zwischen Ost und West. Roman Zeller hat sie in Köln zum Gespräch getroffen. **Seite 22**

Seit zwanzig Jahren schreibt Kurt W. Zimmermann seine längst legendäre Medienkolumne in der *Weltwoche*. Wir überlassen die Würdigung



**Weggefährte von Wolfgang Schäuble:**  
alt Bundespräsident Wulff.

unseres hochgeschätzten Kollegen dem Verleger Michael Ringier, der in seinem Unternehmensmagazin *Domo* fragt: «Wieso gibt es bloss noch einen einzigen ernstzunehmenden Medienjournalisten, der ausgerechnet bei einem Blatt publiziert, das Objektivität und Fairness recht eigenwillig auslegt?» Zimmermann sieht das wie üblich entspannter. Die Medien seien nicht schlechter als vor zwanzig Jahren – mit einer Ausnahme. **Seite 26**

Wolfgang Schäuble, der am Stephanstag verstorben ist, war ein deutscher Jahrhundertpolitiker. Ex-Bundespräsident Christian Wulff, langjähriger Weggefährte Schäubles in den Gremien der CDU, schreibt in seinem persön-

lichen Nachruf: «Von keinem Politiker habe ich in so kurzer Zeit so viel gelernt.» **Seite 28**

Ueli Steiger hat als Kameramann mit den Grössten in Hollywood zusammengearbeitet. Er traf Robert Redford auf dessen Ranch in Utah, drehte den letzten Film von Dennis Hopper und hatte Stars wie Jennifer Lopez oder Don Johnson vor der Linse. Wir haben den 69-jährigen Zürcher, der als Kabelträger beim Schweizer Fernsehen begann, in seiner Wahlheimat Los Angeles besucht. **Seite 34**

Es ist einfacher, einen Krieg anzufangen, als Frieden zu schliessen. Ein schönes Beispiel für die Beilegung einer alten Rivalität ist die Aussöhnung zwischen Deutschland und Frankreich nach dem Zweiten Weltkrieg. Ein Meilenstein wurde im Herbst 1958 gelegt, als der französische Staatschef Charles de Gaulle den deutschen Bundeskanzler Konrad Adenauer zu sich nach Hause einlud. Unser Autor Christophe Büchi, der an einer De-Gaulle-Biografie arbeitet, hat das Treffen rekonstruiert. **Seite 55**

Derzeit laufen am Radio erstaunlich viele superbe Songs. Ist das bloss Zufall, oder steckt mehr dahinter? Benjamin Bögli hat sich ein knappes Dutzend Lieder aus den Hitparaden genauer angehört und kommt zum Schluss: Dank menschlicher – und künstlicher – Intelligenz wird Pop nicht schlechter, sondern immer besser. **Seite 66**

*Ihre Weltwoche*

## IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Anzeigenleitung:** Gabriel Lotti. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

**Kundenservice:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigend@weltwoche.ch. **Druck:** AVD Goldach AG, Sulzstrasse 10-12, 9403 Goldach.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Motto 2024:  
**GESICHT ZEIGEN!**  
Tickets ab CHF 700.-



# 18. Alpensymposium

## 30. & 31. Januar 2024

Interlaken – Victoria-Jungfrau

Das etwas andere Wirtschaftstreffen mit:  
Eugene Chaplin .  
Boris Becker .  
Joschka Fischer .  
Yael Meier .  
Dennis Lück .  
Prof. Dr. Dr. Margit Osterloh .  
uvm .



[alpensymposium.ch](http://alpensymposium.ch)

Sponsoringpartner

PERFORMANCE

GLOBAL SANA

nexplore  
Ihre Arbeitswelt. Digital.

Helvetische Bank

JUNGFRAU  
TOP-CLASS BUSINESS

BESITO

Coca-Cola

RUGENBRAU

GIACCO  
DORO

Strategische Partner

Standortförderung  
Kanton Bern

Interlaken  
Region

interlaken

FINANZ  
WIRTSCHAFT

icomadia

DIE WELTWOCHNE

SWISS LADIES DRIVE  
Swiss Ladies Drive Golf Club

womenbiz  
BERN LIAISON FOR WOMEN

Medienpartner





*Empathie:* Margarita Louis-Dreyfus. Seite 12



*Die wilden Zwanziger:* Seite 30



«Sofort begeistert»: Ueli Steiger. Seite 34

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung  
Mit Vollgas in Richtung Nato
- 9 Peter Rothenbühler  
Lieber Beat Feuz
- 10 Bern Bundeshaus  
Man erntet, was man sät
- 11 Weisheit des Herzens
- 12 Margarita Louis-Dreyfus  
Schule ohne soziale Medien
- 15 Wandelhalle
- 16 Mörgeli  
Kleinschreibung eines Grossen
- 16 Gesucht wird: Karin Keller-Sutter  
Die Finanzministerin schickt Beamte vor
- 17 Peter Bodenmann  
Gewinnt Maillard dank SVP-Basis?
- 18 Trumps Wahrheiten Sogar Biden  
übernimmt Kernpunkte seiner Agenda
- 19 Inside Washington
- 20 Alain Pichard  
Danke, liebe Muslime
- 21 Kris Jenner  
Die Patriarchin will Spass
- 22 Gabriele Krone-Schmalz  
«Putin ist nicht unberechenbar»
- 25 Wort zum Sonntag Rettet Europa!
- 26 Kurt W. Zimmermann  
Sorry, es hat sich wenig verändert
- 28 Christ und Demokrat Christian Wulff  
zum Tod von Wolfgang Schäuble
- 29 Wolfgang Schäuble  
Leben und Werk

- 30 Jetzt wird alles gut Gerhard Jelinek  
über die wilden zwanziger Jahre
- 32 Giftiges Lob macht einen Toten  
noch toter Xi Jinping über Mao Zedong
- 33 Thilo Sarrazin SPD im Panik-Modus
- 34 «Die Qualität in Hollywood ist enorm»  
Hollywood-Kameramann Ueli Steiger
- 38 Argentinien Terminator Javier Mileis  
Top-Ökonom mit Schweizer Wurzeln
- 39 Anabel Schunke  
2024: Jahr des Politikwechsels
- 40 Jane Goodall Die Botschaft  
der legendären Schimpansen-Forscherin
- 42 «Das sicherste Land Europas für Juden»  
Rabbiner Schlomo Köves über Ungarn
- 43 Grand Hotel der Zukunft  
Das «Maistra 160» in Pontresina
- 44 «Die Kräfte des Bösen sind in der  
Minderheit» Gespräch mit Marc Levy
- 47 Tamara Wernli  
Darum finden wir nicht den «Richtigen»
- 48 Friedbert Pflüger  
Die EU verliert eine Schlüsseltechnologie
- 49 Amerikaner sterben jünger  
Gesundheitskrise in den USA
- 50 Linus Reichlin  
Sind Hunde Faschisten?
- 52 Leserbriefe
- 53 Nachrufe Jacques Delors, Gaston Glock
- 54 Beat Gygi  
Ist das Inflationsproblem gelöst?

## FRIEDEN: ADENAUER & DE GAULLE

- 55 Eine Erzfeindschaft wird begraben  
Wie 1958 die deutsch-französische  
Aussöhnung möglich wurde

## LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Verlorenes Land  
Moderne palästinensische Literatur
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Sprache
- 66 Pop sei Dank  
Fabelhafte Hitparaden
- 68 Fernsehen
- 68 Klassik Richard Wagner
- 69 Film «Ferrari»
- 70 Kunst Gerhard Richter
- 71 Film «I Am a Noise»
- 71 Jazz  
Christoph Grab: Reflections
- 72 Unterwegs  
König des Stützli-Sex

## LEBEN HEUTE

- 74 Wunderbare Welt
- 74 Unten durch
- 75 Sex
- 76 Zeitzeichen
- 77 Häuser
- 77 Thiel Redaktionssilvester
- 78 Bei den Leuten  
Feierliche Stimmung in St. Moritz
- 80 Essen
- 80 Wein
- 81 Auto
- 81 Objekt der Woche
- 82 Das indiskrete Interview  
Tamara Cantieni, Entertainerin



# DIE WELTWOCH

Weltwoche Digital

Vielen Dank für Ihre Treue!

[weltwoche.ch](http://weltwoche.ch)



# Mit Vollgas in Richtung Nato

Der neue Staatssekretär für Sicherheitspolitik, Markus Mäder, pflegt enge Kontakte zum westlichen Militärbündnis. In der SVP formiert sich Widerstand.

Rafael Lutz

Zwei Tage vor Weihnachten verkündete Viola Amherd ihre frohe Botschaft: Die Wehrministerin präsentierte Markus Mäder als neuen Staatssekretär für Sicherheitspolitik (Sepos). Bei den Neutralitätsbefürwortern von links bis rechts haben die Alarmglocken inzwischen zu läuten begonnen. Mit Blick auf die militärische Laufbahn Mäders,

Bern

in der «Kosovo Force» (Kfor) im Kosovo. Später weilte er im Nato-Hauptquartier in Brüssel als stellvertretender militärischer Berater der Schweizer Mission beim Militärbündnis. Diese stellt den «Informationsaustausch und die nötigen Verbindungen zwischen der Schweizer Armee und den Nato-Militärbehörden [...] sicher», wie Mäder das Tätigkeitsfeld in der *Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitschrift* 2009 beschrieb.

## Parteiischer geht nicht

Die Mission ist laut dem Brigadier ein «zentrales Instrument» bei der Beteiligung der Schweiz am «Euro-Atlantischen Partnerschaftsrat» sowie an der «Partnerschaft für den Frieden». Mit dem letzteren Programm hat die Schweizer Regierung in den 1990er Jahren den ersten Schritt in Richtung einer Nato-kompatiblen Armee getan. Gegen diese Kooperationen, die Nato-Kritikern hierzulande ein Dorn im Auge sind, hat Mäder nichts einzuwenden. Die NZZ sieht in dem Brigadier, nicht überraschend, «den richtigen Mann».

Mäder begrüßte in der Vergangenheit die Teilnahme von Schweizer Militärs an Krisenmanagement-Übungen (CMX) der Nato, in denen das Militärbündnis Krisenplanspiele exerziert. Die Beteiligung der Schweiz an der CMX 2005 zeigte laut ihm die «zentrale Bedeutung der Kooperationsfähigkeit [...] auf politisch-strategischer Stufe», um gemeinsame «Sicherheitsherausforderungen» bewältigen zu können.

Auch bei Mäders akademischen Schriften ist eine Nato-Affinität kaum zu übersehen. Der neue Sepos-Chef, der unter anderem Weiterbildungen am King's College in London sowie am National War College der US-Streitkräfte in Washington absolvierte, tut sich in seinen Analysen schwer, eine konsequent neutrale Haltung in den Konflikten einzunehmen.

Seine Lizentiatsarbeit, die der Historiker an der Universität Zürich schrieb, befasste sich mit der verdeckten Kriegsführung des ehemaligen US-Präsidenten Dwight D. Eisenhower. Seine Dissertation untersucht, wie sich die Strate-

gie der britischen Streitkräfte nach dem Ende des Kalten Krieges entwickelt hat. Den Einsatz der britischen Kfor-Truppen im Kosovo sah er in seiner Doktorschrift positiv. Diese hätten «wesentlich zur Stabilisierung und zum Wiederaufbau» des Kosovos beigetragen.

Eine Sichtweise, die parteiischer nicht sein könnte: In den Augen nicht weniger Serben werden die Kfor-Truppen, die unter dem Kommando der Nato stehen und die bis heute im Kosovo stationiert sind, alles andere als neutral wahrgenommen.

Für die Befürworter einer strikten Neutralitätspolitik ist Mäders Ernennung ein Rückschlag. Nicht weniger beunruhigend: Zu Mäders

*Mäder tut sich schwer, in seinen Analysen eine konsequent neutrale Haltung einzunehmen.*

Stellvertreterin hat Amherd Pälvi Pulli ernannt – die gebürtige Finnin, die im VBS als federführend für die Nato-Annäherung gilt.

## Am Parlament vorbei

Im Parlament regt sich Opposition. Dass Mäder, der sich nicht einmal für das Amt beworben hat, nun Sepos-Chef ist, sorgt für Stirnrunzeln. So etwa bei den beiden SVP-Nationalräten Roland Rino Büchel und Mauro Tuena. Beide schätzen Mäder als Nato-affin ein. «Mir ist es ein Rätsel, wieso er den Job bekommen hat», sagt Büchel, der sich auch über den Zeitpunkt der Ankündigung gewundert hat.

Tuena befürchtet, dass unter Mäder der bisherige Nato-Annäherungskurs im VBS weiter vorangetrieben wird. «Amherd weiss genau, dass eine Nato-Mitgliedschaft in der Schweiz niemals möglich wäre. Gleichzeitig betreibt sie – teilweise am Parlament vorbei – eine schleichende Nato-Anbindung.»

Büchel und Tuena werden nächste Woche in der Aussenpolitischen respektive der Sicherheitspolitischen Kommission Amherd mit kritischen Fragen konfrontieren. Beide fordern sie mehr Transparenz in der Causa Sepos.



Amherds frohe Botschaft: Sepos-Chef Mäder.

der als Brigadier früher ein Panzerbataillon kommandierte, ist eine gewisse Nähe zur Nato kaum von der Hand zu weisen.

Der neue Sepos-Chef, der für eine engere Zusammenarbeit mit der Nato plädiert, war im Verteidigungsdepartement Chef Internationale Beziehungen Verteidigung und von 2011 bis 2015 als Militärattaché in Islamabad tätig. Zum westlichen Militärbündnis hat er in seiner Karriere intensiv Kontakte aufgebaut. Zu Beginn der nuller Jahre arbeitete er als Offizier



# Lieber Beat Feuz

Ich freue mich auf Ihre Kommentare bei den Skirennen in Adelboden und am Lauberhorn. Ich freue mich auf das Vergnügen, Ihnen zuzuhören. Sie haben uns TV-Zuschauer bei der Abfahrt in Gröden tief beeindruckt mit Ihrem Co-Kommentar: Da haben sich ganz neue Dimensionen aufgetan.

Sie sprechen zunächst mal in kurzen Sätzen, in freundlicher Tonlage, gut gelaunt, präzise und gut verständlich. Das ist schon mal sehr wichtig. Der Zuschauer findet Sie spontan sympathisch. Sie haben einen guten Grind, wie wir Berner sagen. Dann bereichern Sie Ihren Kommentar mit viel persönlicher Erfahrung, mit Infos und Storys über die Athleten, die Sie bestens kennen.

Sie sind, wie Sie selbst sagten, mit jeder Bodenwelle per du. Ihre Erinnerungen sind frisch, man spürt, wie Sie gedanklich mitfahren. Man merkt, da spricht ein Kenner, der uns Zuschauern viel mehr gibt als viele Ihrer Vorgänger.



*Bis bald am Bildschirm:*  
Kommentator Feuz.

Marc Berthod wirkt neben Ihnen wie ein Auslaufmodell. Wer Sie in Gröden gehört hat und eine Woche später den lieben Marc Berthod in Bormio, hat den himmelweiten Unterschied fast schmerzhaft empfunden.

Berthod sagte nur, was der Zuschauer selbst sieht: «Er lässt sich weit hinaustreiben», «er

versucht, den Ski laufen zu lassen», «er steht auf dem Aussenski drauf», «die Bodenwelle schiebt ihm den Aussenski weg», «da muss man überzeugt ans Werk gehen», «man ist gut beraten, wenn man über dem Ski drüber ist».

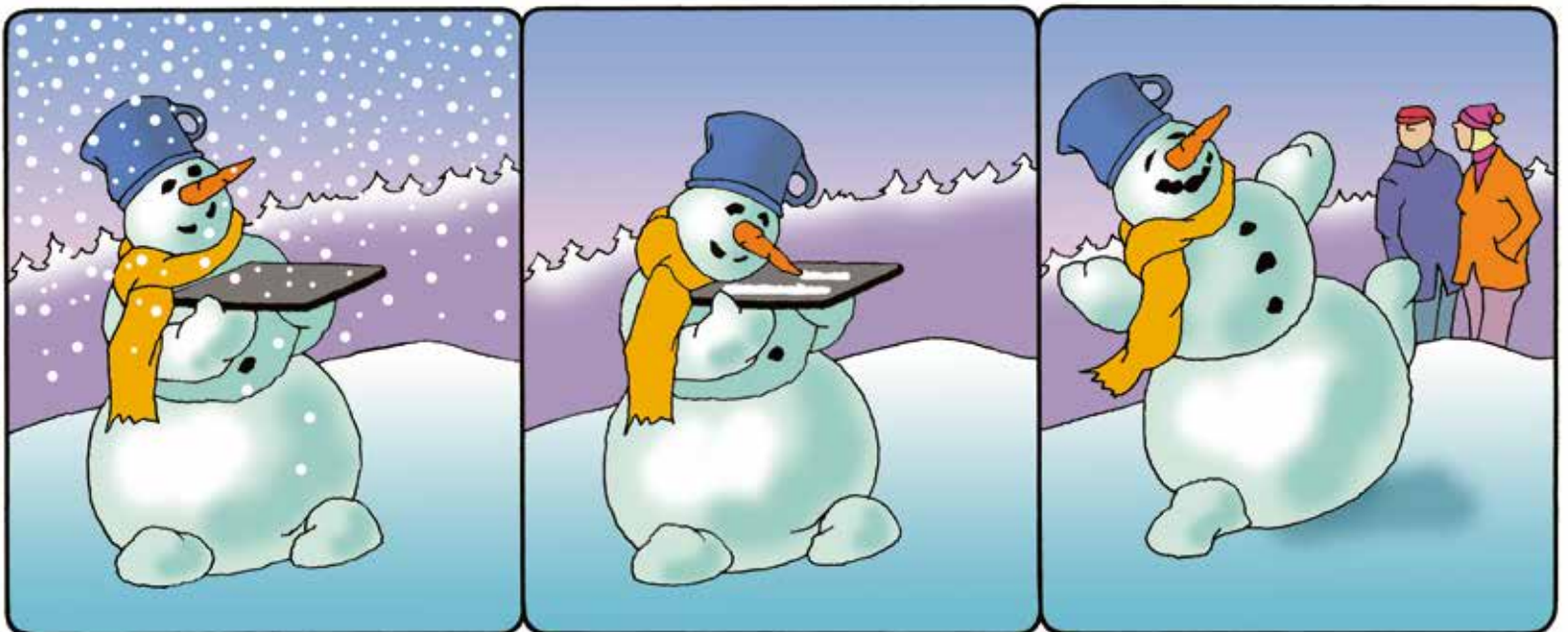
Hallo! Sollte denn der Abfahrer eher neben oder hinter den Skis stehen? Solche Gemeinplätze, solch inhaltsleeres Gelafer nervt den Zuschauer. Da schreit es in einem: bitte, mehr Kalorien!

Aber es geht hier nicht darum, Ihren Vorgänger runterzumachen, andere haben es nicht viel besser gemacht. Es geht darum, aufzuzeichnen, dass mit Ihnen eine neue Ära angebrochen ist. Man versteht, warum das Fernsehen SRF auf Sie gesetzt hat. Eine optimale Wahl.

Bis bald am Bildschirm!

*Mit freundlichen Grüßen*  
Peter Rothenbühler

## BARTAK



# Man erntet, was man sät

Die Bundesfinanzen verlottern – die bürgerlichen Parteien machen's möglich. Bei der Abstimmung über die 13. AHV-Rente könnte sich das jetzt rächen.

**C**hristoph Blocher eilte eigens nach Bern an die Fraktionssitzung seiner Partei, um seine Leute zur Raison zu bringen. «Die Finanzen laufen aus dem Ruder!», lautete der Appell des Alt-Bundesrats. Ohne Gegensteuer würde die Schweiz in die gleiche Misere wie andere europäische Länder laufen. «Ein Staat wie Deutschland, der einst an der Spitze stand, ist im Niedergang», so der SVP-Doyen. Er sprach sich dafür aus, ein ganzheitliches Sparpaket auszuarbeiten, statt punktuelle Einsparungen vorzunehmen. «Die Kostensenkung ist keine politische, sondern eine Führungsaufgabe.»

Die Warnungen des früheren Industriellen zeigten beim Kader der Volkspartei ihre Wirkung. Die SVP versuchte, sich bei den Budgetberatungen in der Winter-session für Kürzungen einzusetzen – die Gruppierung stand aber auf verlorenem Posten. Der Bund will 2024 den Rekordbetrag von 85,7 Milliarden Franken verpulvern. Eingeplant ist ein Defizit von 2,6 Milliarden Franken. Die SVP will jetzt ein Positionspapier mit den entsprechenden finanzpolitischen Forderungen erarbeiten.

## Aufstockung um 50 Millionen

Es kommt nicht von ungefähr, dass der gewiefte Strategie Blocher bei der Finanzpolitik einen Kontrapunkt setzt. Seit der Covid-Pandemie hat sich im Bundeshaus ein neuer Schlendrian bei der Verteilung von Steuergeldern entwickelt. Die Mittel liegen den Politikern so locker in der Hand wie noch nie. Wer hat noch nicht, wer will noch mal, heisst die Devise in Bern. Einige Beispiele: 1,2 Milliarden Franken plant die Eidgenossenschaft im kommenden Jahr für Ukraine-Flüchtlinge auszugeben. Das Büro für Gleichstellung profitiert ebenfalls von den spendablen Volksvertretern und erhält 1,5 Millionen mehr, als der Bundesrat veranschlagte. Auch der regionale Personenverkehr wird bedient: National- und Ständerat stocken die Bundesgelder um 50 Millionen Franken auf.



*Multimillionen-Manna:* Nationalrätin Gutjahr.

Dass die bürgerlichen Parteien bei den Staatsfinanzen die Zügel aus der Hand geben, könnte sich rächen. Bald nimmt der Abstimmungskampf für zwei sozialpolitische Vorlagen Fahrt auf, die am 3. März vors Volk kommen. Ein Begehren der Gewerkschaften verlangt, dass Pensionäre eine 13. AHV-Rente erhalten. Das zweite Anliegen der Jungfreisinnigen fordert, dass das

*Dieses Land hat Geld für alle, ausser für seine ältere Bevölkerung.*

Ruhestandsalter erhöht wird. Eine Allianz von GLP, Mitte, FDP und SVP rennt geschlossen gegen die linke Initiative an. Das Hauptargument sind die Kosten. Unternehmerin und Thurgauer SVP-Nationalrätin Diana Gutjahr: «Eine 13. AHV-Rente würde gegen 5 Milliarden Franken pro Jahr kosten. Das kann sich die AHV schlicht nicht leisten.»

Die Frage ist nun aber, wie glaubwürdig diese Beteuerungen angesichts eines explodierenden Sozial- und Bundesaufwands sind. Jede An-

spruchsgruppe konnte ihren Bedarf geltend machen. Doch die Menschen, die ihr ganzes Leben gearbeitet haben, lassen die Verantwortlichen im Bundeshaus im Regen stehen. Sogar das Palästinenserhilfswerk UNRWA, das im Verdacht steht, Antisemitismus zu verbreiten, darf weiter mit dem Multimillionen-Manna von der Eidgenossenschaft rechnen. Der Eindruck ist klar: Dieses Land hat Geld für alle, ausser für seine ältere Bevölkerung. Nicht nur das: Die Freisinnigen möchten sogar, dass die Menschen länger arbeiten.

## An der eigenen Nase nehmen

Die SVP steht vor einer Herkulesaufgabe. Sie vertritt von allen Parteien die meisten Leute mit kleinen Einkommen und entsprechend bescheidenen Renten. Die Volkspartei muss viel Überzeugungsarbeit leisten, um ihre Anhänger davon abzuhalten, Anfang März ein Ja in die

Urne zu legen. Erste Sektionen haben bereits kapituliert. Kurz vor Weihnachten beschloss die Genfer Kantonalpartei, entgegen den Parolen der nationalen SVP, das Anliegen für eine 13. AHV-Rente zu unterstützen. Lionel Dugerdil, Präsident der Genfer SVP, bringt als Begründung ein Argument auf den Tisch, das in nächster Zeit öfter zu hören sein wird: «In Genf ist es für ältere Leute praktisch unmöglich, nur von der AHV zu leben.»

Pierre-Yves Maillard, Präsident des Gewerkschaftsbundes, hat Lunte gerochen. Der Waadtländer Ständerat hat eine Einladung der Veranstalter der 36. Albigüetli-Tagung der Zürcher SVP vom 19. Januar 2024 noch so gerne angenommen. Der gewiefte Taktiker weiss genau: Der Anlass bietet die beste Plattform, um für sein Projekt die Werbetrommel zu rühren. Kann der SP-Mann in Zürich punkten und die Besucher überzeugen, wäre das ein wichtiger Etappensieg auf dem Weg zu einem Coup im Frühling. Dass ein solch massiver Staatsausbau gute Chancen hat, dafür müssen sich die bürgerlichen Parteien selber an der Nase nehmen. Man erntet, was man sät.

# Laster, Tugend und Vorsätze

Das Schubidubidu-Ding, wie ich es nenne – schwierig gerade.



*Baby, echte Männer gehen nicht ins Fitnessstudio.*

**D**as mit den Vorsätzen ist auch schon wieder ein paar Tage her. Vielleicht ist es auch schon vorbei, ich bin mir nicht ganz sicher. Viel habe ich mir nicht vorgenommen, ich kenne mich inzwischen ein wenig, im Grunde waren es nur zwei Dinge, etwas Kleines und etwas Grosses. Das eine ist, oder war, den Daseinzustand einer gelassenen Heiterkeit, eines fröhlichen Fatalismus dauerhaft zu verinnerlichen. Das andere ist, oder war, Hanteltraining und Liegestütze.

Das Schubidubidu-Ding, schwierig gerade. Der mich begleitende Weltschmerz sitzt doch tief, und wahrscheinlich brauche ich das Gefühl einer existenziellen Melancholie, um die Welt zu ertragen. Gerne, natürlich, würde ich sie lieber umarmen und mit ihr tanzen, einen Slow-Fox vielleicht, aber die Welt und ich haben ein paar Probleme, einen gemeinsamen Takt zu finden.

Hinzu kommt: Januar. Ich mag ihn grundsätzlich, weil er ein bisschen ist wie Winterschlaf. Man kommt da üppig gesättigt und mit Speckröllchen hinein, bar jedes Hungergefühls fast, man lässt halb die Läden seiner Höhle herunter, legt sich hin und begibt sich in einen statischen Dämmerzustand, dessen einziges Flimmern jenes des Fernsehers, und dessen einziges Geräusch das «Dong» von Netflix ist.

Danach versinkt man in fremde Welten, in denen Menschen die Welt retten, sich selbst, in denen sie verzweifeln, hadern, stolpern, an die Liebe glauben, während man selbst nur Zu-

schauer all jener Tragödien ist, die in einem Leben unterkommen können. So angenehm weltfern könnte der Januar sein.

Was den dösen Januar-Fluss beeinträchtigt, sind die Vorsätze. Diese aus den Tiefen des Sumpfes des schlechten Gewissen stammenden Intentionen, diese einermassen dubiosen Schuldgefühle sich selbst gegenüber, diese Versuche jedes Jahr, mit Lastern aufzuhören und sich einer Tugend hinzuwenden, im Wissen, dass ein anständiges Laster viel mehr Satisfaktion bereithält als eine halbbatzig gelebte Tugend. Ob eine anständig gelebte Tugend mehr Befriedigung bereithält als ein halbbatzig gelebtes Laster, vermag ich nicht zu sagen.

**N**atürlich sind Vorsätze insofern existenziell, als dass sie uns in unserem auch existenziellen Drang bremsen, stets individuelle Schlaraffenländer zu schaffen, in denen es wie in einem Comic Wein regnet und alle essbaren Tiere schon gegrillt oder gekocht umherlaufen, und zwar in Richtung des eigenen Tellers. Das mag jetzt als Erlösungs-Metapher für das Menschsein in unseren Breitengraden übertrieben sein, aber ein wenig zumindest sind wir alle nicht davon gefeit. Vielleicht sind Vorsätze der letzte Kampf gegen das, was man den inneren Schweinehund nennt.

Die Causa mit den Hanteln und den Liegestützen klappt noch. Ansatzweise zumindest,

weil ich mir im Vorsatzwahn die Ziele zu hochgesteckt habe. Bei solchen Kraftsachen überschätze ich mich dauernd, es ist schwer zu sagen weshalb. Narzissmus vielleicht, Realitätsstörung der eigenen Wahrnehmung sowieso.

**M**eine Lebenspartnerin sagt, ich solle in meinem Alter – du bist keine 20 mehr und so weiter – das professionell angehen, im Fitnessstudio, mit Personaltrainer, sonst würds wieder so ausgehen wie Ende Oktober, ein bisschen Volleyball samt Macho-Posing mit einem Achtjährigen, und dann ist die Sehne futsch. Baby, antwortete ich, echte Männer gehen nicht ins Fitnessstudio, das wäre in etwa so, wie wenn ein Cowboy älteren Damen in einer Reithalle Unterricht geben würde und dabei noch lächeln müsste.

Wahrscheinlich habe ich mich bei den Hanteln überschätzt, weil ich es geschafft habe, den gesamten Hantelkoffer, 30 Kilo, ins Auto zu schleppen, wenn auch nur knapp. Das war, wenn ich es mir überlege, das bisher einzige Erfolgserlebnis mit der Hantel. Was ich aufstecke, lächerlich, finde ich, links 7,5 Kilo, rechts auch, ich mache 20er-Repetitionen, Bizeps, Trizeps, Brust, Schulter, Latissimus. Ich trage seit ein paar Tagen eine neue Krankheit mit mir herum, sie heisst Muskelkater. Ich schreib in einem halben Jahr wieder darüber, ob ich dann durch die Vorsätze in der Lage bin, die Welt besser zu ertragen.



# Schule ohne soziale Medien

Die Digitalisierung führt bei Kindern zu Einsamkeit und emotionalen Verkümmierungen – ausgerechnet in einem Alter, das für die körperliche und geistige Entwicklung so wichtig ist. Was tun? Die Lösung liegt auf der Hand.

Margarita Louis-Dreyfus

Als die Lehrerin meiner beiden Töchter am ersten Schultag allen Sechsjährigen einen iPad verteilte, fragte ich sie, ob sie das für sinnvoll halte. «Keineswegs», entgegnete die erfahrene Pädagogin, «aber ich bin gezwungen, die Geräte abzugeben. Ich werde sie im Unterricht aber so wenig wie möglich verwenden.» Tatsächlich treiben unsere Behörden die Digitalisierung massiv voran, nicht zuletzt auf Druck der IT-Industrie, die selbstverständlich nicht das Kindeswohl, sondern den eigenen Profit im Auge hat.

Wir hören oft das hundertfach vorgebrachte Argument, man könne unsere Kinder nicht früh genug mit den sozialen Medien bekannt machen, damit sie die Anforderungen einer digitalisierten Welt bewältigen lernten. Genauso gut könnte man aber den Sechsjährigen einen Autoschlüssel in die Hand drücken und sie ans Steuer eines Fahrzeugs setzen, da man sie ja zeitig mit den Tücken des Strassenverkehrs bekannt machen müsse. Nun mag man einwenden, die Gefahren der sozialen Medien und durch das zunehmende Ersetzen direkter menschlicher Kommunikation durch digitale Kommunikation seien ungleich geringer. Genau hier aber möchte ich mit guten Gründen widersprechen.

## «Recht auf Digitalisierung»

Es ist mir wichtig, zu betonen: Ich wende mich keineswegs gegen den Fortschritt, den Digitalisierung und soziale Medien unserer Gesellschaft bringen. Wer würde bestreiten, dass sie uns den Alltag erleichtern und in vielem angenehmer gestalten? Viele Vorteile der Digitalisierung schätze ich sehr. So wie ich auf keine Vorteile des Autofahrens verzichten möchte. Aber diese beiden Tätigkeiten, das Autofahren und das Benutzen von Social Media, benötigen gewisse Eigenschaften, die Menschen erst in einem bestimmten Alter entwickeln. Deswegen sind die Gefahren einer viel zu frühen Konfrontation unseres Nachwuchses mit der Informationstechnologie enorm: für die Entwicklung der Kinder, für das Familienleben, ja für unsere Gesellschaft als Ganzes.

Vor einem Jahr besuchte ich in Schweden eine Tagung des Global Child Forum. Neben Psychologen und Soziologen sprachen dort zwei Vertreter der Technologie-Industrie, die das Geschäftsinteresse ihrer Unternehmen unerwähnt

## *E-Mobbing ist zu einem weitverbreiteten Problem in den Schulen geworden.*

liessen, dafür «politisch korrekt» über das Recht der Kinder auf eine «ständige digitale Verbundenheit» mit der Welt referierten. Diese Vertreter der Tech-Industrie erklärten, dass gewiss noch nicht alles hundertprozentig in Ordnung sei in der digitalen Welt, aber man werde alles dafür tun, sie immer besser zu machen – damit die Kinder dort, in der digitalen Welt, so viel von ihrer Freizeit wie möglich verbringen könnten. Niemand im Saal protestierte. Ich fragte einen ebenfalls anwesenden Stockholmer Klinikchef, ob er diesem Befund zustimme. «Natürlich nicht», meinte er, «aber wenn ich mich dagegen auflehne, riskiere ich, Schwierigkeiten in meinem Job zu bekommen. Deswegen müssen jene Leute gegen diesen Trend aufstehen, die nichts zu verlieren haben.» Es war seltsam, so etwas im liberalen Schweden zu hören.

Im Gespräch mit Königin Silvia und deren Schwiegertochter, einer dreifachen Mutter, konnte ich meine Bedenken ausführlich anbringen. Das Interesse der königlichen Familie



*Zeichen einer neuen, beunruhigenden*

an diesem Thema war beeindruckend. Mittlerweile ist die Skepsis gegenüber iPads und Laptops an den Schulen so gross geworden, dass die schwedische Regierung wieder vermehrt zu den klassischen Unterrichtsmaterialien Heft und Buch zurückkehren will. Die forschenden Experten warnen eindringlich, dass neben den emotionalen Defiziten der Rückgang der Lernkompetenz immer ersichtlicher werde. In Frankreich sind zumindest private Handys, Tablets und Smartwatches an den öffentlichen Schulen seit 2018 verboten. Denn das Ablenkungspotenzial der Unterhaltungselektronik auf Kosten der Aufmerksamkeit im Unterricht ist längst erkannt. Kinder und Jugendliche mit Smartphones bewegen sich viel weniger in den Pausen, und die Kommunikation zwischen den Schülern und Lehrern leidet ebenso wie das Schulklima. E-Mobbing ist zu einem weitverbreiteten Problem in den Schulen geworden.

Solche Erkenntnisse sind keineswegs fortschrittsfeindlich, sondern entsprechen der Lebenswirklichkeit. Viele medizinische Experten warnen, dass eine frühe Digitalisierung und der zunehmende Einsatz von sozialen Medien im Kindesalter schädlich sind für die emotionale, körperliche und intellektuelle Entwicklung. Viele meiner Freunde beschwerten



*menschlichen Mentalität:* Albert Ankers «Schulspaziergang» (1872), leicht aktualisiert.

sich, dass sie ihre Kinder an die Social Media verloren haben und sie nichts dagegen tun können. Es ist, als ob wir die Kinder – statt ihnen das Laufen beizubringen – direkt auf ein Fahrrad, ja auf ein E-Bike setzen. Sie überspringen in dieser entscheidenden Lebensphase wichtige Lernprozesse für ihre spätere Widerstandsfähigkeit.

Warum ist das Alter so wichtig? Wenn man in der Kindheit nicht gelernt hat, Velo zu fahren, kann man das später noch lernen. Wenn man als Kind aber keine Charakterzüge ausgebildet hat, um die Komplexität des Lebens zu ertragen und ein konstruktives Mitglied der Gesellschaft zu werden, ist das schwer nachzuholen. Manchmal klappt es. Was man aber nicht nacherziehen kann, sind die positiven Emotionen, die den Menschen für die Selbstüberwindung zugunsten eines sinnvollen Zwecks belohnen. Die kann man nur als Kind während einer komplexen Situation vor allem in der Familie erlernen. Deswegen ist diese kindliche Phase der Entwicklung so wichtig.

Wenn die Kinder ihre Schul- und Freizeit vor ihren Geräten verbringen, statt direkt mit Menschen zu kommunizieren, führt dies zu emotionaler Verwahrlosung. Der direkte Kontakt sowie die zwischenmenschlichen Auseinander-

setzungen gehören zu den wichtigsten Bedingungen, die den Kindern ermöglichen, eine richtige Einschätzung des Gegenübers und der ständig wechselnden Umwelt zu entwickeln. Sie fördern das Entwickeln von Empathie, aber – wo nötig – auch skeptische Distanz. Dieser wichtige Prozess braucht sehr viel Zeit und Mühe. Der Austausch per Whatsapp verkürzt die Lernzeit drastisch und erzeugt eine Art digitale Gleichgültigkeit.

### **Zwang, sich selber zu verkaufen**

Was ist das Wichtigste im Leben? Oft höre ich von Vertretern der Tech-Industrie, dass das unablässige Sammeln von Informationen der Lebenszweck sei. Ich möchte dem widersprechen. Es sind nicht die angehäuften Zahlen und Fakten in unserem Kopf, die uns mit Freude oder Wärme erfüllen oder unsere Einsamkeit, Frustration und Aggression reduzieren. Das Erlernen der ethischen Werte und der sinnvollen Selbstüberwindung mit belohnenden, positiven Emotionen ist ein Prozess, den die Kinder am ehesten durch direkte Kommunikation mit geliebten Mitmenschen erleben. Die wachsende Zahl der in der digitalen Welt verbrachten Tagesstunden raubt den Kindern die Möglichkeit, zu lernen, wie man Schwierig-

keiten und Frustrationen überwindet. Die Kraft des Durchkämpfens wird ihnen gewissermassen abtrainiert. Die gezielte suchterzeugende Kraft der Social Media macht es den Kindern und den Eltern sehr schwer, die Zeit in der digitalen Welt zu beschränken. Das kennen fast alle Eltern.

Das Problem des verfrühten Einführens von Social Media und Digitalisierung in das kindliche Leben besteht nicht nur in der Überforderung durch die Konfrontation mit Gewalt und Pornografie. Nicht das Fehlen der Vermittlung moralischer Werte steht meiner Ansicht nach im Vordergrund, sondern der Zwang, sich selber zu verkaufen. Wer nicht mitmacht, bleibt ausgeschlossen aus dieser unwirklichen, eben digitalen Gesellschaft. Die sozialen Medien vermitteln den Kindern einen Wettbewerb ohne Grenzen und ohne Sinn. Anstatt die wichtigen Lebensfertigkeiten zu trainieren, entwickeln Kinder narzisstische Eigenschaften und Erwartungen, die später zu Frustration und Depression führen können. Wie man auf einen Baum klettert, lässt sich im Sitzen vor dem Bildschirm nicht erlernen.

Für mich besteht der Erziehungsauftrag der Eltern darin, unaufhörlich ihre Kinder zu motivieren und zu lehren, Dinge zu tun, die sie eigentlich nicht tun wollen. Das Teilen mit den Geschwistern beispielsweise widerstrebt unserem als Egoisten geborenen Nachwuchs. Ein Kind ist emotional nicht davon überzeugt, dass es teilen oder Zähne putzen soll. Aber vieles bekommt einen emotionalen Sinn für das Kind, wenn es dadurch etwas aus Liebe zu seinen Eltern machen kann und von ihnen mit noch mehr Liebe belohnt wird. Das macht die Familie zu dem geeignetsten Ort, wo die Kinder die gesellschaftlichen Werte auf emotionalem Weg lernen können. Auch die Lehrer müssen ständig unangenehme Aufgaben von Kindern einfordern und nach Möglichkeiten

*Wie man auf einen Baum klettert, lässt sich im Sitzen vor dem Bildschirm nicht erlernen.*

suchen, wie man die Kinder motiviert, sich selber zu überwinden und dabei positive Emotionen zu entwickeln (wie der Stolz auf den eigenen Willen oder die Freude über eine erledigte sinnvolle Aufgabe). Das alles lernt man nur in komplexer emotionaler Umgebung und nicht in einer digitalen Welt mit schnellen und einfachen Lösungen.

Ich frage mich, was die sozialen Medien auf längere Sicht aus uns Menschen machen. Während einer langen Evolutionszeit und durch ständige Herausforderungen entwickelten die Menschen emotionale, physische und intellektuelle Eigenschaften, die heute sehr schnell mit leichtem und sinnlosem digitalem Leben abtrainiert werden können. Die grösste Gefahr



kommt meiner Meinung nach von der Sinnlosigkeit, mit der Social Media Menschen, besonders Kinder, heute ausfüllen. Was macht das aus Menschen? Werden viele zu widerstandsunfähigen und gleichgültigen Robotern degenerieren? Was wird diesen Menschen die Kraft geben, nicht aufzugeben? Welches sind die Leader von morgen, die ihre Mitmenschen noch zu ausserordentlichen Leistungen zu motivieren vermögen? Wie sehen die Auswirkungen für unseren gesellschaftlichen Zusammenhalt, für das Funktionieren unserer Demokratie aus, wenn die Menschen nicht mehr die Fähigkeiten besitzen, einander zu verstehen und freiwillig miteinander zu teilen? Wie steht es dann um die Anfälligkeit auf Diktatoren? Was tun wir, wenn grosse Teile der Bevölkerung unproduktiv werden, weil die digitale Welt ihre Kompetenzen stark reduziert, ihren Lebenssinn geraubt und ihren Bezug zur Wirklichkeit zerstört hat?

### Brücke zwischen den Generationen

Eine gute Schule muss von Anfang an vermitteln, dass das Leben eine ständige Herausforderung, eine unaufhörliche Selbstüberwindung bedeutet. Sie muss aufzeigen, dass Menschen diese Aufgabe bewältigen können, ohne die Lebenslust zu verlernen. Denn die innere Befriedigung nach dem Lösen einer sinnvollen Aufgabe ist umso grösser, je schwieriger

diese Aufgabe war. Um das zu lernen, brauchen Kinder die richtige Umgebung und genügend Zeit. Zu diesem Zweck sollten Kinder ihre IT-Geräte während des Schultages nicht dabei haben, damit sie mehrere Stunden pro Tag auf sich selber gestellt werden – ohne die Möglichkeit, sich hinter dem Bildschirm zu verstecken oder die Bedürfnisse der Mitschüler zu ignorieren.

Ein Nichtbenutzen während einer Lektion genügt nicht, da dann alle Gedanken auf das Handy in der Tasche und dessen neueste Nachrichten ausgerichtet sind. Auch die Eltern müssen den schwierigen, weitgehend nicht digitalisierten Weg gehen, sonst verlieren sie den emotionalen Zugang zu ihren Kindern. Die Lehrer können mithelfen, die emotionale Verbindung zwischen Kindern und Eltern zu unterstützen. Etwa durch Projekte, in denen die Kinder das Leben und die Bedürfnisse ihrer Eltern erforschen müssen. So können die Lehrer einen Dialog zwischen Kindern und ihren Eltern in Gang setzen, der als Brücke zwischen den Generationen dienen, Lebenssinn geben und vor Einsamkeit schützen kann.

Die künstliche Welt der Digitalisierung verhindert die Verbindung zwischen Kindern und ihrer wirklichen Umwelt. Die Folge ist oft genug die trostlose soziale Isolation. Kein Wunder, hat die Weltgesundheitsorganisation im November die Einsamkeit zum globalen Gesundheitsproblem erklärt. Einsame Menschen leiden unter

einem höheren Risiko, schwer zu erkranken, von Schlaganfällen über Angststörungen bis zu Demenz, Depression und Suizidalität.

Ich bin fest überzeugt, dass der Menschheit gedient wäre, wenn die Jugend bis zum 16. Altersjahr keine sozialen Medien konsumieren würde, so wie sie erst ab einem bestimmten Alter das Autofahren praktizieren darf. Zumindest die Schule müsste die Digitalisierung auf das absolut notwendige Minimum beschränken und stattdessen wieder ver-

*Eine gute Schule muss vermitteln, dass das Leben eine unaufhörliche Selbstüberwindung bedeutet.*

mehrt menschliche Kontakte voll ausschöpfen. Dasselbe gilt für Familien. Einfache Mobiltelefone wie von Nokia könnten die Erreichbarkeit gewährleisten. Es wäre ein wahrer Akt der Befreiung, die Kinder von der Scheinwelt in die reale menschliche und familienbezogene Welt zurückzuführen. Davon muss die Gesellschaft allerdings zuerst überzeugt werden. Ein kleiner Anfang könnte darin bestehen, dass bekannte Influencer, Sportler, Sänger und Schauspieler über ihre Eltern, Geschwister und Familien-erlebnisse als Quelle der positiven Emotionen öffentlich sprechen würden.

Am World Economic Forum im Januar werden wir in Davos mit internationalen Experten über die Folgen der wachsenden Digitalisierung und des Social-Media-Gebrauchs für Kinder sprechen. Das Problem treibt mittlerweile auch die Chefs grosser Unternehmen um, da mehr und mehr junge Spezialisten für den Arbeitsstress die nötige emotionale Widerstandsfähigkeit nicht mehr mitbringen. Auch die reduzierte Fähigkeit von Jugendlichen, sich lange zu konzentrieren und selbständig komplexe Analysen durchzuführen, beginnt der Arbeitswelt Sorgen zu machen.

Das sind alles Zeichen einer neuen, beunruhigenden menschlichen Mentalität. Sie ist die direkte Folge einer digitalisierten Kindheit. Wir sprechen jeden Tag über den Klimawandel und welche tragischen Folgen dieser auf unsere Zukunft haben wird. Es wäre für mich ein Traum, wenn sich jede Firma und jeder Mensch mit den latenten Gefahren des «Menschenwandels» genauso intensiv auseinandersetzen würde. Denn wir möchten auch in Zukunft keine ferngesteuerten Roboter heranbilden, sondern empathische, selbständige und widerstandsfähige Menschen, die mit beiden Beinen in der Lebenswirklichkeit stehen und die unzähligen Herausforderungen ihres Alltags meistern können.

Margarita Louis-Dreyfus ist Unternehmerin und Mutter von fünf Kindern.



Leben als ständige Herausforderung: Autorin Louis-Dreyfus.





Walliser Heiterkeit: Eliane Amherd.



Linke Seilschaften: Mattea Meyer.



Die Heimat ruft: Viola Amherd.

## WANDELHALLE / MARCEL ODERMATT

# Berset, Amherd, Amherd, Hauser-Süess, Darbellay, Metzler, Widmer-Schlumpf, Leuthard, Blocher, Truffer, Pfister, Jositsch, Cassis, Kutter, Meyer, Siegrist, Pult, Jans

**Alain Berset** verabschiedete sich auf Französisch. Der eitle Genosse, der stets den grossen Auftritt sucht, schlich sich an der Bundespräsidentenfeier seiner Nachfolgerin **Viola Amherd** in Brig davon. Er verzichtete darauf, mit dem Sonderzug in die Bundesstadt zurückzukehren. Der vorzeitige Abgang passt zum Wesen helvetischer Staatsführung. Nimmt jemand den Hut oder im Fall von Berset seinen Borsalino, ist Schluss mit Glanz und Glamour. Dagegen nützen auch keine Ulkvideos, wie sie der SP-Mann zu Silvester verbreitete.

Während Berset die Amherd-Party in der Simplonhalle verliess, konnte man beobachten, wer in der Mitte-Partei die Hosen anhat. Zum eigens komponierten «Bundespräsidentin Viola»-Song der Oberwalliser Musikerin **Eliane Amherd** (nicht verwandt mit der gleichnamigen Heldin ihres Stücks) führte **Brigitte Hauser-Süess** einen sichtlich angeheiterten Walliser Staatsratspräsidenten **Christophe Darbellay** übers Parkett. Ohne die Strippenzieherin mit Luzerner Wurzeln lief in den letzten zwanzig Jahren in der CVP-BDP-Mitte-Welt wenig bis nichts. Ob **Ruth Metzler**, **Eveline Widmer-Schlumpf**, **Doris Leuthard** und jetzt Amherd – alle Bundesrätinnen hörten und hören auf den Rat der mittlerweile 69-Jährigen.

Ihren Einfluss wird sie weiter geltend machen. Sie darf bis zu ihrem 70. Geburtstag im September dieses Jahres weiterarbeiten. Die Kommunikationsspezialistin kann es sich deshalb leisten, Komplimente auf alle Seiten

zu verteilen. So kokettiert sie im Gespräch mit der *Weltwoche*, sie habe während ihrer Zeit im Bundesamt für Justiz «auch gerne für **Christoph Blocher** gearbeitet».

Hartnäckig hält sich das Gerücht, dass Amherd nach ihrem Präsidentschaftsjahr ins Wallis zurückkehren wird. Die Mitarbeiter der Anwaltskanzlei Act, bei der sie bis zu ihrer Wahl in den Bundesrat tätig war, erschienen in corpore zum Festakt. Mit ihrem damaligen Kollegen, dem Advokat und Notar **Felix Truffer**, wagte die nicht als Bewegungstalent verschriene Sportministerin sogar ein Tänzchen. Einen Hinweis auf einen baldigen Rücktritt könnte die auffällige Zurückhaltung von **Gerhard Pfister** bei den Gesamterneuerungswahlen für den Bundesrat geben. Der Mitte-Chef, der mindestens so gerne Mitglied der Landesregierung werden würde wie SP-Ständerat **Daniel Jositsch**, gab sich in den letzten Wochen auffällig staatsmännisch und betonte bei jeder Gelegenheit, er verzichte auf eine Kandidatur. Erstens wusste der Zuger Nationalrat, dass es die Basis seiner Partei («Wir halten die Schweiz zusammen») nie goutiert hätte, wenn ausgerechnet seine Fraktion den Tessiner Bundesrat **Ignazio Cassis** aus dem Amt gejagt hätte. Und zweitens weiss Pfister, dass er fast sicher gewählt wird, sollte Amherd in den nächsten ein, zwei Jahren abtreten.

Ein Comeback im Bundeshaus feierte Mitte-Nationalrat **Philipp Kutter**. Nach seinem Skiunfall im Februar kämpft sich der Stadtpräsident von Wädenswil ins politische Leben

zurück. Sogar den Ausflug ins Wallis machte er in Begleitung eines Assistenten mit. Im Januar muss Kutter jedoch für eine Operation ins Schweizer Paraplegiker-Zentrum nach Nottwil zurückkehren und braucht nachher mehrere Wochen Reha. Es sei fraglich, ob er an der Frühjahrsession teilnehmen könne, erklärte der leidgeprüfte Volksvertreter.

Andere Politiker beschäftigen profanere Dinge. Warm eingepackt und ins vertrauliche Gespräch vertieft, schlenderten vor einigen Tagen bei prächtigem Sonnenschein SP-Co-Präsidentin **Mattea Meyer** und Jungsozialisten-Chef **Nicola Siegrist** an der Aare beim Berner Marzilbad entlang. Dass der Zürcher Kantonsrat privilegierten Zugang zur Spitze der nationalen Partei genießt, überrascht nicht. Alle Führungsjobs der Sozialdemokraten sind heute in den Händen von Genossen, die einen direkten Bezug zur Jungpartei haben.

Ein letzter Coup blieb den Nachwuchsrevoluzern jedoch verwehrt. Statt ihres Kampfgefährten **Jon Pult** wählte die Bundesversammlung den Basler Regierungspräsidenten **Beat Jans** in den Bundesrat – ein Mann, der nie bei der heutigen Kadenschmiede der Linkspartei mitwirkte. Pult machte nach seiner Kanterniederlage gute Miene zum bösen Spiel. Seit der Ankündigung seiner Bewerbung für den Bundesrat gibt's ihn nur noch mit Krawatte. Wenigstens für einmal liess sich das Parlament allerdings nicht in die Irre leiten. Von Blendern hat die Schweiz nach der Ära Berset wahrlich genug.

## MÖRGELI

### Kleinschreibung eines Grossen

Dank geschickter Terminierung auf den ereignisarmen Jahreswechsel erhielt der scheidende SVP-Präsident Marco Chiesa zahlreiche journalistische Nachrufe. Allerdings kaum gute – und schon gar nicht gutgemeinte. Der Tessiner habe «zum erfolgreichen Wahlkampf wenig beigetragen» (*Inside Paradeplatz*), «Chiesa war nie der Boss» (CH Media), sondern «zweite Wahl» («10 vor 10»), der vortrug, «was man ihm aufgeschrieben hatte» (NZZ). Bei der schriftlichen Fassung des «Echo der Zeit» (SRF) hiess es in einem freudschenen Versprecher «SVP-Manie» statt «-Manier».

Kommentatoren von Tamedia, die sich Tag und Nacht wünschen, die SVP möge sich in Luft auflösen, bedauerten wortreich, dass Marco Chiasas Partei nicht mehr als 2,3 Prozent zulegte. Er sei von seinen Vorgängern «abgefallen» und «blass geblieben», hiess es unter dem Titel «Missverständnis Marco». Auf den von Tamedia erfundenen «Skandal» seiner Treuhandfirma, der keiner war, habe Chiesa «unsouverän» reagiert. Und überhaupt: «Das breite Publikum wurde nie richtig warm mit ihm.»

Dies selbstverständlich in schroffem Gegensatz zu so einnehmenden, zugänglichen und heiteren Zeitgenossen wie Cédric Wermuth, Gerhard Pfister, Thierry Burkart oder Balthasar Glättli. In Wirklichkeit und jenseits ihrer fürs «breite Publikum» abgesonderten Fake-Artikel wissen die Journalisten genau, dass Marco Chiesa gerade beim breiten Publikum mehr persönliche Sympathiepunkte sammelte als die übrigen Parteipräsidenten zusammen. Und jeder einzelne Medienvertreter würde statt der genannten Politiker ohne Zögern Marco Chiesa auf die berühmte einsame Insel mitnehmen.

In Wahrheit hatte der Tessiner Ständerat gerade darum Erfolg, weil ihn die Journalisten kleinschrieben. Und weil er die SVP im Hintergrund auf Kurs hielt und den Laden organisierte, statt in jedes Mikrofon zu plappern. Der Parteipräsident mit den positivsten medialen Kommentaren aller Zeiten hiess Franz Steinegger. Unter ihm fiel die FDP auf ein bisheriges Rekordtief. Marco Chiesa wollte nicht als Bester erscheinen. Er wollte der Beste sein.

Christoph Mörgeli

# Gesucht wird: Karin Keller-Sutter

Wo ist die sonst allgegenwärtige Finanzministerin geblieben? Statt das Schlamassel rund um die OECD-Steuer zu erklären, schickt sie ihre Beamten vor. Von Führung keine Spur.

Marcel Odermatt

**M**agistral war dieses Verhalten nicht. Bundesrätin Karin Keller-Sutter trat kurz vor Jahresende vor die Öffentlichkeit, um mit dem britischen Schatzkanzler Jeremy Hunt ein neues Finanzdienstleistungsabkommen zu unterzeichnen. Bestens aufgelegt, setzte die Säckelmeisterin ihre Signatur unter den Deal, der den Ländern freien Zugang zum jeweils anderen Markt gewähren soll. Die freisinnige Exponentin gefiel sich offensichtlich in der Rolle einer Politikerin, die den Spielraum nützt, den die beiden Staaten haben, weil sie nicht oder nicht mehr Mitglied der Europäischen Union sind.

Eine ganz andere Seite präsentierte Keller-Sutter nur einen Tag später. Sie hielt es nicht für nötig, der Schweizer Bevölkerung zu erklären, weshalb sie darauf beharrt, einen wichtigen Standortvorteil – tiefe Unternehmenssteuern – aufzugeben und die sogenannte OECD-Mindeststeuer einzuführen. Dafür schickte sie Beamte aus ihrem Departement vor, die behaupten mussten, die «Voraussetzungen für eine Inkraftsetzung der Ergänzungssteuer im Inland per 1. Januar 2024» seien erfüllt.

### Malaise der Schweizer Politik

Tatsächlich hatte das Volk die Reform im Juni durchgewinkt. Allerdings handelt es sich dabei um eine «Kann-Regelung». Allein der Bundesrat und die zuständige Finanzministerin entscheiden, ob, wann und welche Elemente der Mindeststeuer die Schweiz einführt.

Keller-Sutter und andere Befürworter suggerierten im Abstimmungskampf, dass die Anpassungen zum globalen Standard würden. Doch jetzt ist alles anders. Die USA – wichtiger Treiber der Neuregelung – haben sich aus dem Projekt verabschiedet, ebenso grosse Volkswirtschaften wie China, Indien, Saudi-Arabien und Brasilien. Nur ein Viertel der ursprünglich 140 Staaten ist noch an Bord, darunter viele europäische. Die EU hat ihre Mitglieder dazu verknurrt, sich dem OECD-Regime zu unterwerfen.

Es hätte für Bundesrätin Keller-Sutter also gute Gründe gegeben, den Bürgern Rede und

Bern

Antwort zu stehen. Warum spielt die Schweiz einmal mehr die Musterschülerin und gibt einen zentralen Wettbewerbsvorteil preis? Zumal selbst die einst lautesten Befürworter dieser neuen Regelung, die Wirtschaftsverbände, namentlich Economiesuisse, inzwischen einen Marschstopp fordern. Will der Bundesrat, wie so oft, Brüssel nicht verärgern?

Der Flop zeigt auf exemplarische Weise das Malaise der Schweizer Politik. Zuerst beschliesst eine undemokratische Organisation wie die OECD eine Reform der Unternehmenssteuern. Angeführt von der Verwaltung und verängstigten Wirtschaftsverbänden, übernimmt die Schweiz in dieser Sache eine Vorreiter- und Führungsrolle – zum Schaden des Landes. Und zum Schluss stehen die politischen Verantwortlichen nicht einmal hin, um zu erklären, wie es zu diesem Schlamassel kommen konnte.

Wer führt eigentlich dieses Land?

*Liebe ist...*



... jeden Tag "Ich liebe dich" zu sagen und es auch zu meinen.

# Gewinnt Maillard dank SVP-Basis?

Viola Amherd zeigt der SVP die kalte Schulter. Der Gewerkschaftsboss geht ins Albisgüetli.



**D**ie SVP-Unterwallis sagte einstimmig ja zu einer 13. AHV-Rente. In Genf stimmten 70 Prozent der SVP-Delegierten für die Initiative des Gewerkschaftsbundes.

Verständlich: Die 2. Säule ist eine teure und erst noch magere Kuh. Allein die Verwaltungskosten machen gleich viel aus wie die Aufwendungen für eine 13. AHV-Rente. Es werden definitiv die Falschen gefuttert.

Der Misch-Index der AHV kann das nicht kompensieren. Weil die realen Löhne faktisch nicht mehr steigen, sondern sinken. Die Kaufkraft der Rentner-Haushalte mit kleinen und mittleren Einkommen schrumpft laufend.

Die konkrete Analyse der konkreten Situation: Frauen mit Schweizer Pass gebären immer weniger Kinder. Aber auch die Frauen ohne Schweizer Pass bleiben weit hinter dem vom damaligen Bundesrat Hans Hürlimann formulierten Ziel von 2,2 Kindern pro Frau zurück. Deshalb werden wir weiterhin auf Zuwanderung angewiesen sein.

Viele Unternehmen stellen keine Lohnabhängigen an, die älter als 55 Jahre sind. Und jene, die noch Arbeit haben, wollen so schnell wie möglich in den Ruhestand. Um das Leben noch etwas zu geniessen, bevor sie den Rollator vor sich herschieben. Steigt gleichzeitig die Produktivität allzu langsam? Oder messen wir die Zunahme der Produktivität falsch? Beides dürfte halbwegs richtig sein.

Karin Keller-Sutter wird nervös. Sie droht uns mit Steuererhöhungen oder mit der Erhöhung der Lohnnebenkosten, wenn wir die AHV-Initiative der Gewerkschaften annehmen. Was unter dem Strich keine grosse Differenz ausmacht.

Der Text der Initiative ist für einmal klar: Bereits ab April 2026 bekommen alle Rentnerinnen und Rentner eine 13. AHV. Die Ergänzungsleistungen dürfen nicht gekürzt werden.

Wie das finanziert wird, lässt die Initiative offen. Das stellt der Bundesrat zu Recht fest: «Der Zuschlag würde den Finanzierungsbedarf für die AHV noch weiter erhöhen. Bei Annahme der Initiative müsste die Zusatzfinanzierungsquelle zwar erst noch bestimmt werden.»

In ihrer Jugend stimmte Viola Amherd für die Abschaffung der Armee. Es ist noch gar nicht so lange her, dass Oberst Christoph Blocher für

*Wegen des harten Frankens wird das Einkaufen im Ausland immer attraktiver.*

eine Guerilla-Armee war, die den Bund pro Jahr höchstens drei Milliarden Franken kosten würde. Die Schweiz mit Tunnels, Raketen-Ordnern und Drohnen als uneinnehmbares Stachelschweiz, als Gaza City im Quadrat. Wäre militärisch immer noch weit abschreckender als der ganze Nato-Technologie-Firlefanz. Die Gruppe Schweiz ohne Armee sollte diese Mumie ausgraben. Denn die Militärausgaben der Schweiz sind bereits heute weit höher als ausgewiesen. Weil die Zahlen von Amherd nur die Ausgaben des Bundes und nicht die Ausgaben der Kantone, Gemeinden und Unternehmen zeigen. Pro Kopf gibt in Mitteleuropa niemand mehr aus als wir. Obwohl wir das von der Nato militärisch optimal geschützte Donut-Loch Europas sind. Unabhängig davon, ob wir bei der Nato mitmachen.

Das automatisierte Fahren setzt sich schrittweise durch. Vorerst auf den Autobahnen. Ihre Kapazität wird erhöht, ohne dass der Staat in Beton investieren muss. Von daher sind die sieben Milliarden, die Albert Rösti in den Ausbau von sechsspurigen Autobahnen stecken will, zum Fenster hinausgeworfenes Geld. Genauso wie eine zweite durchgehende Lötschberg-Röhre.

Hinzu kommt die Landwirtschaft. Immer weniger Menschen verdienen hier ihr Geld. Die Branche erhält 5 Milliarden direkte Subventionen. Und 5 Milliarden indirekte Subventionen dank überbrissenen Zöllen. Wegen des harten Frankens wird das Einkaufen im Ausland immer attraktiver.

**W**enn die Initiative angenommen wird, zahlt die AHV ab 2026 eine 13. Rente aus. Vorerst ist dies für den AHV-Fonds, in dem immerhin 47 Milliarden Franken schlummern, noch kein gravierendes Problem. Trotzdem gerät Keller-Sutter wegen der Schuldenbremse unter Druck. Höhere Mehrwertsteuern und grössere Lohnabzüge brauchen neue Abstimmungen, deren Ausgang unsicher ist.

Bleibt also prioritär das Sparen am richtigen Ort: bei Viola Amherd, Guy Parmelin und Albert Rösti. Es wäre ein absehbarer Kollateralnutzen dank der Schuldenbremse, weil niemand ernsthaft die heilige Kuh Nationalbank melken will. Jene Nationalbank, die zurzeit wieder alles verbockt und dem Werk- und Denkplatz Schweiz den grösstmöglichen Schaden zufügt.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



# Trumps Wahrheiten

Um den Ex-Präsidenten an der Rückkehr ins Weisse Haus zu hindern, scheint jedes Mittel recht. Gleichzeitig übernimmt Nachfolger Biden kleinlaut Kernpunkte von Trumps Agenda.

Urs Gehrig

Seit er offiziell bekanntgab: «Ja, ich will noch mal», sind die Höllenhunde los. Politik, Medien, Justiz scheinen sich gegen Trump eingeschworen zu haben. Mit allen Mitteln wird versucht, den 45. US-Präsidenten an einer Rückkehr ins Weisse Haus zu hindern. Vier Anklagen laufen gegen ihn. Neuerdings möchte man seine Kandidatur gar im Keim ersticken. Gliedstaaten in Colorado und Maine haben ihn von den Wahlen ausgeschlossen.

In dem Kesseltreiben geht vergessen: Trump hat während seiner Amtszeit Partner und Rivalen mit Scharfsinn akkurat eingeschätzt. Und er lag auch mit seinen politischen Entscheiden vielfach richtig. In solchem Ausmass, dass die Biden-Regierung Kernpunkte der Trump-Ära kleinlaut übernommen hat – Punkte notabene, für die man Trump vier Jahre lang geteert und gefedert hatte.

**1 — «Build that Wall»:** Mit diesem Slogan war Trump in den Wahlkampf 2016 gezogen. Mit dem Versprechen hat er die Präsidentschaft gewonnen. Und in der Tat hat er während seiner Amtszeit die Kontrolle über die Grenze wieder in den Griff bekommen und die Massenmigration in die USA eingedämmt.

Kaum im Amt, hat Biden eine komplette Kehrtwende verordnet. Mit brutal ernüchterndem Fazit: Seit Biden an der Macht ist, steht die Grenze zu Mexiko offen wie ein Scheunentor. Rund acht Millionen Migranten wurden in den letzten drei Jahren aufgegriffen, die meisten gelangten ungehindert ins Land. Sprunghaft gestiegen ist auch der Drogenschmuggel – und die Zahl der Drogentoten. Im Jahr 2022 starben in den USA 73 654 Menschen an einer Überdosis Fentanyl, mehr als doppelt so viele wie 2019.

Wenig erstaunlich, dass Biden beim Volk damit haushoch durchfällt. Eine Umfrage des *Wall Street Journal* vom Dezember ergab, dass 64 Prozent der Befragten Bidens Grenzpolitik ablehnen, bloss 27 Prozent befürworten sie.

Aufgrund des öffentlichen Drucks hat Biden abermals eine Spitzkehre eingeleitet. Hatte er im Wahlkampf 2020 noch versprochen: «Es wird kein weiterer Meter Mauer gebaut wer-

den», tut er jetzt das Gegenteil. Im Oktober gab er den Befehl, Trumps Grenzmauer in Texas weiterzubauen.

Der Kurswechsel kam in Schritten. So setzte Biden zuerst Trumps Politik «Remain in Mexico» (Verbleib in Mexiko) wieder ein. Demnach müssen Asylbewerber, die über die Südgrenze einwandern wollen, in Mexiko bleiben, bis ihr Antrag bearbeitet worden ist. Die linke Presse schreibt von einer «schockierenden Wiederbelebung von Trumps Einwanderungsagenda».

Mehrere Berichte deuten darauf hin, dass Biden sogar bereit ist, neue gesetzliche Befugnisse einzuführen, die noch weitergehen, als Trump je gegangen ist. «Sie würden auch die Durchsetzung der Einwanderungsgesetze innerhalb der USA erheblich verschärfen.» Etwas, das Trump für eine zweite Amtszeit geplant hatte, wie das Nachrichtenportal Vox bemerkt, «indem sie die beschleunigte Abschiebung ausweiten und die Inhaftierung von Einwanderern vorschreiben».

**2 — Abhängigkeit von Russland:** Vollversammlung der Uno in New York, 2018, Trump spricht am Rednerpult und erntet Gelächter. Er sagt: «Deutschland wird völlig abhängig von russischer Energie werden, wenn es nicht sofort seinen Kurs ändert. Hier in der westlichen Hemisphäre sind wir verpflichtet, unsere Unabhängigkeit vor den Übergriffen expansionistischer ausländischer Mächte zu bewahren.» Die Kamera schwenkt auf den deutschen Aussenminister Heiko Maas, der mit seinem Kollegen schmuzzelt.

Gut drei Jahre später überfällt Putin die Ukraine. In Berlin wird die Beleuchtung der Denkmäler abgeschaltet; das historische Brandenburger Tor steht im Dunkeln. In Europa sucht man verzweifelt nach Ersatz für das russische Gas. Deutschland sieht sich gezwungen, Kohle zur Stromerzeugung zu verbrennen.

Und Biden? Kaum im Amt, hob er die US-Sanktionen gegen die Nord-Stream-2-Pipeline auf, die Trump bis Amtsende aufrechterhalten hatte. Dieser Schritt zeige Bidens «Engagement der Regierung für die Energiesicher-



Wegweisende Regierungsführung:

heit in Europa», erklärte US-Aussenminister Blinken damals. Im September 2022 ereigneten sich Sprengstoffanschläge auf Nord Stream 1 und 2. Täterschaft offiziell unbekannt. Dringend im Verdacht steht die Biden-Regierung.

Kurzum: Mit seiner eindringlichen Warnung vor der Gefahr einer kompletten Abhängigkeit von russischer Energie traf Trump ins Schwarze. Es hat einen blutigen Krieg gebraucht, bis Deutschland und Biden dies eingesehen haben.

**3 — Ukraine-Invasion:** Der Idee, eine Invasion in der Ukraine zu lancieren, war in Moskau nicht über Nacht geboren. Trump erinnert sich an Gespräche mit Putin, in welchen das Thema aufgekommen sei. «Sehen Sie, ich habe mit ihm gesprochen. Ich sagte [zu Putin]: «Wenn Sie es tun, wird die Hölle los sein. Es wird eine Katastrophe sein. Tun Sie es nicht.»», so Trump in einem Interview mit Fox News letzten Juni. Putin habe zunächst nicht geglaubt, dass Trump etwas unternehmen würde, dann habe er (Trump) nachgedoppelt: «Ich werde es tun, Wladimir, ich werde es tun.» Putin habe «vielleicht 10 Prozent» von dem geglaubt, was er gesagt habe, so Trump. Das habe gereicht, um Putin von einem Angriff abzuhalten.

Es mag eine jener trumpischen Übertreibungen sein, die er in diesem Interview kundtat. Doch in einem wesentlichen Punkt hat er nachweislich recht: Die Invasion ist «erst nachdem ich aus dem Amt geschieden bin» erfolgt. Fest steht auch, dass Putins Raubzüge in der Ukraine stattfanden, als in Washington Demokraten regierten: die Krim unter Obama, der Ukraine-Krieg unter Biden.

Es lag wohl an Trumps resolutem und erratischem Regierungsstil, dass Putin – solange Trump im Amt war – «Gewehr bei Fuss» behielt und überhaupt sich die Potentaten in den Krisenherden auf der Welt mit Aggressionen weitgehend zurückhielten.



Visionär Trump.

Biden versucht, die Autorität, die Trump gegenüber Putin und anderen Herrschern ausstrahlte, mit Waffenlieferungen an Verbündete und militärischen Interventionen zu kompensieren. Die Folgen: Es brechen alte Konflikte neu aus, oder neue Kriege entflammen. Nach Trump ist die Welt unstabiler und unsicherer geworden.

**4 — Lösung des Ukraine-Problems:** Biden und seine Beraterkreise haben Putin komplett unterschätzt: Namentlich die strategische Wichtigkeit, die der Präsident im Kreml der Ukraine zuordnet. Und dessen Entschlossenheit, russische Sicherheitsbegehren durchzusetzen.

Anders Trump. Während seiner Amtszeit liess er einen Plan ausarbeiten, der auf eine friedliche Aussöhnung der Nachbarn Ukraine und Russland abzielte, wie die *Weltwoche* von Quellen mit direktem Zugang zu Trump erfahren hat («Donald Trumps geheimer Friedensplan», Nr. 14/23): «Dieser [Plan] sah vor, dass die 2014 völkerrechtswidrig annektierte Krim bei Russland bleiben und der Donbass – der nach Trumps Demission im Zuge der russischen Invasion weitgehend von Putins Truppen erobert wurde – Russland zugeschant werden sollte.»

Gemäss dem Plan, den Quellen bestätigten, die von Trumps Plänen Kenntnis haben, hätte Moskau Garantien abgegeben, die neu gezogenen Grenzen zu respektieren. Westliche Staaten wiederum würden Kiew Schutzgarantien aussprechen, für den Fall, dass Russland wortbrüchig werden sollte. «Die Ukraine würde jedoch nicht Teil der Nato, sondern ein bündnisfreier und neutraler Staat werden, vergleichbar mit der Schweiz.»

Interessant auch folgende Bemerkung eines Trump-Insiders: Trumps Plan zur Aussöhnung sei bis zu seinem Rücktritt im Januar 2021 in Ausarbeitung gewesen und hätte während einer zweiten Amtszeit realisiert werden sollen.

Als Joe Biden und die Demokraten an die

Macht kamen, drehte der Wind. Gegenüber Putin war man auf Konfrontation eingestellt. Doch nun scheinen Biden und der Westen dort angekommen, wo Trump seine diplomatische Lösung ansetzen wollte.

Nach blutigen Gefechten mit Tausenden von Toten findet seit Monaten ein Stellungskrieg entlang den von Trump umrissenen Linien in der Ostukraine statt. Gerüchte verdichten sich, dass die US-Regierung auf ein Ende des Krieges drängt. Naheliegende Lösung: eine territoriale Aufteilung dergestalt, wie sie Trump offenbar angestrebt hatte.

**5 — «China, China, China»:** Mit dem Schlachtruf identifizierte Trump den Hauptkontrahenten der USA und gab den Ton für seine Peking-Politik vor. Er schickte sich an, mit einem «Handelskrieg» China zum Einhalten von internationalen Spielregeln zu zwingen.

Biden, der sich nicht scheute, in praktisch allen Dossiers die Politik seines Vorgängers rückgängig zu machen, machte bei China eine bemerkenswerte Ausnahme. In den Beziehungen zum grossen Rivalen in Fernost hat sich Biden kaum von Trumps Linie distanziert. Im Gegenteil, Trumps rigorose Haltung gegenüber China sei unter Biden noch «härter geworden», erklärte Wirtschaftswissenschaftler Stephen Roach über Bidens China-Politik auf Bloomberg TV. Das Fakultätsmitglied der Yale University und ehemalige Vorstandsmitglied von Morgan Stanley Asia nannte die weitreichenden Chip-Sanktionen gegenüber China als Beispiel, die auf die höchsten technologischen Ambitionen Pekings abzielen.

2022 erliess Biden umfassende Beschränkungen für die Lieferung von hochentwickelten Grafik-Chips, die im Bereich künstliche Intelligenz eingesetzt werden. Letzten Oktober stopfte die Biden-Regierung Schlupflöcher. Neu dürfen amerikanische Hersteller auch weniger hochentwickelte KI-Chips nicht mehr nach China liefern. Auch der Umweg über Drittländer soll unterbunden werden.

Biden hat viele der von Trump gescholtenen Zölle aufrechterhalten. Er hat China ausserdem scharf für seine Rolle im Umgang mit dem Coronavirus-Ausbruch kritisiert. Und er hat die Menschenrechtslage in China angemahnt und seine Unterstützung für ein unabhängiges Taiwan zum Ausdruck gebracht – zwei Dinge, die auch die Trump-Regierung getan hat, wenn auch erst ganz am Schluss seiner Amtszeit.

Summa summarum: Biden, die Demokraten, die Massenmedien und politisch motivierte Anwälte stellen Trump als Gefahr für die USA und die Welt dar. Man dürfe ihn keinesfalls wieder an die Macht lassen. In Wirklichkeit war seine Regierungsführung in Kernbereichen der Lokal- und Weltpolitik wegweisend. Und Biden schwenkt – durch die Realität erzwungen und nach bitterer Lernphase – auf Trumps Linie ein.



## INSIDE WASHINGTON

### Schützenhilfe der schwarzen Roben

Pünktlich zu Weihnachten fällten vier von den Demokraten ernannte Richter des Obersten Gerichtshofs von Colorado das schockierende Urteil, dass der ehemalige Präsident Donald Trump gemäss der Aufstandsklausel der Verfassung der Vereinigten Staaten aus der Zeit des Bürgerkriegs nicht berechtigt sei, auf dem Wahlzettel für die Vorwahlen in Colorado zu erscheinen. Die Entscheidung wurde bis auf weiteres aufgeschoben, der Oberste Gerichtshof befasst sich derzeit mit dem Thema.

Die Schützenhilfe der schwarzen Roben aus dem blauen – demokratischen – Bundesstaat löst im Weissen Haus indessen keine Freude aus. Unmittelbar nach der überraschenden Entscheidung berichtete NBC News, dass hochrangige Beamte der Biden-Regierung und des Wahlkampfteams «stinksauer» seien. Laut einer Quelle befürchten die Biden-Leute, dass das beispiellose Dekret den Eindruck erweckt, als würde Colorado versuchen, die Wahlen durch nichtgewählte, von den Demokraten ernannte Richter zu beeinflussen, die von «zwielfichtigen linken Spendern» finanziert werden. «Wir alle hoffen, dass Biden bald aufwacht und eine A3-Story im *Delaware News Journal* liest, in der steht, dass der Oberste Gerichtshof mit 9:0 zugunsten von Trump entschieden hat.»

Stattdessen hat die oberste Wahlbeamtin von Maine, eine Demokratin, ihr eigenes Trump-Verbot für den Bundesstaat erlassen. Und es wird erwartet, dass sich als Nächstes auch das höchste Gericht von Oregon mit dem Thema befassen wird.

Der ehemalige Wahlkampfberater von Obama, David Axelrod, hat «sehr, sehr starke Vorbehalte gegenüber alledem». Der CNN-Guru warnt: «Es würde das Land zerreißen, wenn [Trump] tatsächlich daran gehindert würde zu kandidieren, weil Millionen von Menschen für ihn stimmen wollen.»

Amy Holmes



---

# Danke, liebe Muslime

Es ist nicht der Islam, der zu uns gehört. Es sind Sie, mit Ihrer grossen Anpassungsleistung. Das ist oft harte Arbeit. Und vor dieser kann man nur den Hut ziehen.

Alain Pichard

**L**iebe Musliminnen und Muslime, ich komme schon bei dieser Anrede ins Straucheln. Denn angenommen, ich lebte in einer muslimisch geprägten Umgebung und würde in einem Artikel mit «Liebe Christen» angesprochen, würde ich mich als Konfessionsloser gar nicht erst angesprochen fühlen. So musste ich zum Beispiel zur Kenntnis nehmen, dass gemäss einer Studie der Anteil der Konfessionslosen bei Ihnen höher liegt als bei den Christen. Wer hätte das gedacht?

Über 5000 Mitbürgerinnen und Mitbürger, die als Muslime bezeichnet werden, leben derzeit in Biel. Das sind 10 Prozent. Die Zusammensetzung dieser Population unterscheidet sich stark von der in Frankreich. Während unser westliches Nachbarland über sieben Millionen Menschen mit vorwiegend maghrebinischen Wurzeln aufweist, gibt es in unserer Stadt wesentlich mehr Leute aus dem Balkan und der Türkei. Dieses Zusammenleben ist nicht spannungsfrei, aber weit von den Zuständen in den französischen Banlieues entfernt.

## Symbol Ihrer Schaffenskraft

2006 veröffentlichte ich mit drei Kollegen einen Artikel, in dem ich Sie daran erinnerte, dass die Integration keine Einbahnstrasse sei und den mangelnden Lernwillen zahlreicher Migrantenkinder beklagte. Mir ging es immer um den Lernerfolg. Und ich sagte Ihren Kindern immer, dass sie mehr arbeiten müssten als ihre Schweizer Kameraden, das Los jeder Migration.

Ein paar Jahre später deckte ich die Machenschaften des Islamrats auf, der Jugendliche aus Biel indoktrinierte und sie in sogenannte Koranschulen schickte, wo einige von ihnen für den Dschihad rekrutiert wurden. Im linken Milieu warf man mir Islamophobie vor. Die Informationen zu diesen Vorgängen erhielt ich aber von muslimischen Eltern von Betroffenen, die völlig verzweifelt waren. Und viele von ihnen kamen später auf mich zu, um sich bei mir zu bedanken.

Egal, ob Bosnier, Albaner, Pakistaner, Türken oder Kurden, die meisten Kinder und Eltern, mit denen ich zusammenarbeiten durfte, haben meine Anliegen verstanden. Während die

Integrationsbehörden Ihnen die Umkehr aller Werte predigten, wonach bei einem Scheitern nicht Sie, sondern unser fremdenfeindlicher Staat die Verantwortung trägt, haben Sie erkannt, dass der Weg der Eigenverantwortung vielversprechender war. Sie haben mich an Ihre Feste und Hauseinweihungen eingeladen, Ihre Kinder haben in meinem Lehrlings- und Migrantentheater mitgewirkt und sind heute stolze Berufsleute.

Wir sprechen viel über Integration, aber viel zu wenig über Selbständigkeit. Ein Fehler, denn punkto Gründungsmentalität können wir viel von Ihnen lernen. Sie tragen erheblich zum Gründungsgeschehen in unserem Land bei. Ali stellte zum Beispiel sein Kebab-Restaurant ohne zu zögern einer Orpunder Klasse zur Verfügung, die eine Woche lang die harte Berufserfahrung im Gastronomiegewerbe kennenlernen durfte. Der Gemüseladen, den Akif und seine Familie betreiben und der natürlich auch an einem Sonntag geöffnet ist, bietet nicht nur spezielle Waren und eine überaus freundliche Bedienung, er ist ein Symbol Ihrer Schaffenskraft.

An einer kürzlich erfolgten Klassenzusammenkunft erzählte mir Erdan, dass er jetzt endlich für seine Familie ein Haus kaufen konnte. Er kaufte es nicht hier, sondern in Kloten, wo der Fluglärm die Häuser billiger und die Steuern niedriger macht. Gleichzeitig grün-

*Sie haben erkannt, dass der Weg der Eigenverantwortung vielversprechender war.*

dete er eine Computerfirma. Nehat, der mir als Schüler den letzten Nerv ausgerissen hatte, ist nach einer Automechanikerlehre heute stolzer Carosseriebesitzer. Wir fuhren oft zusammen an die Fussballspiele des FCB, in schicken Autos, die er mir mit einem Augenzwinkern präsentierte. Birsan, die stolze Kurdin, die nach einer Pflegefachlehre weiterstudierte und eine eindrückliche Karriere absolviert hat, vertraute mir an, dass sie dieses Dschihadgeschwätz nicht mehr ertragen könne.

Ich erinnere mich an die Mazedonierin Pajtime, die zusammen mit einer Jüdin die Besa-Ausstellung in Biel moderierte. Die Besa-Ausstellung, welche die Rettung der Juden im Zweiten Weltkrieg durch die Albaner würdigte, hat mir das ganze Ausmass Ihres Erfolgs aufgezeigt. Ich lernte Architekten, Ärzte, Juristinnen und Ingenieure kennen, Leute, die das Aufstiegsversprechen unseres Landes eingelöst haben, und natürlich immer wieder solide Handwerker.

## Die Chance, die unsere Gesellschaft bietet

Während unsere Generation Z mit Teilzeitarbeit und Work-Life-Balance durchs Leben schreitet und staunt, dass sie mit dreissig kein Eigentum erwerben kann, arbeiten Sie in Schichten und mit Hilfe der ganzen Familie, um sich mit diesem Netz ein Haus leisten zu können. Als ich bei einer Hauseinweihung eingeladen war, schwärmte der frischgebackene Hausbesitzer, dass er schon wenige Wochen nach der Unterschrift im Grundbuchamt eingetragen war. In seinem Herkunftsland wäre dies, so sagte er mir, nicht ohne Schmiergeld gegangen und hätte mehr als ein Jahr gedauert. Kurz, Sie wurden in unseren Arbeitsmarkt integriert, meistens durch eine Lehre.

Nicht auszudenken, wie der Fachkräftemangel sich ausgewirkt hätte, wenn Sie und Ihre Kinder nicht wären. Viele von Ihnen sind immer noch sehr israelkritisch. Sie akzeptieren aber, dass der Autor dieser Zeilen, der ehemalige Lehrer Ihrer Kinder, für dieses Land einsteht. Damit haben Sie auch ein wesentliches Prinzip unseres erfolgreichen Staates verstanden. Der Respekt vor anderen Meinungen. Es ist nicht der Islam, der zu uns gehört, es sind Sie, mit Ihrer grossen Anpassungsleistung und dem Willen, die Chance, die Ihnen unsere Gesellschaft bietet, zu ergreifen. Das ging nicht immer reibungslos und erforderte oft harte Arbeit. Und vor dieser kann man nur den Hut ziehen!

Alain Pichard ist übers Pensionsalter hinaus in Biel als Lehrer tätig. Er politisiert im Grossen Rat des Kantons Bern und gehört der kantonalen Bildungskommission an. Er ist Mitglied der GLP.

# Die Patriarchin will Spass

Man muss Kris Jenner, Spiritus Rector des Kardashian-Clans, nicht mögen. Aber man kann.

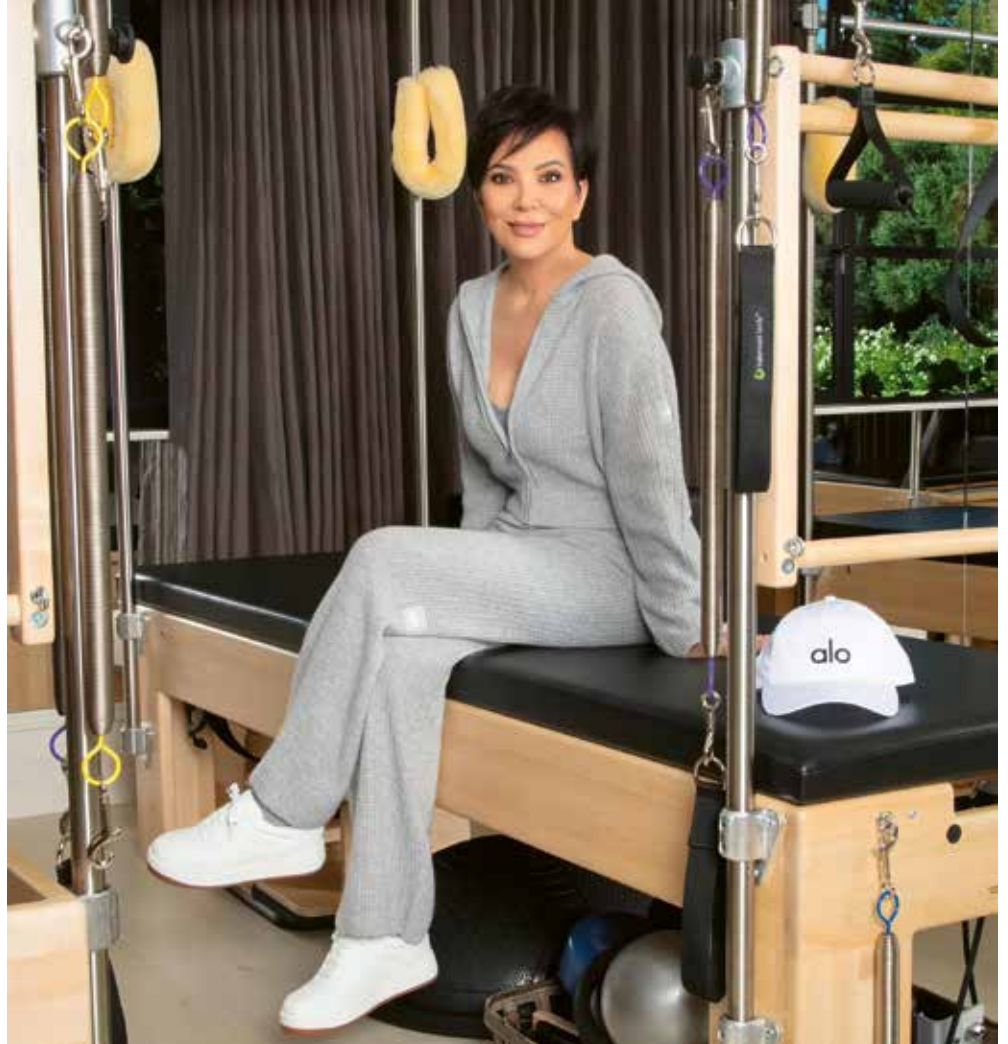
**D**as Jahr 2023 war für Kris Jenner ein gutes Jahr. Aber welches Jahr wäre das nicht? Es begann damit, dass sie an Silvester in den sozialen Medien verkündete: «Ich bin so dankbar für all die fantastischen Erinnerungen, die im vergangenen Jahr entstanden sind.» Ich möchte wetten, deren beste ist die Erinnerung an den Sieg im 108-Millionen-Dollar-Rufmordverfahren, das Blac Chyna, die Mutter des Babys von Jenners Sohn Rob Kardashian, gegen dessen Sippe angestrengt hatte. Und 2023 endete damit, dass Jenner zur Feier ihres 68. Geburtstags in Miami einem Privatjet entstieg, am einen Arm ihren 43-jährigen Boyfriend, am anderen eine Handtasche im Wert von 100 000 Dollar.

## «First Family von Calabasas»

Sogenannte *stage mothers* hat es gegeben, seit es die Unterhaltungsindustrie gibt, also Mütter, die ihre frühreifen kleinen Kinder dazu anspornen, sich zu produzieren. Aber hat es schon mal eine gegeben, deren Imperium darauf beruhte, dass ihre erwachsenen Töchter sich in der Erotikbranche betätigten? Als 2007 Kim Kardashians Sextape bekannt wurde, sorgte Kris Jenner für die Schützenhilfe sämtlicher Familienmitglieder und fungiert seither als «Mamagerin», eine noch nie dagewesene Mischung von Managerin und Matriarchin.

Wie reiche und geile Waltons umarmten, entzweiten und versöhnten sich die Mitglieder der «First Family von Calabasas» in ihrer langlebigen Fernsehserie dermassen oft und heftig, dass eine durchschnittliche Soap sich im Vergleich dazu wie der Wetterbericht ausnahm. All das hat Kris Jenner im Lauf der Zeit ein Vermögen von 170 Millionen Dollar eingebracht.

In einer Welt, in der die Alten über so viel Geld verfügen wie nie zuvor und es, während Rom brennt, verjubeln wollen, ist Kris Jenner attraktiv: Ihre Schönheit und Jugend gingen drauf in ihrer Zeit als *trophy wife* von zwei Männern, die sie auf viel schlimmere Weise verrietten, als sie nur zu betrügen: Der eine wurde Verteidiger des Mannes, der beschuldigt war, Kris Kardashians beste Freundin umgebracht zu haben, der zweite machte sie zu einer «Transwitwe».



Schützenhilfe für alle: Familienoberhaupt Jenner.

Deshalb will Kris Jenner heute Spass haben, und zwar viel. Ihre fünf Töchter, deren vier mittlerweile selbst geplagte Mütter sind, feiern und missbilligen Kris' Tatendrang.

Kris Jenner nicht zu mögen, gibt es gute Gründe: Wie sie in einer frühen Episode von «Keeping Up with the Kardashians» (KUWTK) die weinende, sich sträubende Kim dazu anhält, einen *Playboy*-Fototermin durchzuziehen, gehört zu den seltsameren Dingen, die ich gesehen habe. Doch ihre Zielstrebigkeit und Ausdauer sind bewundernswert. Es gibt heutzutage so viele Definitionen von Feminismus, wie es neuerfundene Geschlechter gibt, doch besteht kein Zweifel, dass die Kardashians ein funktionierendes Matriarchat sind, in dem die wechselnden Männer alle gleich belämmert dreinschauen

und die Frauen das Sagen haben (der arme Rob, Kris' einziger Sohn, ist so unattraktiv und unintelligent, dass man öfter das Gefühl hat, er sei nichts als eine wandelnde Organ- und Blutbank für seine Schwestern).

Es ist wenig erstaunlich, dass Jenner Gerüchten zufolge Ryan Murphys neue Serie produzieren soll, in der Kim eine Figur spielt, die auf ihrer Scheidungsanwältin Laura Wasser beruht. Ein anderes Gerücht, Jenner habe Meghan Markle zu einem Gastauftritt in KUWTK eingeladen, scheint etwas weit hergeholt zu sein. Doch sollte irgendjemand der verachteten Herzogin zu einem erfolgreichen Fernsehauftritt verhelfen können, wäre Kris Jenner bestimmt die Richtige dafür.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



# «Putin ist nicht unberechenbar»

Gabriele Krone-Schmalz zählt zu den renommiertesten Russland-Kennerinnen Deutschlands. Hier spricht die langjährige Moskau-Korrespondentin über Wege zum Frieden in der Ukraine. Die Behauptung, Wladimir Putin sei ein neuer Hitler, hält sie für eine Unverschämtheit.

Roman Zeller

**G**abriele Krone-Schmalz ist die wohl führende Russlandexpertin im deutschsprachigen Raum. Von 1987 bis 1991 berichtete die heute 74-jährige Journalistin als ARD-Korrespondentin aus Moskau, schrieb mehrere Bücher über Russland, 2008 erhielt sie die Puschkin-Medaille für ihre Verdienste um die deutsch-russischen Beziehungen.

**Weltwoche:** Frau Krone-Schmalz, soeben haben Sie den Löwenherz-Friedenspreis gewonnen, wie zuvor der Dalai Lama oder Michail Gorbatschow. Herzliche Gratulation! Wie ist es, in einer solchen Ahnenreihe zu stehen?

**Gabriele Krone-Schmalz:** Ich habe mich unglaublich gefreut. Ich habe auch eine Weile überlegt, ob das wirklich stimmt. Und ich muss sagen, ich empfinde diesen Preis auch als eine Art Ermutigung, als Verpflichtung, die Arbeit, die ich bisher gemacht habe, so weiterzuführen.

**Weltwoche:** Sie setzen sich für den Frieden ein, sprachen an der Friedensdemonstration am Brandenburger Tor, neben Sahra Wagenknecht. Wie lautet Ihre zentrale Botschaft?

**Krone-Schmalz:** Ich habe mir lange überlegt, ob ich da mitmache. Und ob ich auch was sage. Eigentlich finde ich es richtig, dass sich Journalisten eher zurückhalten. Aber in diesen Zeiten kann man sich Zurückhaltung nicht mehr leisten. Da gehört es dazu, dass man als mündiger Staatsbürger Verantwortung übernimmt. Ich versuche, dazu aufzurufen, das Denken umzustellen, weg von dieser Kriegsplanerei – immer nur über Waffenkategorien zu diskutieren und darüber, was man sonst noch braucht, damit die Ukraine gewinnt. Wir sind in einer Situation, da kann niemand mehr gewinnen. Von daher geht es darum, dass man über politische Pläne nachdenkt, ohne dass man Menschen von vornherein ausgrenzt oder ihnen irgendwelche Etikettierungen anhängt.



«Ermutigung»:  
Journalistin Krone-Schmalz.

**Weltwoche:** Welche Exit-Strategie würden Sie vorschlagen, um diesen Krieg zu beenden?

**Krone-Schmalz:** Das ist die Hundert-Milliarden-Euro-Frage. Aber es gibt ja Menschen, die sich darüber Gedanken gemacht haben, es gibt Pläne, wie man anfangen könnte. Fakt ist, dass man miteinander reden muss. Ganz klar. Was ich unverschämt finde, ist, dass Entscheidungsträger in Deutschland sagen: Putin will ja gar nicht verhandeln. Woher nehmen die das? Es gibt genügend Äusserungen und Signale in die völlig andere Richtung. Es ist auch klar, welche Interessen eine Rolle spielen. Also warum setzt man sich nicht zusammen und sagt: «So und so und so muss es jetzt laufen.»

**Weltwoche:** Wie beurteilen Sie die Lage?

**Krone-Schmalz:** Nach meinen Informationen, ich sage es mal flapsig, pfeift die Ukraine auf dem letzten Loch. Sie hat selbst mit westlicher Hilfe keine Chance gegen Russlands Power. Wir stecken in einem Stellungskrieg, einem «Abnutzungskrieg», wie ihn manche nennen, ein fürchterlicher Begriff. Wo soll das hinführen? Im Prinzip werden weiter Menschen verheizt, ohne dass es zu einer Entscheidung kommen könnte. Selbst wenn man davon ausginge, was ich nicht tue, dass einer diesen Krieg gewinnt, was hiesse das dann politisch? Was

würde es politisch bedeuten, wenn Russland verliert? Russland ist in unserer Nachbarschaft, wir müssen in irgendeiner Form mit diesem Land klarkommen, ganz gleich, wer es regiert.

**Weltwoche:** Wie gefährlich ist die Situation?

**Krone-Schmalz:** Sehr gefährlich. Russland ist eine Atommacht. Anfang der 1960er Jahre gab es die sogenannte Kubakrise, wobei Krise der falsche Begriff ist. Es war eine Katastrophe; ein Riesenglück, dass es nicht weiter eskaliert

ist. Der damalige amerikanische Präsident John F. Kennedy hat danach gesagt: «Wenn ich eines daraus gelernt habe, dann, dass man eine Atommacht nicht in die Enge treiben darf.» Dinge wie Gesichtsverlust spielen ja auch eine Rolle.

*«Ich versuche, dazu aufzurufen, das Denken umzustellen, weg von dieser Kriegsplanerei.»*

Es wäre nicht die erste Situation, in der es eskaliert, eben weil man keine Schwäche zeigen will oder weil man Stärke beweisen muss.

**Weltwoche:** Sprechen wir über Russland. Was will Wladimir Putin? Ist er dieser unberechenbare Herrscher, der neue Hitler, zu dem er von den Medien gemacht wird?

**Krone-Schmalz:** Ich greife mal den Begriff «Hitler» auf. Das finde ich eine Taktlosigkeit. Eine Unverschämtheit. Unsagbar. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie Herr Putin denkt. Ich kann Ihnen nur meine über Jahrzehnte getätigten Recherchen aufbereiten. Es geht um eine grundsätzliche Frage: Ist Russlands Interesse mit expansionistischen Gedanken verbunden? Im Sinne von: heute die Ukraine, übermorgen Berlin? Oder hat es mit Sicherheitspolitik zu tun? Wenn man sowohl Putins Äusserungen analysiert, die Politik, die er bisher betrieben hat, nicht zuletzt in seiner ersten Amtszeit, spricht sehr viel dafür, dass sein Handeln mit der fehlenden Sicherheitsarchitektur zu tun hat. Nicht nur die baltischen Staaten und Polen haben historisch erklärable Ängste, sondern auch Russland, dafür muss man nur einen Blick auf die Landkarte und in die Geschichte werfen. Ich mache der EU einen Vorwurf, dass sie nicht erkannt hat, wie wichtig es gewesen wäre, diese jeweils verständlichen Ängste als Basis für eine Politik zu nehmen, die Interessenausgleich zum Ziel hat. Stattdessen hat man immer mehr denjenigen Ländern das Wort überlassen, die mit Moskau noch offene Rechnungen haben. Man muss doch sehen, wie sehr wir eine funktionierende Sicherheitsarchitektur auf dem eurasischen Kontinent brauchen, damit es uns allen gutgeht.



«Sehr, sehr, sehr, sehr einseitige Berichterstattung»: Präsident Putin.

**Weltwoche:** Frau von der Leyen würde Ihnen sagen: Aber die Ukrainer, die gehören zu Europa, sie haben «westliche Werte». Warum ist das falsch aus Ihrer Sicht?

**Krone-Schmalz:** Weil das eine absolut ahistorische Betrachtungsweise ist. Es ist völlig klar, dass eine ganze Reihe von Ukrainern auch in Richtung Westen geguckt hat. Und jetzt erst recht. Aber wenn man sich die Geschichte der Ukraine anschaut, auch die Vorgänge bis 2014, da war es laut Umfragen immer so, dass sie sowohl gute Beziehungen zu Russland als auch zu Europa haben wollte. Deshalb wäre es mit Blick auf das EU-Assoziierungsabkommen sinnvoll gewesen, wenn sich Moskau, Brüssel und Kiew an einen Tisch gesetzt hätten, um das Beste für die Ukraine herauszuholen.

**Weltwoche:** Was triggert Moskau so sehr, wenn es um einen Nato- und EU-Beitritt der Ukraine geht? Was macht dieses Land für Russland so wichtig?

**Krone-Schmalz:** Das sind jetzt zwei verschiedene Dinge. Wenn die Nato immer weiter ihre Waffen an die Grenze Russlands heranrückt und die Vorwarnzeit bei einem Angriff gegen null tendiert, dann ist das Sicherheitsbedürfnis Russlands tangiert – ob mit oder ohne Putin. Eine andere Geschichte ist die Verbindung zwischen der Ukraine und Russland, die Vermischungen, die familiären Bindungen, die historischen, die traditionellen, das ist ein sehr spezielles Verhältnis. Auch wenn Sie heute mit Ukrainern reden, streiten die das gar nicht ab. Ich glaube, beide Seiten hätten

sich nicht vorstellen können, dass sie mal so aufeinander losgehen. Das hätte man in der EU wissen können, dass das ein sehr spezielles Verhältnis ist.

**Weltwoche:** Angenommen, die Ukraine würde tatsächlich EU-Mitglied, was wäre dann?

**Krone-Schmalz:** Dann ginge die EU kaputt. Oder glauben Sie tatsächlich, dass die EU die Ukraine verkraftet?

**Weltwoche:** Glauben Sie, wenn Putin nicht mehr ist, wird das Problem gelöst sein?

**Krone-Schmalz:** Wenn einer wirklich so denkt, ist das an Naivität kaum zu überbieten. Wie wird ein Nachfolger Putins sein? Der wird sich doch nicht mit fliegenden Fahnen in Richtung Westen orientieren, ganz im Gegenteil. Nach dieser Vorgeschichte kann ich mir nicht vorstellen, dass irgendjemand Putin nachfolgt, der dem Westen die Hand reicht. Diese Zeiten scheinen erst mal vorbei zu sein, wenn vom Westen keine Signale kommen.

**Weltwoche:** Könnte es noch schlimmer werden als jetzt?

**Krone-Schmalz:** Ich bin zurückhaltend mit Prognosen, wir sind genug mit der Gegenwart beschäftigt. Aber ich möchte das nicht ausschliessen. Weil Putin, egal, was man gegen ihn sagen möchte, eines nicht war: Er war nicht unberechenbar. Berechenbarer kann man eigentlich gar nicht sein, wenn man auf den Tisch legt: Wir möchten gerne, dass die Ukraine nicht Nato-Mitglied wird, dass die Waffen eben nicht bis an unsere Grenze kommen und, und, und. Dass man darüber redet – oder diese Interessen

wenigstens zur Kenntnis nimmt... Und das ist ja nicht passiert. Im Gegenteil.

**Weltwoche:** Welches ist das grösste Missverständnis des Westens gegenüber Russland und Wladimir Putin?

**Krone-Schmalz:** Ich fürchte, dass die kurze Phase des Vertrauens, die eng mit der Person Michail Gorbatschow und der deutschen Wiedervereinigung verbunden war, kaputtgegangen ist. Diese schon pathologischen Vorstellungen, dass die sich von uns und wir uns von denen bedroht fühlen – aus dieser Spirale müssen wir dringend raus. Aber dazu bedarf es eines starken politi-

*«Wenn einer denkt, das Problem wäre mit Putins Abgang gelöst, ist das an Naivität kaum zu überbieten.»*

schen Willens, den ich so nicht sehe. Bei der Lösung weltweiter Probleme braucht man eben auch Russland. Wir haben nur einen Planeten.

**Weltwoche:** Einer scheint sich komplett zu verweigern: der ukrainische Präsident Wolodymyr Selenskyj. Wie beurteilen Sie ihn?

**Krone-Schmalz:** Er ist angetreten, indem er sagte: Dieser Krieg, den beende ich, wir kriegen das auf eine vernünftige Art und Weise hin. Das ist nun ganz anders gelaufen. Was ich immer wieder aus verlässlichen Quellen höre, ist, dass die Unterstützung um ihn herum nicht mehr so gross ist, wie sie war. Seine militärische Führung hat andere Prioritäten. Auch die Stimmung in der Bevölkerung ist anders geworden. Die Bericht-



erstattung darüber muss man allerdings mit der Lupe suchen. Ich habe selbst mit einigen Ukrainern gesprochen, die sich zwar sehr vorsichtig äussern, aber halt sagen, dass es so nicht weitergehen kann. Die Unterstützung bröckelt, ganz massiv in den USA.

**Weltwoche:** Wie sehen Sie die Rolle der USA? Beziehungsweise: Wie lange spielt die USA in diesem Konflikt noch eine Rolle?

**Krone-Schmalz:** Seit zirka hundert Jahren ist es das Interesse der USA, eine gedeihliche Zusammenarbeit zwischen Europa und Russland zu verhindern, weil das ein wesentlicher Punkt ist, der den USA gefährlich werden könnte. Das ist, und das möchte ich betonen, ein absolut legitimes Ziel, keine Frage. Nur, wenn dies das Ziel der USA ist, dann können wir ja mal überlegen: Was ist denn das europäische oder das deutsche Ziel? Was sind unsere Interessen? Denn die können ja schwerlich damit in Übereinstimmung gebracht werden. Es gibt da sicher Schnittmengen. Aber es gibt eben auch Punkte, in denen es anders ist. Es kann nicht im europäischen Interesse sein, einem Nachbarstaat wie Russland in einer derart feindlichen Weise verbunden zu sein, wie wir das jetzt sind.

**Weltwoche:** Sinnbildlich dafür steht Nord Stream – die Ostsee-Pipelines, die gesprengt wurden. Der amerikanische Reporter Seymour Hersh schreibt, US-Präsident Joe Biden habe den Befehl dafür gegeben. Dann gibt es Berichte, nach denen die Ukrainer die Finger im Spiel gehabt hätten. Russland ist offenbar raus. Was glauben Sie, wer es war?

**Krone-Schmalz:** Ich halte das, was Hersh rausgefunden hat, für die plausibelste Erklärung. Das, was hier in unseren Medien weit verbreitet war, das mit diesem Bötchen und der ukrainischen Besetzung, halte ich für eine Beleidigung des Intellekts. Das kann so nicht funktioniert haben. Was ich fast für eine Unverschämtheit halte, ist, dass beim Antrittsbesuch von Kanzler Scholz in Washington er neben dem US-Präsidenten stand und Herr Biden glaubte sagen zu müssen, wenn da irgendwas losgehe, sei die Pipeline Geschichte – und unser Bundeskanzler steht daneben und sagt nichts dazu. So etwas trägt dazu bei, dass zunehmend Teile der Bevölkerung an der Glaubwürdigkeit derjenigen zweifeln, die uns regieren. Das halte ich fast für die grösste Gefahr, dass die Glaubwürdigkeit verlorengeht, was politische Entscheidung und was die Medien betrifft.

**Weltwoche:** Wenn wir an Gerhard Schröder zurückdenken, war stets von der «Äquidistanz» die Rede. Man wollte gleiche Distanz zu Washington halten wie zu Moskau. Wäre das realistisch für die Zukunft? Oder eine Illusion?

**Krone-Schmalz:** Wenn ich sagen würde, es sei illusorisch, dann müsste man alle Hoffnungen fahren lassen. Ich gehe davon aus, und es gibt ein



«Andere Prioritäten»: Präsident Selenskyj.

paar Anzeichen, dass manche Menschen doch ans Denken kommen, dass es, wenn es so weiterläuft, nur nach unten gehen kann und man vielleicht doch ein bisschen umsteuern muss.

**Weltwoche:** Wie ist es eigentlich bei Ihnen, wenn Sie unterwegs sind? In den Medien werden Sie als «Russland-Versteherin» geschmäht. Wie reagieren die Leute auf Sie?

**Krone-Schmalz:** Die Lebenswirklichkeit auf der Strasse spiegelt das nicht. Und das, was ich an Zuschriften bekomme, spiegelt das auch

*«Was wünschen Sie sich für die Zukunft, Frau Krone-Schmalz?» –  
«Frieden, das ist so simpel.»*

nicht. Der Unterschied zwischen öffentlicher und veröffentlichter Meinung scheint mir doch ein ziemlich grosser zu sein.

**Weltwoche:** Was halten Sie generell von der Medienberichterstattung? Was für ein Zeugnis stellen Sie den Journalisten aus?

**Krone-Schmalz:** Schwierig. Ich kenne genug Kollegen, die jeden Tag darum kämpfen, das machen zu können, was sie als richtig ansehen. Aber Fakt ist, dass es gerade mit Blick auf Russland und die Ukraine doch eine sehr, sehr, sehr einseitige Berichterstattung gibt. Und das stört mich, weil das hat mit meinem Verständnis von Journalismus nicht viel zu tun. Es wird ja oft gesagt, Journalisten müssten Haltung zeigen – ja, ich bin auch dafür, Haltung zu zeigen, wenn es darum geht, Rückgrat zu haben.

Wenn aber «Haltung zeigen» heissen soll, sich in einem Meinungsstreit auf eine Seite zu stellen, hat das nichts im Journalismus zu suchen.

**Weltwoche:** Was halten Sie vom Verbot von RT in der EU und in Deutschland?

**Krone-Schmalz:** Alle Verbote in diese Richtung finde ich unsäglich, das kommt mir so feudalistisch vor. Wenn wir ein demokratisches System haben mit einer vernünftigen Bildung, dann kann es nicht sein, dass irgendjemand darüber bestimmt, welche Inhalte die Menschen in dieser freien Gesellschaft zur Kenntnis nehmen dürfen. Auf einer anderen Ebene betrifft das auch die Flugverbindungen mit Russland. Ich fühle mich da in meiner persönlichen Freiheit drastisch eingeschränkt.

**Weltwoche:** Wieso sind Sie eigentlich derzeit nie in deutschen Talkshows? Sie waren da ja früher oft zu Gast.

**Krone-Schmalz:** Seitdem der Krieg ausgebrochen ist, bin ich nicht mehr eingeladen worden. Mal schauen, wie sich das entwickelt, ob sich das mal wieder ändert. Wobei ich sagen muss, wenn die Dramaturgie dieser Sendungen tatsächlich so ist, dass einer hingesezt wird, und der Rest fällt über ihn her, dann muss man das, glaube ich, auch nicht unbedingt haben.

**Weltwoche:** Schlussfrage: Was wäre Ihr Top-Tipp, damit der Journalismus sich bessert?

**Krone-Schmalz:** Ich verwende immer zwei Begriffe: Perspektivwechsel und Panoramablick. Wer das praktisch umsetzt, ist im Journalismus gut unterwegs. Ich glaube, das könnte den Boden dafür bereiten, dass wir wieder umsteuern und uns nicht gegenseitig nur Dinge um die Ohren hauen, die zur Eskalation, aber nichts zu einer Lösung beitragen.

**Weltwoche:** Und was wünschen Sie sich für die Zukunft?

**Krone-Schmalz:** Frieden, das ist so simpel. Frieden, und dass der Frieden bleibt. Denn so sicher ist das nicht mehr, wie das mal war.

Bei diesem Text handelt es sich um die gekürzte Fassung eines Video-Interviews. Das ausführliche Gespräch finden Sie auf [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch) und [www.weltwoche.de](http://www.weltwoche.de)



# Rettet Europa!

Unsere Welt taumelt, sie hat den festen Boden unter den Füßen verloren. Damit Europa nicht untergeht, müssen wir das Christentum wiederentdecken.

Roger Köppel

*Jeder Mensch muss auf irgendeine Art glauben.*  
Joseph Ratzinger

Unsere Welt ist atemlos. Die Medien, die Politik, die Menschen stürzen von einem Extrem ins andere. Heute klammert man sich an dies, morgen an etwas anderes. Der Eindruck krankhafter Orientierungslosigkeit stellt sich ein. Ein Buchtitel aus den Neunzigern formuliert treffend das Gefühl: «Rasender Stillstand».

Bis vor kurzem konzentrierte sich die Aufmerksamkeit aufs Klima. Es galt, den Planeten vor seinem unwiderruflichen Untergang zu retten. Darauf folgte die Corona-Pandemie. Auf einmal sahen sich die Regierenden und die ihnen nachschreibenden Journalisten als Gralhüter des Lebens, als Päpste der Gesundheit, und wehe, jemand bezweifelte die Dogmen dieser neuen Kirche der Unfehlbarkeit.

Kaum war die Krankheitswelle überstanden, kam die nächste Hysterie. Plötzlich standen wir im Bann des «bösen Russen». Der Einmarsch von Präsident Putins Streitkräften in die Ukraine entfesselte auf der Gegenseite einen kollektiven Rausch aus Panik, Kriegstümelei und geschichtsvergessener Überheblichkeit. Man redete sich ein, das Schicksal des «Westens» entscheide sich in Kiew.

Gespentisch rasch verflog auch dieses Fieber. Der Grund war ein fürchterlicher Terrorangriff auf Israel. Mit einem Schlag verlagerte sich das Interesse weg vom Osten Europas hin zum Nahen Osten, einem mythen- und religionsdurchtränkten Gelände, in dem sich die Menschen schon seit Tausenden von Jahren in immer neuen, uralten Konflikten zerfleischen.

Die Geisterbahnfahrten der letzten Jahre hatten alle etwas gemeinsam: Sie waren geprägt von einer Atmosphäre aggressiver Intoleranz auf Seiten jener, die die Wahrheit auf ihrer Seite glaubten, die ihre Überzeugungen mit dem herrischen Anspruch einer Religion verteidigten, so als ob ihre Existenz, ihre Identität von der Gültigkeit der jeweiligen Positionen abhing.

Kurzum: Die hier beobachtete Kurzatmigkeit, die Besinnungs- und Orientierungslosigkeit scheinen irgendwie ein Merkmal unserer Gegenwart zu sein. Und die Frage, die man sich stellen muss, lautet: Wie ist so etwas möglich, warum taumelt unsere Welt, weshalb klammern sich die Leute derart verbissen an all ihre rasant wechselnden Gewissheiten, so als ob es um ihr Leben ginge?

Ich kann mir nur einen Reim darauf machen, nur eine Erklärung finden: Unsere Welt hat den festen Boden unter den Füßen verloren. Es gibt keinen Halt mehr, die Verwurzelung ist weg. Es ist mehr als bloße Geschichtsblindheit oder Traditionsvergessenheit. Dahinter steckt der Verlust der Religion, des Glaubens. Deshalb rennen die Leute dauernd neuen, andern Ersatzgöttern hinterher.

Ohne das Christentum wird Europa untergehen. Die christliche Lehre ist die Grundlage von allem, was uns ausmacht. Ohne das Christentum gäbe es keine Renaissance, keine Französische Revolution, keine Demokratie und keine Menschenrechte. Es ist kein Zufall, dass die beiden Mörderideologien des 20. Jahrhunderts, National- und Internationalsozialismus, Gott für tot und überwunden hielten.

Wenn der Mensch nur sich als Mass aller Dinge duldet, nur das Materielle, Fabrizierte, Selbstgemachte als Wirklichkeit akzeptiert, ist er verloren. Denn alles, was der Mensch ist, entzieht sich diesem schalen, oberflächlichen Realitätszugang. Der Mensch, das Leben, alles, was ist – das ist mehr als eine bloße Ansammlung von Atomen. Am Ursprung von allem steht ein Rätsel, dem wir alles zu verdanken haben.

Jeder Mensch glaubt an irgendetwas. Der christliche Glaube formuliert den vielleicht kühnsten Sprung auf die Unendlichkeit hin, den die Menschen je gewagt haben. Die Idee eines Gottes, der seine Allmacht abgibt, um Mensch zu werden und am Kreuz den damals verworflichsten aller Tode zu sterben, ist eine gewaltige Botschaft, eine Weltrevolution des Geistes, die bis heute wirkt.

Der Mensch neigt dazu, die Macht, das Geld, sich selber zu vergöttern. Das Christentum fordert das Gegenteil, ist in seiner Essenz eine Absage an die Vergötterung der Macht. Entthront die falschen Götzen, tanzt nicht ums Goldene Kalb herum! So formuliert es sinngemäss der Zürcher Philosoph Helmut Holzhey. Das ist die zentrale Botschaft. Die Kirchen haben sie vergessen.

Geht der Standboden verloren, das Vertrauen in die Wirklichkeit des Unsichtbaren, ist der Mensch verloren, wird er zur Beute jener fiebrigen Moden, jener schrillen Beliebigkeiten, die ihn heute umpeitschen. Die Entmachtung des Religiösen führt direkt zur Allmacht der Politik, zum Ende der Freiheit, zur Verwüstung unserer Seelen.

Wir müssen das Christentum wiederentdecken, freilegen, nicht als Stützkrücke einer frömmlichen Moral oder als Billigticket zum Seelenheil. Es geht um mehr. Im reinen Diesseits wird Europa seinen Halt nicht finden, und ohne unser Fundament gerät, wie heute, alles aus den Fugen. Die geschichtsblinde Egozentrik der Gegenwart bringt den Absturz ins Nichts. In jeder Hinsicht.

Doch ich bleibe zuversichtlich. Allein die Tatsache, dass einer wie ich, der nie viel auf religiöse Fragen gab, sich auf einmal behelligt, regelrecht angegriffen fühlt von der Frage nach dem Ewigen und dessen Hineinragen in die Gegenwart, wertere ich als Indiz dafür, dass ich vielleicht nicht der Einzige bin, der etwas vermisst, dem etwas fehlt, ohne das unsere Welt nicht bestehen kann.

Die Kirchen leeren sich. Nicht die Missbrauchsfälle sind der eigentliche Grund. Die Menschen wenden sich ab, weil die Kirchen versagen, weil sie den gleichen falschen Göttern, der totalen

Verweltlichung huldigen, die wir in der Raserei der Schlagzeilen erleben. Aber vielleicht ist der Exodus am Ende segensreich. Es braucht nicht viele, um die Umkehr einzuleiten. Manchmal reicht ein Einziger.





# Sorry, es hat sich wenig verändert

Heute wird meine Medienkolumne zwanzig Jahre alt. Zum Jubiläum gibt's zehn gängige Irrtümer.



**V**orneweg gleich eine Entwarnung. In der Realität der Medienbranche hat sich nicht viel verändert in den letzten zwanzig Jahren.

In der Wahrnehmung der Branche hingegen hat sich einiges verändert. Es gibt eine Menge von Mythen und Vorurteilen über die neuere Entwicklung der Medien und des Journalismus. Ich räume darum mit den zehn gängigsten Irrtümern auf. *Sorry about that.*

## **Irrtum 1 — Der Medienbranche geht es schlechter als vor zwanzig Jahren. Sorry, es geht ihr besser.**

Es gibt vier grosse Medienunternehmen, die es auch vor zwanzig Jahren gab. Das sind die TX Group, damals noch Tamedia, Ringier, die NZZ-Gruppe und CH Media, damals noch AZ Medien. Vergleichen wir mal damals und heute.

Im Jahr 2003 machten TX Group, Ringier, die NZZ-Gruppe und CH Media zusammen einen Umsatz von 2,22 Milliarden Franken. Im letzten Rechnungsjahr waren es 2,61 Milliarden.

Beim operativen Gewinn ist das Bild identisch. Im Jahr 2003 verdienten die vier grossen Medienhäuser zusammen 201 Millionen Franken. Im letzten Jahr waren es 304 Millionen.

Die Zahlen sind von den Rahmenbedingungen her vergleichbar. 2003 war ein mässiges Jahr für die Medien, weil die Wirtschaft holperte. Zuletzt war es ebenfalls ein mässiges Jahr für die Medien, weil der Corona-Effekt die Umsätze trübte.

Fazit: Den führenden Verlagshäusern geht es heute besser als vor zwanzig Jahren. Der

Mythos der notleidenden Medienindustrie ist nicht haltbar.

## **Irrtum 2 — Die SRG ist in den letzten zwanzig Jahren zum Koloss geworden. Sorry, sie ist nicht gewachsen.**

Die SRG, so beschwört es besonders gern die SVP, ist in den letzten zwanzig Jahren zu einem Giganten herangewachsen.

Die Zahlen zeigen ein anderes Bild. Vor zwanzig Jahren hatte die SRG einen Betriebsaufwand von 1,5 Milliarden. Im letzten Rechnungsjahr waren es ebenfalls 1,5 Milliarden. Die SRG verzeichnet seit zwei Jahrzehnten kein Ausgabenwachstum.

Nur gibt es dabei allerdings einen Trick. Das Fernsehmachen ist viel billiger geworden, weil Studio- und Videotechnik deutlich weniger kosten. Die Produktionskosten der SRG sind darum in den letzten zwanzig Jahren um über 200 Millionen Franken gesunken, von 620 auf 400 Millionen.

Und was tat die SRG mit diesem Geschenk von 200 Millionen an Einsparung? Sie stellte für die 200 Millionen fast tausend neue Mitarbeiter ein – und der Spareffekt war dahin.

Fazit: Die SRG braucht nicht mehr Geld als vor zwanzig Jahren. Aber ehrlicherweise müsste ihr Budget viel tiefer als damals sein.

## **Irrtum 3 — Die Medien sind so regierungstreu wie nie zuvor. Sorry, sie waren es schon vor zwanzig Jahren.**

Bestes Beispiel war die Standleitung aus der Ringier-Chefetage ins Büro von Bundesrat Alain Berset während der Corona-Phase. Es

zeigte sich eine innige Nähe zwischen Medien und Regierung.

Aber auch der *Tages-Anzeiger*-Konzern und die SRG schmiegt sich eng an die Regierungsmacht an und wurden oft zu Lautsprechern der Obrigkeit. Es entstand der Eindruck einer regierungstreuen Journalistendique.

Da hat sich allerdings wenig geändert. Vor zwanzig Jahren waren die Medien ähnlich unkritisch auf Regierungsseite. Es war damals die Zeit der «Öffnung». Die Journalisten unterstützten glühend das Freizügigkeitsabkommen mit der EU, den Beitritt zu Schengen, und sie bekämpften gemeinsam mit dem Bundesrat jede Verschärfung in der Asylfrage. Kritische Fragen zur Einwanderung stellten sie nicht. Die Regierung hatte ein ebenso leichtes Spiel wie während Corona.

Fazit: Auf die Journalisten kann sich der Staat verlassen, damals wie heute.

## **Irrtum 4 — Die Redaktionen wurden in den letzten zwanzig Jahren totgespart. Sorry, sie wurden grösser.**

Wenn man das Impressum des *Tages-Anzeigers* auszählt, dann stehen dort die Namen von 290 angestellten Journalisten. Das sind 80 Köpfe mehr als vor zwanzig Jahren.

Bei der *Neuen Zürcher Zeitung* ist es ebenso. Hier arbeiten heute 240 angestellte Journalisten, 90 mehr als noch vor zwanzig Jahren. Im *Blick*-Newsroom, wo man zuletzt kräftig aufstockte, sind die Kopffzahlen ähnlich gewachsen.

Das Personalwachstum erklärt sich durch die wachsende Bedeutung des Internets. Da braucht es zusätzliches Personal. Der Redaktor

heisst nun nicht mehr bloss Redaktor, sondern Audience Manager oder Digital Product Officer.

Fazit: Die Redaktionen der führenden Medienmarken sind grösser als je in der Vergangenheit. Von «Totsparen» keine Spur.

### **Irrtum 5 — Die letzten zwanzig Jahre führten zu einem Zeitungsterben. Sorry, 96 Prozent leben noch.**

Die welsche Boulevardzeitung *Le Matin* und das Tessiner Bistumsblatt *Giornale del Popolo*. Es sind die zwei einzigen traditionellen Tageszeitungen, die in den letzten zwanzig Jahren eingegangen sind. Das sogenannte Zeitungsterben ist eine Erfindung von Politikern.

Es gibt gut fünfzig Tageszeitungen in der Schweiz. 96 Prozent davon haben die letzten zwanzig Jahre überlebt.

Aber man muss differenzieren. Selbständig sind fast alle nur noch im Regionalteil. Dort betreiben sie eigene Redaktionen. Artikel zu nationalen und internationalen Themen hingegen beziehen sie aus den Zentralredaktionen der Medienhäuser Tamedia und CH Media. Die einzigen drei Redaktionen, die ihr Produkt noch von A bis Z selber herstellen, sind heute die *NZZ*, *20 Minuten* und der *Blick*.

Fazit: Es gibt kein Zeitungsterben, aber ein Absterben autonomer Redaktionen.

### **Irrtum 6 — Das Schweizer TV ist seit zwanzig Jahren immer linker geworden. Sorry, nur die Kritik daran nahm zu.**

Im Irakkrieg, zwanzig Jahre ist es her, wagte die «Tagesschau» die These, es handle sich um einen imperialistischen Angriff der USA. Nicht ganz falsch. Aber die Empörung im bürgerlichen Lager war gross. Linksdrall.

Vor zwanzig Jahren erlitt die SP in Zürich eine Wahlniederlage, und der «Club» lud dazu fünf Diskussionsteilnehmer ein. Alle fünf waren Parlamentarier der SP. Die bürgerliche Empörung war gross. Linksdrall.

Dann wiederum lud damals die «Arena» einen konservativen Politiker aus, das TV verschwieg Umfragen über einen SVP-Vormarsch, und die «Tagesschau» zog über den Schützenpanzer M113 her. Linksdrall überall.

Das Muster erinnert sehr an die Gegenwart, wo der bürgerliche Unmut über das Schweizer TV von Hamas bis Kampffjet reicht.

Fazit: Vor zwanzig Jahren legte sich die Kritik am TV meist schnell. Neuerdings führt sie zu Volksinitiativen gegen die SRG.

### **Irrtum 7: Das Internet wirbelte die Marktteilnehmer durcheinander. Sorry, alles ist beim Alten.**

Eine Zeitung zu gründen, war technisch teuer. Es brauchte Druckmaschinen, Lastwagen und Zeitungsverträge. Ein Newsportal im Internet ist ungleich billiger. Es braucht ein paar Server.

Man müsste denn annehmen, dass in den letzten zwanzig Jahren eine ganze Reihe von neuen Medienangeboten entstanden sind. Das ist, anders als in den USA, bei uns nicht passiert. All die digitalen Medien-Start-ups wie *Republik*, *Nebenspalter*, *Watson* und *Nau* kamen nie an die alten Platzhirsche heran. Die Oldies wie *NZZ*, *20 Minuten*, *SRF* und *Blick* dominieren bei den Zugriffszahlen auch den digitalen Markt.

Die einzige auch finanziell erfolgreiche Neulancierung in den Massenmedien war die TV-Sendegruppe von 3 plus, 2006 gestartet und heute im Besitz von CH Media. Aber so innovativ war das auch wieder nicht. TV gibt es in der Schweiz seit siebzig Jahren.

Fazit: Die Digitalisierung hat die Hierarchie der Schweizer Medien nicht verändert.

### **Irrtum 8 — Es gibt keine prägenden Journalisten mehr wie noch vor zwanzig Jahren. Sorry, es gibt mehr davon.**

*NZZ*-Chefredaktor Eric Gujer liebt die scharfe Kontroverse. Er ist dadurch in der Schweiz wie in Deutschland zum Markenzeichen geworden. Vor zwanzig Jahren noch langweilte *NZZ*-Chef Hugo Bütler mit saftlosen Kommentaren.

Bei der *Weltwoche* übernahm 2006 der ebenso kontroverse Roger Köppel das Blatt und wurde, wie Gujer, bis nach Deutschland zu einem Journalisten, der ebenso glühende Anhänger wie glühende Gegner hat.

Verglichen mit 2004 stellen die Medien derzeit eine Riege von auffallenden Chefredaktoren. Da ist Patrik Müller, Oberchef von CH Media, der von Berset-Connection bis Chiesa-Rücktritt von Primeur zu Primeur eilt. Da ist Steffi Buchli, die erste Frau an der Spitze der *Blick*-Gruppe. Da ist Simon Bärtschi von der *Berner Zeitung*, der angriffigen Regionaljournalismus vormacht. Da ist Arthur Rutishauser, der bei der *Sonntagszeitung* als neuer Chef für Stichfestigkeit sorgt.

Fazit: In den Cockpits der Medien sitzen heute kantige Figuren. Die gepflegte Langeweile der nuller Jahre ist vorbei.



### **Irrtum 9 — Die Medien haben ein Problem mit sexuellen Übergriffen. Sorry, das Klima bleibt herzlich.**

Wenn vor zwanzig Jahren eine Reporterin einen starken Text schrieb, sagte der Chefredaktor vielleicht zu ihr: «Für eine Frau ist das wirklich brilliant.» Beide lachten über den frechen

*In den Cockpits sitzen heute kantige Figuren. Die gepflegte Langeweile der nuller Jahre ist vorbei.*

Spruch. Als der Chefredaktor des *Magazins* zwanzig Jahre später denselben Spruch zu einer Redaktorin sagte, war das ein internationaler Sexismus-Skandal. Der *Spiegel* publizierte vier Seiten über diese Ungeheuerlichkeit. Der Chef musste gehen.

Gehen musste auch der Chefredaktor des *Blicks*, weil er ein Flair für junge Redaktoren hatte und die Journalistinnen sich dadurch diskriminiert fühlten. Und gehen musste ein Reporter der *Republik*, weil er an Kolleginnen etwas gar direkte SMS schrieb.

Die Kultur auf Redaktionen war jahrhundertlang dieselbe. Der Ton war rau, aber herzlich. Man liebte sich und neckte sich. Dann kam der Kampffeminismus und förderte den Eindruck, die Medien wären eine sexistische Wildbahn. Der gleiche Ton, der stets rau, aber herzlich war, war nun plötzlich rau und herzlos.

Fazit: Das Problem ist nicht, dass die Branche besonders anfällig für sexuelle Belästigung ist. Das Problem ist, dass jeder herzlich-freche Spruch nun eine sexuelle Belästigung ist.

### **Irrtum 10 — Die Qualität der Medien ist seit zwanzig Jahren stark gesunken. Sorry, es gibt nur einen Beleg.**

Was ist Qualität im Journalismus? Es gibt Dutzende von Definitionen. Ein Faktor kommt in allen vor. Es ist die geistige Unabhängigkeit, darum auch politische Unabhängigkeit.

Diese geistige Unabhängigkeit war vor zwanzig Jahren selten. Die *NZZ* etwa hing am Rockzipfel der FDP. Der *Blick* etwa schoss täglich gegen die Bürgerlichen. Das beste Blatt vor zwanzig Jahren war der *Tages-Anzeiger*. Der liberale Chefredaktor Peter Hartmeier setzte auf die Maxime der politischen Ausgewogenheit.

Auf Hartmeier folgte Res Strehle, ein früherer linksextremer Aktivist, der das Blatt in die rot-grüne Ecke steuerte, wo es bis heute steht. Den stärksten ideologischen Spin hat der Auslandteil, den man an die linken Eiferer der *Süddeutschen Zeitung* ausgelagert hat. Alle anderen Zeitungen, von *NZZ* bis *Blick*, taten parallel dazu das Gegenteil. Sie öffneten sich, setzten auf mehr geistige Unabhängigkeit und damit auf mehr Qualität.

Fazit: Über die letzten zwanzig Jahre der Pressegeschichte hat von den Zeitungen nur der *Tages-Anzeiger* an Qualität verloren.



---

# Christ und Demokrat

Wolfgang Schäuble lebte für mich gemäss dem grossen Schweizer Theologen Carl Hilty: «Das Glück des Lebens besteht nicht darin, wenig oder keine Schwierigkeiten zu haben, sondern sie alle siegreich und glorreich zu überwinden.» Sein Lebenswerk ist kolossal.

*Christian Wulff*

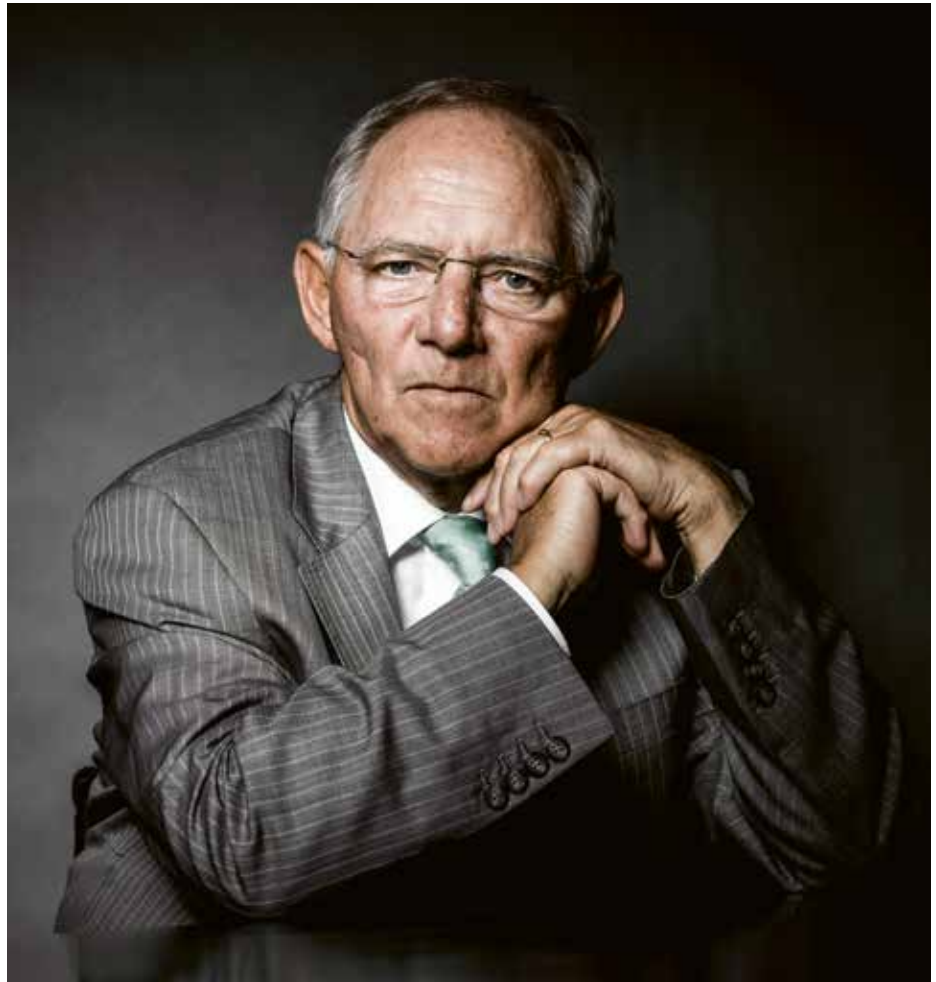
**D**ie Trauer um den Tod von Wolfgang Schäuble ist erkennbar über Deutschland hinaus ausserordentlich gross. Bei vielen wird ein besonders grosser Verlust spürbar. Warum? Warum hörten immer alle so aufmerksam zu, wenn Wolfgang Schäuble das Wort ergriff?

Stets sprach er reflektiert, konzentriert aus, worauf es in diesem Moment ankam, und nicht, was gerade ankam. Um die Zukunft zu sichern, brauche es Mut, Ambition, echtes Ringen und Streiten um den besten Weg, wirkliche Lösungen, nicht die – vielleicht karriereförderliche – Verständigung auf den allerkleinsten gemeinsamen Nenner oder liebgezwungene Rezepte von gestern. Das war sein Anspruch – hart gegen sich selbst und extrem anspruchsvoll gegenüber seiner Umgebung. Kein Termin war ihm dafür zu weit oder zu unwichtig.

## Unpräventiös, klar, mit Humor

Aus seiner Sozialisation (Jahrgang 1942) wusste er: Nichts kam und kommt von allein, und wenig ist automatisch von Dauer. Die deutsch-französische Freundschaft sah er immer als den Tempomacher Europas, die europäische und die deutsche Einigung, deren Baumeister er wurde, die soziale Marktwirtschaft, die Demokratie: Alles erfordere sowohl ständige Einsatzbereitschaft als auch erhebliche Fortentwicklungen, um ökologische Herausforderungen zu bestehen und wettbewerbsfähig zu bleiben. Es ging ihm dabei immer um die Sache, das Wohl des Landes, den Frieden, den Wohlstand, den Ernst der Lage: unpräventiös, klar, ohne Floskeln, mit Humor bis zur bitteren Ironie. Immer unbequem und zugleich loyal. Soeben noch riet er in der *Zeit*, «im Sinne Lessings klug zu handeln, statt andächtig zu schwärmen». Es war ein Wink auch an seine Partei.

Wolfgang Schäuble hatte Ahnung und Haltung, enorme Kompetenz in der Innen-, Wirtschafts-, Finanz-, Europa- und Gesellschaftspolitik, Unabhängigkeit und Mut. Eigenschaften derer, die seit Jahrzehnten weniger in die Politik gehen. Diese bittere Erkennt-



*Intellektuelle Autorität:* Staatsmann Schäuble (1942–2023).

nis sollten wir uns eingestehen beziehungsweise die dramatischen Folgen, wenn dies weiter anhält. Wolfgang Schäuble förderte deshalb unaufhörlich junge Menschen, um sie zur Übernahme von Verantwortung zu ermutigen und zu befähigen.

## Ermunterung zur kritischen Debatte

1998 wurde Wolfgang Schäuble CDU-Vorsitzender. Er verhinderte von Anfang an, die Wahlniederlage 1998 wie die im Jahre 1969 erneut als Betriebsunfall zu betrachten. Seine Generalsekretärin Angela Merkel liess er mit

dem Slogan «Mitten im Leben» verhindern, dass sich die CDU in ein Schneckenhaus der miefigen Selbstvergewisserung zurückzog. Im Präsidium ermunterte er zu kritischen Debatten von Angesicht zu Angesicht, nach aussen verlangte er Loyalität und Geschlossenheit. Von keinem Politiker habe ich in so kurzer Zeit so viel gelernt. Er hatte vor 1998 bereits wegweisende Beschlüsse zur Steuervereinfachung vorgelegt, die an Pragmatismus und fehlendem Mut der Regierenden scheiterten. Nun wollte er weitreichende Reformvorschläge für die sozialen Sicherungssysteme mit mehr

Eigenverantwortung, eine moderne ortsnahe Arbeitsvermittlung und Bürokratieabbau zur programmatischen Vorbereitung der Bundestagswahl 2002.

Mir vertraute er als einem seiner Stellvertreter den Vorsitz der Kommission «Sozialstaat 21» an, und wir bereiteten tatsächlich einen ambitionierten Reformwahlkampf vor, der nach Meinung der dann Verantwortlichen sich später nicht mehr wiederholen sollte. So entstand sicher auch ein bis heute verschärfter Reformnotstand. Als er spätnachts am Ende einer Präsidiumssitzung im provisorischen Gebäude der CDU-Bundesgeschäftsstelle an der Mauerstrasse in Berlin-Mitte im Jahr 2000 seinen Rücktritt für den nächsten Tag ankündigte, hatte ich das einzige Mal in einer CDU-Sitzung Tränen in den Augen. Er stürzte über eine Parteispendenaffäre, die andere zu verantworten hatten, war aber unersetzlich.

### Rat für ein glückliches Leben

Wolfgang Schäuble war eine intellektuelle Autorität mit einem unerschöpflichen Lebenswerk, als Christ und Demokrat. Er schuf beispielsweise 2006 wegweisend die Deutsche Islam-Konferenz, ein Dialogformat, um das uns noch heute andere Länder beneiden. Er sagte als Erster, dass inzwischen auch der Islam zu Deutschland und Europa gehöre. Er sah die zu lösenden Probleme viel früher als andere, nämlich die Muslime in unsere Verfassungsordnung zu integrieren. Die Aufregung, die

### Von keinem Politiker habe ich in so kurzer Zeit so viel gelernt.

ich bis heute ausgelöst habe, als ich dies sagte, hat sicher zur Grundlage, dass ich es am Tag der Deutschen Einheit gesagt habe, dass ich es als Bundespräsident gesagt habe, und vor allem, dass ich es auf dem Höhepunkt der Sarrazin-Debatte 2010 gesagt habe. Aber vermutlich gehört zur Wahrheit auch, dass ich nicht das Vertrauen und die enorme Autorität von Wolfgang Schäuble hatte.

Für mich lebte Wolfgang Schäuble gemäss dem grossen Schweizer Theologen Carl Hilty: «Das Glück des Lebens besteht nicht darin, wenig oder keine Schwierigkeiten zu haben, sondern sie alle siegreich und glorreich zu überwinden.» Für die Zukunft hinterlässt uns Vorbild Wolfgang Schäuble einen Rat: «Man führt ein glückliches Leben, wenn man weiss: Es ist begrenzt und in jeder Sekunde unvorhersehbar.»

Christian Wulff ist Bundespräsident a. D. der Bundesrepublik Deutschland und Ministerpräsident a. D. des Landes Niedersachsen.

## WOLFGANG SCHÄUBLE

### Er ist nie Kanzler geworden – so what?

Moskau, Bar des Hotels «Kempinski», 12. März 1998: Rudolf Seiters, der für Aussenpolitik zuständige stellvertretende Fraktionschef der CDU/CSU und Kanzler-Vertrauter, ist mit einer Gruppe junger Unionsabgeordneter, darunter Peter Altmaier, Armin Laschet, Hermann Gröhe, Eckart von Klæden und ich, zu politischen Gesprächen in Moskau. Wir kommen von einem Termin bei Aussenminister Jewgeni Primakow, den Helmut Kohl uns besorgt hatte, und sitzen nun für einen Absacker in der Bar des Hotels «Kempinski». Blick durch die Fenster auf den hell erleuchteten Kreml – aber wir haben am heutigen Abend nur ein Thema: Mit wem soll die Union in den nächsten Bundestagswahlkampf im Herbst?

Helmut Kohl hat bereits erklärt, dass er es «noch einmal wissen will», aber keiner von uns (mit Ausnahme von Rudolf Seiters) glaubt, dass er eine Chance gegen Gerhard Schröder haben wird. Andererseits: Keiner von uns will einen Putsch gegen den Kanzler, er hat enorme Verdienste um das Land. So erklärt jeder, dass es nur mit, nicht gegen Kohl gehe. Er müsse überzeugt werden – allerdings erst nach der Entscheidung des Europäischen Rates über die Euro-Einführung am 3. Mai –, Schäuble vorzuschlagen. Die meisten wollen eine «Doppelspitze»: Kohl zieht als Kanzler der Einheit durch das Land, Schäuble tritt als Erneuerer und Reformier für die Zeit nach der Wahl an. Wir bitten Rudolf Seiters, den Gesprächsinhalt dieser Runde dem Kanzler zu übermitteln.

### Schäuble-Salons

Helmut Kohl wurde von Seiters informiert – und zeigte wenig später, was er davon hielt. Am 24. April 1998, dem Freitag vor der Landtagswahl in Sachsen-Anhalt, erschien auf Seite eins der *Bild*-Zeitung ein Artikel: «Putsch gegen Kohl in Moskau». Darunter Fotos von Peter Altmaier, Hermann Gröhe und mir. Natürlich war der Artikel aus dem Kohl-Lager lanciert worden. Kein Wort davon, dass wir eine einvernehmliche Lösung mit Kohl anstrebten. Kurz vor der Landtagswahl mussten wir sofort dementieren und öffentlich unsere Loyalität zum Kanzler bekunden. Der einvernehmliche Stabwechsel war gescheitert. Kohl hatte die Sache «mit links» beerdigt.

Für mich steht ausser Frage, dass es damals eine grosse Mehrheit in Fraktion und Partei gab, die Schäuble als Kanzler-

kandidaten wollte. Er war das unumstrittene inhaltliche und strategische Schwergewicht der Union: erfahren, kompetent, integer. Kohl war bereits sechzehn Jahre Kanzler. Volk und Partei sehnten sich nach einem neuen Gesicht. Gleichzeitig aber waren alle – einschliesslich Schäuble – wirklich im Innersten loyal, man wollte «den Alten» nicht davonjagen, wie es die SPD 1987 mit Willy Brandt getan hatte.



Im Innersten loyal: Schäuble (l.), Pflüger.

Hätte Schäuble das entsprechende Signal gegeben – er wäre Kanzlerkandidat und wahrscheinlich Kanzler geworden. Es gab nämlich 1998 keine allgemeine Wechselstimmung, nur eine Kanzler-Wechselstimmung. Aber für Schäuble spielten Loyalität, Einordnung in die Gemeinschaft, Zurückstellung der eigenen Interessen gegenüber denen von Land und Partei immer eine überragende Rolle. Ein badi-scher Protestant durch und durch. Fleiss, Pflichtbewusstsein, Anstand und Verlässlichkeit spielten in seinem Leben dementsprechend eine entscheidende Rolle.

Gleichzeitig war er stets neugierig, belesen, tauschte in langweiligen Parlaments-sitzungen mit seinen neben ihm sitzenden Kollegen flüsternd Lesetipps aus. Von Zeit zu Zeit lud er zu kleinen Abendrunden in die parlamentarische Gesellschaft, eine Art Schäuble-Salon. Da kamen dann Wissenschaftler, Intellektuelle und Journalisten. Schäuble wollte immer dazulernen und lebte in solchen Runden regelrecht auf.

Er ist nie Kanzler geworden, so what? Er brauchte das Amt gar nicht, denn er hat mit seiner Persönlichkeit Deutschland über Jahrzehnte geprägt wie kaum ein anderer.

Friedbert Pflüger

Friedbert Pflüger war CDU-Bundestagsabgeordneter, aussenpolitischer Sprecher der Union und parlamentarischer Staatssekretär der Regierung Merkel. Heute ist er Geschäftsführer der Denkfabrik Clean Energy Forum (CEF).



# Jetzt wird alles gut

1924 beginnen nach Krieg, Seuche und Inflation die wilden zwanziger Jahre. Es wird ein kurzes Jahrzehnt. Und es wird böse enden.

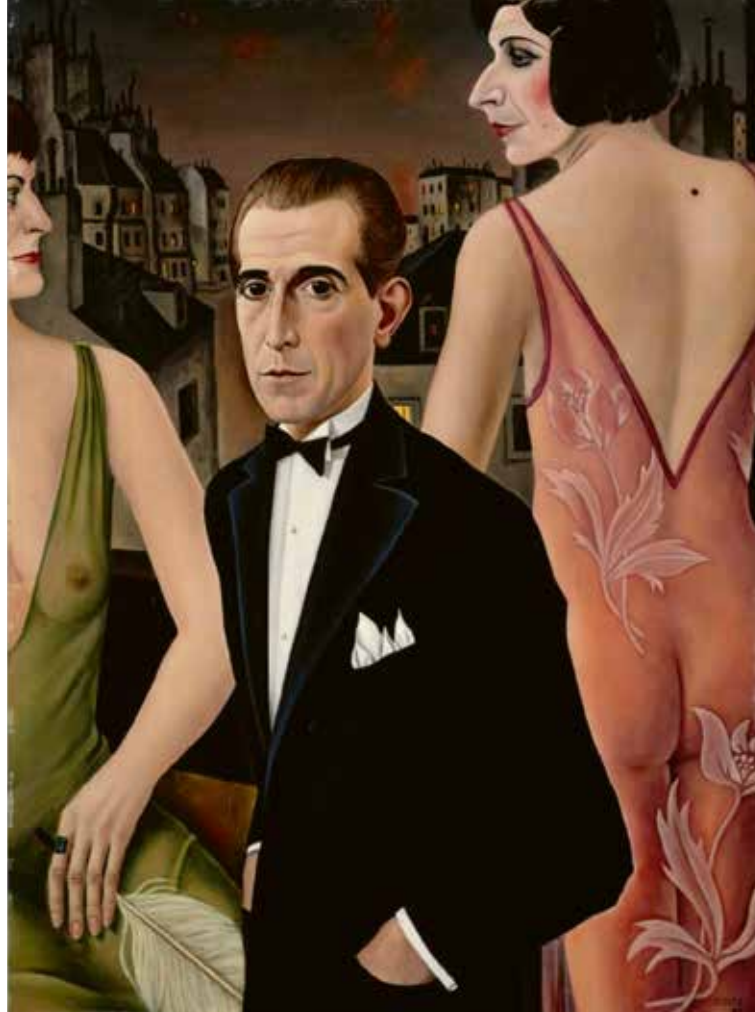
Gerhard Jelinek

Die Welt vergisst eine Pandemie. Die Spanische Grippe hat nach mehreren Wellen ihren tödlichen Schrecken verloren.

Eine Hyperinflation ebbt ab. In Deutschland werden auf den Geldscheinen zwölf Nullen gestrichen. Eine «Rentenmark» ersetzt eine Billion Mark. Zur Sicherung der Währung werden sämtliche Grundstücke auf deutschem Boden verpfändet. Nun kann die Reichsmark eingeführt werden, die etwa einem Vierteldollar entspricht. Mit dem amerikanischen Dawes-Plan gelingt vorerst eine Stabilisierung der deutschen Wirtschaft auf Kredit. Bei den Berliner Reichstagswahlen Ende 1924, den zweiten in diesem einen Jahr, verlieren die radikalen Ränder, aber die gesellschaftliche Mitte bleibt dennoch gefährlich uneins.

## Hoffnung statt Verzweiflung

Zehn Jahre nach Beginn des Weltkriegs finden sich Europas Völker langsam mit den neuen Wirklichkeiten ab. Amerika ist die einzige verbliebene Weltmacht. Eine zweite industrielle Revolution und stürmische Fortschritte der Technik setzen die Wirtschaft unter Strom. Die Städte beginnen nächtens zu leuchten. Die Autoindustrie wird zu einem Motor des Wachstums. Mit der explosionsartigen Verbreitung des Radios und einer boomenden Filmindustrie entsteht eine neue Kultur für Millionen. Die Wirtschaft wächst in den USA jährlich um sechs Prozent: Vollbeschäftigung. Die Schweiz, obschon von den Verheerungen des Ersten Weltkriegs verschont, leidet hingegen unter der wirtschaftlichen Krise der Nachbarn. Die Exporte gehen um ein Drittel zurück, die Arbeitslosigkeit steigt, und mit der Einführung des Proportionalwahlrechts gewinnen die Sozialdemokraten an politischem Gewicht. Das Parlament beschliesst im Oktober das erste Bundesgesetz über die Arbeitslosenversicherung. Zu diesem Zeitpunkt sind kaum



Aufwärts: Christian Schads «Graf St. Genois d'Anneaucourt» (1927).

zehn Prozent der Schweizer Erwerbstätigen gegen Arbeitslosigkeit versichert, fast alle bei einer Gewerkschaftskasse.

Mit der Währungssanierung in den beiden Verliererstaaten Deutschland und Österreich (dem deutschsprachigen Rest der k. u. k. Monarchie, der von den Siegermächten zum eigenständigen Staat «gezwungen» werden muss) beginnen 1924 fünf «goldene Jahre». Krieg, Revolution, Seuche, Inflation – das war einmal. Jetzt wird alles gut.

Auch nach Europa schwappt die amerikanische Nachkriegskonjunktur über, schwächer zwar, aber doch. Stefan Zweig, der österreichische Schriftsteller, dessen Romanporträts in den 1920er Jahren in Massenaufgabe gedruckt werden, schreibt in seinem Lebensrückblick «Die Welt von Gestern»: «Wir alle hatten das

Gefühl, man müsse nachholen, was die schlimmen Jahre des Kriegs und des Nachkriegs aus unserem Leben an Glück, an Freiheit, an geistiger Konzentration gestohlen; man arbeitete mehr und doch entlasteter, man wanderte, man versuchte, man entdeckte sich wieder Europa, die Welt. Nie sind Menschen so viel gereist wie in diesen Jahren – war es die Ungeduld der jungen Leute, hastig gutzumachen, was sie versäumt in ihrem gegenseitigen Abgesperrtsein? War es vielleicht ein dunkles Vorgefühl, man müsse noch rechtzeitig ausbrechen aus der Enge, ehe die Sperre wieder von neuem begann?»

Nach der Depression ist vor der Depression. Von 1924 bis 1929 geht es wirtschaftlich zunächst aufwärts. Selbst in Deutschland und Österreich gelingt eine durch grosse Opfer (und amerikanische Kredite) ermöglichte Stabilisierung. Deutschlands Industrie erholt

sich, die Arbeitslosigkeit sinkt binnen weniger Monate. Selbst die Wirtschaft in der östlichen «Alpenrepublik» stabilisiert sich auf niedrigem Niveau. In Wien regiert der katholische Priester Ignaz Seipel als christlichsozialer Bundeskanzler einer «Bürgerblock»-Koalition und lässt sich als «Retter Österreichs» plakatierten.

In Wien beginnen sich die Menschen langsam an die neue, die unbedeutende Rolle im europäischen Mächtespiel zu gewöhnen. Statt k. u. k. Glanz Bittsteller bei den Siegermächten. Der Völkerbund in Genf stellt die Republik unter Aufsicht. Der ehemalige Rotterdamer Bürgermeister Alfred Zimmermann wacht als Finanzkommissar über Wiens Ausgabenpolitik. Die kaiserliche Metropole wird zum gesellschaftspolitischen Experimentierfeld einer selbstbewussten Sozialdemokratie. Ein sozialistisches

Gesellschaftsexperiment beginnt. Kommunalen Wohnbau, finanziert durch hohe Steuern auf vermeintlichen Luxus. Zwischen dem «roten Wien» und den katholisch-konservativen Bundesländern vertieft sich der Graben. Neben dem alten Adel versucht eine kleine Schicht von Neureichen auf dem gesellschaftlichen Parkett zu glänzen. Die teuren Logen für den ersten Opernball nach dem Krieg sind zwar ausverkauft, doch Hunderte «normale» Eintrittskarten müssen verschenkt werden. Wien ist arm, grau und abgeschabt geworden. Die seit 1918 ungestillte Sehnsucht nach einem Anschluss Österreichs ans Deutsche Reich wird von den Siegermächten ignoriert. Österreich ist neutral und nähert sich Italien an. In Rom regiert seit zwei Jahren ein ehemaliger sozialistischer Journalist. Benito Mussolini träumt von einem neuen Imperium am Mittelmeer und erfindet den Faschismus als totalitäre Massenbewegung.

### Wetterleuchten am Horizont

In Wien platzt im Frühjahr 1924 eine riesige Spekulationsblase. Finanzielle Abenteuer scheitern mit ihren Termingeschäften gegen den französischen Franc. Panik reisst die Börsenkurse nach unten. Kleinere und grössere Banken schliessen ihre Schalter. Sparer verlieren ihren Notgroschen. Das «Sanierungswerk» von Bundeskanzler Ignaz Seipel, der einen vom Völkerbund garantierten Kredit für die hungerleidende Alpenrepublik gesichert hat, droht zu scheitern.

Camillo Castiglioni, der sagenhaft reiche Mann, der grösste Spekulant, der wagemutige Industrielle, der Liebhaber der Kunst, finanziert dem Theatererneuener Max Reinhardt

### *Die moderne Frau legt das Korsett ab: Bubikopf und kurze Röcke deuten ungeahnte sexuelle Freiheiten an.*

die Rückkehr aus Berlin nach Wien. Das Theater in der Josefstadt wird in der Direktion Reinhardts zu einer Bühne, auf der die grössten deutschsprachigen Schauspieler gefeiert werden. Richard Strauss gründet mit Hugo von Hofmannsthal (und dem Geld von Castiglioni) die Salzburger Festspiele, die ausgerechnet 1924 ausfallen, und er verlässt die Wiener Staatsoper im Streit. Für die Überlassung einer Villa an bester Lage neben dem Schloss Belvedere «schenkt» der Maestro Wiens Nationalbibliothek die Partitur vom «Rosenkavalier».

In den Goldenen Zwanzigern verzücken neue Rhythmen die Welt: der Foxtrott, der Shimmy. 1924 schreibt der 29-jährige Pianist James P. Johnson den Schlager, der für eine ganze Epoche steht: «The Charleston». Das Jahrhundert des Jazz hat begonnen.

Auch in der Weimarer Republik swingt die neuartige amerikanische Musik in den Tanz-

sälen und Nachtcafés. Die Piccadilly Four aus Wiesbaden gelten als erste deutsche Jazzband. Auch wenn der Import aus den USA von rechten Kulturwächtern als «Negerkrach» verunglimpft wird, so erobert er doch die Variétés.

Im französischen Chamonix beginnen die ersten Olympischen Winterspiele. Vier Sportler aus Österreich tragen die rot-weiss-roten Farben. Alle kommen aus Wien. Alle gewinnen Medaillen. Athleten aus Deutschland dürfen noch immer nicht an internationalen Wettspielen teilnehmen. Und die Schweizer? Sie haben nur wenige Kilometer über die Landesgrenze nach Chamonix. Immerhin 27 Athleten treten zu Wettkämpfen an. Eine «Goldene» und ein dritter Platz stehen am Schluss zu Buche, eher kein Triumph.

Auch die Olympischen Sommerspiele werden in Frankreich eröffnet. Das finnische Laufwunder Paavo Nurmi siegt in Paris und gewinnt fünf Goldmedaillen. Sein Name geht in den allgemeinen Sprachgebrauch ein: «laufen wie ein Nurmi». Der amerikanische Schwimmer Johnny Weissmüller stellt einen neuen Weltrekord über 100 Meter Freistil auf. Er wird später als Tarzan Filmgeschichte schreiben. Und die Schweiz wird erster Fussball-Europameister. Das Olympiaturnier gilt als wichtigster Kicker-Wettbewerb. Weltmeisterschaften werden erst sechs Jahre später ausgetragen, EM-Turniere erst viel später. Die Eidgenossen siegen gegen Litauen, die Tschechoslowakei, Italien und Schweden. Nur das Final verlieren die Schweizer gegen Uruguay mit 0:3. Und sind damit beste europäische Mannschaft. Deutschland durfte noch nicht antreten, England und Österreich auch nicht. In beiden Staaten ist Fussball schon anno 1924 ein Sport für Profis.

Thomas Mann veröffentlicht seinen Roman «Der Zauberberg», für den er an spiritistischen Séancen teilgenommen hat. In den Lichtspielhäusern feiert Greta Garbo mit «Gösta Berling» – ihrem ersten Film unter diesem Namen – Triumphe. Eleonora Duse stirbt und wird in Asolo begraben. Die moderne Frau legt das Korsett ab: Bubikopf und kurze Röcke deuten ungeahnte sexuelle Freiheiten an. In Amerika nennt man diese Mädchen «flapper girls». Sie arbeiten untermals in den Büros, sie tanzen, sie rauchen, sie leben – viele auch exzessiv. Die meisten träumen nur vom schönen Leben, das ihnen auf der Leinwand vorgespiegelt wird. F. Scott Fitzgerald schreibt den Schlüsselroman des Jazz-Zeitalters, «The Great Gatsby». Er und seine Frau Zelda leben die wilden zwanziger Jahre. Der Engländer George Mallory scheitert beim Versuch, erstmals den Mount Everest zu besteigen, und gilt fortan als verschollen. Berlin wird zum Zentrum der avantgardistischen Moderne: Konstruktivismus, Futurismus und die Künstler des Bauhauses.

Wladimir Iljitsch Lenin stirbt in Gorki bei Moskau. Der Revolutionär und Putschist hat

mit seinen Genossen die Sowjetunion gegründet. Seine Träume von einer mit wissenschaftlicher Notwendigkeit kommenden Weltrevolution sind gescheitert. Sein Nachfolger Josef Stalin übernimmt die Kommunistische Partei und wird die Sowjetunion zu einem diktatorischen Terrorstaat umbauen. Lenin ahnt

### *Lenin warnt in seinem Testament vor Stalin. Er will ihn verhindern, der Todkranke scheitert auch damit.*

das und warnt in seinem Testament vor dem Georgier Stalin. Er will ihn verhindern, der Todkranke scheitert auch damit.

In München wird der Führer einer krakeelenden Kleinpartei wegen eines dilettantischen Putschversuchs, bei dem ein Dutzend Menschen sterben, in einem Prozess zu nur vier Jahren Festungshaft verurteilt. Die Weltpresse schreibt von einem «Skandalurteil» einer mit den Angeklagten klügelnden bayrischen Justiz. Adolf Hitler verfasst auf der Festung Landsberg seine politische Biografie: «Mein Kampf». Nach wenigen Monaten Haft wird der Nationalsozialist noch im gleichen Jahr begnadigt.

Drei amerikanische Flugzeuge umrunden die Welt in 175 Tagen. Der deutsche Zeppelin ZR-3 überfliegt erstmals den Atlantik. Und der norwegische Polarforscher Roald Amundsen muss Konkurs anmelden. Das Automobil gibt Gas, verdrängt Kutschen und Spaziergänger von den Strassen. In den USA sind Mitte der 1920er Jahre schon fünfzehn Millionen Autos unterwegs. Das Jahrhundert der individuellen Mobilität beginnt. Fliessbandarbeit verändert die Welt. Die industrielle Produktion bedrängt und verdrängt das Gewerbe. Konsumgüter werden für Millionen erschwinglich. Zwei neue Automarken zieren die Kühlergrille: Mercedes-Benz und Volvo. Beide Firmen werden 1924 gegründet.

### Ein kurzes Jahrzehnt

Und in Österreich spottet Karl Kraus: «Der Hausmeister ist an den Äther angeschlossen.» Das Radio ist erfunden, quasi zeitgleich in Deutschland, Österreich und der Schweiz. 1924 geht in Zürich ein erster Sender *on air*. Der Bund hat sich per Gesetz als Konzessionsbehörde die Macht über das neue Medium gesichert. In Lausanne wird schon ein paar Monate früher gesendet, Basel wird erst zwei Jahre später folgen. Was mit knapp tausend Konzessionen beginnt, wird zum Massenmedium Radio.

1924 wird das Leben schneller, frecher und wilder. Die fünf goldenen zwanziger Jahre bis zur Weltwirtschaftskrise 1929 beginnen. Es wird ein kurzes Jahrzehnt. Dem Rausch folgt die Katastrophe.

Gerhard Jelinek: 1924. Schneller, frecher, wilder – Der Beginn der fabelhaften Zwanziger. Amalthea. 256 S., Fr. 41.90



# Giftiges Lob macht einen Toten noch toter

Xi Jinping findet blumige Worte für seinen Vorgänger Mao Zedong. In Wirklichkeit will er sich dessen Erbe aneignen.

Rahel Senn

Nicht zu seinem Todestag, sondern zu seinem Geburtstag wird mit der grossen Kelle angerührt. Ende Dezember hat in der Grossen Halle des Volkes an der Flanke des Tiananmen-Platzes eine Huldigung zum 130. Geburtstag des chinesischen Kommunistenführers Mao Zedong (1893–1976) stattgefunden. Mittendrin: Staatschef Xi Jinping, der in seiner knapp viertelstündigen Rede nur Lorbeeren für den Gründungsvater der Volksrepublik China züchtete.

Nachdem das von der Kommunistischen Partei Chinas veröffentlichte Magazin *Qiushi* dem ehemaligen Diktator schon einen Tag vor dem Symposium mit heiter jublierenden Fanfaren und Beifall spendendem Trommelwirbel zum Geburtstag gratuliert hatte, war absehbar, dass chinesische Staatsmedien Xis würdigende Phrasen wenn nicht eins zu eins abdrucken, so zu-

*China stehe in der Pflicht, weiterzuführen, wozu Mao den Grundstein gelegt hatte.*

mindest dahingehend zusammenfassen würden, dass das geeinigte China Maos Errungenschaft und mit Xi Jinping ein ebenbürtiger Potentat gefunden sei.

Auch internationale Medien beschäftigten sich mit dem fernöstlichen Monster-Event. Ein Dorn im Auge war den westlichen Kommentatoren Xis Bekundung, China stehe in der Pflicht, weiterzuführen, wozu Mao vor rund siebzig Jahren den Grundstein gelegt hatte, nämlich das Reich der Mitte wieder grosszumachen. Dazu gehöre eben, Taiwan und Hongkong ins Herrschaftsgebiet einzuschliessen. Eine Kriegsansage?

## Vergleichbar mit Stalin und Hitler

Überraschenderweise hatte die chinesische Zensurhand auch Kritik an Mao für die Publikation freigegeben. Letztere umfasste etwa, dass der gefeierte Held im Grunde ein mit Stalin und Hitler vergleichbarer Massenmörder gewesen sei und Millionen Chinesen in die Hungersnot getrieben habe. Er habe zwar

ein von Bürgerkriegen und Imperialismus gebeuteltes Land geeint, den Preis dafür hätten jedoch die Vorfahren wenn nicht mit dem Leben, dann mit Armut, Leid und Not bezahlt. Fraglich ist, ob auch Artikel von *C-Readers* und *Voice of America Chinese* – beides Online-Nachrichtensportale in chinesischer Sprache, von Auslandschinesen für die Sino-Weltbevölkerung inklusive der Bevölkerung von Festland-China geschaffen – den Weg nach Peking fanden. Denn diese fassten zusammen, dass Xi und Mao viel mehr verbindet, als man gemeinhin meint.

## Altes Trauma

Xi Jinpings Vater Xi Zhongxun, selbst von unbefleckter Reputation als treuer Ehemann und verlässlicher Ernährer, als Beamter auf den höchsten Rängen innerhalb der Kommunistischen Partei Chinas agierend, war 1962, vier Jahre vor Beginn der zehnjährigen Kulturrevolution, unter realitätsfremden Anschuldigungen von Seiten Maos inhaftiert und zu Tode gefoltert worden. Auf Geheiss des späteren Revolutionsführers wurde der dazumal minderjährige Xi Jinping von der Grundschule ausgeschlossen. Nur durch Hartnäckigkeit, Fleiss und mit etwas Glück schaffte es der junge Xi, eine Ausbildung abzuschliessen und sich als Diener der Partei bis an die Spitze hochzuarbeiten. Mit anderen Worten: Maos Masterplan weiterzuführen.

Dieser fusst auf einem alten Trauma, namentlich darauf, dass China bis zum Umsturz der Mandschu (1636–1912) eine Weltmacht war. Dank dem Export von Seide, Tee und handwerklichen Erzeugnissen prosperierte das Kaiserreich. Erst Korruption und zunehmende wirtschaftliche Abhängigkeit vom Ausland trugen zum allmählichen Zerfall bei. Die Teilkolonialisierung Chinas durch westliche Mächte führte zu Bürgerkriegen im ganzen Land, kulminierend in den beiden Opiumkriegen (1839–1842, 1856–1860) und im Boxeraufstand (1900). Seither herrscht Konsens

im Staate Maos: Der Westen ist böse. Vor ihm wollen wir uns beweisen.

Bei seinem Amtsantritt 2012 hat Xi Jinping für dieses Streben nach alter – beziehungsweise neuer – Macht eine Begrifflichkeit etabliert: «China Dream». Der Traum von Wohlstand, Sicherheit und Macht bewirkt vor allem eines: Er einigt das chinesische Volk und lässt es über die Missstände im eigenen Land hinwegblicken.



*Traum vom Wohlstand: Staatschef Jinping.*

Was sind schon Arbeitslosigkeit, Wirtschaftskollaps und politische Intrigen im Vergleich zu einem Ziel, das viel grösser ist: das Reich der Mitte als Zentrum der Welt?

Auch Mao Zedong hat Fehler gemacht – sagt Xi. Es ist trotzdem gut gekommen – meint Xi. Auch jetzt, da China an einem Wendepunkt steht, wird es gut kommen. Wie Mao, so Xi. Denn: Lob macht ebenbürtig. Xi hat früh gelernt, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Mit anderen Worten: Giftiges Lob macht einen Toten noch toter.

# SPD im Panik-Modus

Olaf Scholz und den Sozialdemokraten drohen neue, noch unbekannte Desaster in der Wahlkabine.



Die SPD hat es derzeit schwer. Der wortkarge Kanzler Olaf Scholz ist unbeliebter als jeder seiner Vorgänger, in den bundesweiten Umfragen liegt seine Partei bei 14 bis 15 Prozent. Mit 32 Prozent ist ihr die CDU/CSU unter Friedrich Merz weit enteilt. Die Wirtschaft stagniert, die Arbeitslosigkeit steigt, der Bundeshaushalt für 2024 ist noch nicht wirksam beschlossen, und bei den geplanten Einsparungen zur Einhaltung der Schuldenbremse hat sich die Regierung gehörig verheddert: Kaufprämien für E-Autos wird es nicht mehr geben, die Finanzierung der Schieneninfrastruktur hängt in der Luft, und die Bauern machen mit Traktoren vor dem Brandenburger Tor mobil gegen die Kürzung der Dieselbeihilfen.

Das alles könnte man mit viel gutem Willen noch als halbwegs normales Regierungsgeschäft in schwieriger Zeit betrachten. Der eigentliche Albtraum, der die SPD stärker bedroht als jede andere Partei, ist dagegen der anscheinend unaufhaltsame und nach der Bundestagswahl 2021 auch ganz unerwartete Aufstieg der AfD. Sie bleibt nicht in einem 10-Prozent-Turm eingesperrt, wie sich viele erhofft hatten, auch eine Haltelinie bei rund 20 Prozent der Wählerstimmen scheint es nicht ohne weiteres zu geben. In nahezu allen bundesweiten Umfragen liegt sie gegenwärtig bei 21 bis 23 Prozent, und für die drei ostdeutschen Landtagswahlen, die im Herbst 2024 anstehen, pendeln die momentanen Wahlabsichten zwischen 27 Prozent (Brandenburg) und 35 Prozent (Sachsen).

Es ist zwar bis jetzt weitgehend gelungen, eine politisch-moralische Brandmauer rund um die

AfD zu ziehen. So wird der AfD-Fraktion immer noch ein Vizepräsidentenamt im Deutschen Bundestag verweigert, während die jüngst aufgelöste Fraktion der Linkspartei weiterhin durch Petra Pau im Bundestagspräsidium vertreten ist. Das sind aber kleinliche Pyrrhussiege der politischen Korrektheit. Es gelingt nämlich immer weniger, auch eine politische Brandmauer um jene Themen zu ziehen, mit denen die AfD Zustimmung gewinnt. Das sind vor allem die Fragen von Migration, Asyl, Islam, Überdehnung des Sozialstaats und Kriminalität unter Zuwanderern.

Zu Zeiten von Angela Merkel hatte die Union an dieser Tabuisierung von Themen noch kräftig mitgearbeitet. Bezeichnend war der Ausspruch der Bundeskanzlerin Merkel von September 2015, mit dem sie ganz Deutschland moralisch unter Druck setzte: «Ich muss ganz ehrlich sagen, wenn wir jetzt anfangen, uns noch entschuldigen zu müssen dafür, dass wir in Notsituationen ein freundliches Gesicht zeigen, dann ist das nicht mein Land.» Sie unterband damit weitgehend erfolgreich jede abwägende Diskussion über die Folgen und Nebenwirkungen ihrer Flüchtlingspolitik. Und genau dies möchte jetzt die SPD-Vorsitzende Saskia Esken auch dem CDU-Chef Friedrich Merz vorschreiben, indem sie ihm Begriffe wie «kleine Paschas» oder «Sozialtourismus» als moralische Fehlgriffe und «brandgefährliche» Anbiederung an AfD-Themen ankreidet.

Weitsichtige Führungspersonen in der Union wissen natürlich: Wenn es der CDU/CSU nicht

gelingt, in grossem Umfang Wähler der AfD zurückzugewinnen, dann werden parlamentarische Mehrheiten in Deutschland, die die AfD ausgrenzen, immer nur gemeinsam mit

*Verhältnisse wie in Frankreich oder Schweden lassen grüssen, wenn die Politik nicht energisch umsteuert.*

SPD oder Grünen möglich sein. Die Union als Regierungspartei wäre so auf unabsehbare Zeit in der babylonischen Gefangenschaft von linken Parteien. Und genau dort möchten SPD und Grüne sie platzieren. Für die CDU/CSU könnte dies zu einer lebensgefährlichen Falle werden. Sie kann ihr nur entkommen, wenn sie selbst in Sachen Migration und Zuwanderung zu einer Positionierung gelangt, die realistisch und zukunfts offen ist und unerwünschte Migration wirksam steuert und begrenzt. So – und nur so – könnte es ihr auch gelingen, in grösserem Umfang Wähler der AfD zurückzugewinnen.

Die SPD dagegen steuert, wenn sie dem fatalen Kurs von Saskia Esken weiter folgt, neue, noch unbekannte Desaster in der Wahlkabine an: Deutschland überfordert sich materiell und moralisch. Multikulti ist gescheitert, und die fortschreitende Islamisierung ganzer Stadtviertel wird zu einer wachsenden Gefahr. Verhältnisse wie in Frankreich oder Schweden lassen grüssen, wenn die Politik nicht energisch umsteuert. Es bleibt zu hoffen, dass sich diese Erkenntnisse in der gegenwärtigen Führung der Union noch stärker verankern und auch praktische Konsequenzen bewirken.



---

# «Die Qualität in Hollywood ist enorm»

Der Zürcher Kameramann Ueli Steiger arbeitet seit über dreissig Jahren in den USA. Er drehte mit Dennis Hopper und hatte Jennifer Lopez vor der Linse. Jetzt tritt er kürzer. Mit uns spricht er über sein Leben und seine Erlebnisse in der Filmmetropole.

*Benjamin Bögli*



«Ich wollte Kinofilme machen und musste weg»: Steiger in seinem Haus in Silver Lake, Los Angeles.



Los Angeles

**U**eli Steiger hat Pasta gekocht. Wir treffen den zuvorkommenden Zürcher, 69, in seinem grosszügigen, aber nicht klotzigen Haus, das er Anfang der neunziger Jahre mit seinem Partner Thomas Nellen gekauft hat. Es befindet sich etwas erhöht in Silver Lake, einem Quartier in Los Angeles, in dem gerne ein Bohème-Lebensstil gepflegt wird. Auch Nellen kennt die Traumfabrik bestens. Der 62-Jährige ist der persönliche Maskenbildner von Jeff Bridges und verantwortlich für Hair and Make-up in Martin Scorseses jüngstem Epos, «Killers of the Flower Moon». Falls der Film in dieser Kategorie einen Oscar gewinnt, erhält ihn Nellen. Steiger und Nellen haben sich vor über vierzig Jahren in Zürich kennengelernt und kamen gemeinsam nach L.A. Letztes Jahr entschied sich Steiger, in Pension zu gehen. Beim ausgedehnten Mittagessen auf der gemütlichen Terrasse blickt der Kameramann auf seine Karriere zurück.

**Weltwoche:** Herr Steiger, wann erwachte in Ihnen die Faszination fürs Filmen?

**Ueli Steiger:** Das war schon sehr früh in der Pubertät. Ich begann damals mit einem Jugendfreund Filme zu drehen.

**Weltwoche:** Ihre Eltern unterstützten diese Leidenschaft?

**Steiger:** Ja, mein Vater war schon ein begeisterter Filmer, der mit seiner 8-Millimeter-Kamera seine Reisen dokumentierte. Für unsere kleinen Filme, die wir im Gymnasium in Wetzikon im Zürcher Oberland drehten, stellte er uns seine Kameras zur Verfügung.

**Weltwoche:** Die Bedingungen waren also ideal?

**Steiger:** Ja, und ich hatte eine unbeschwertere Kindheit. Mein Vater war ETH-Ingenieur, wir waren mittelständisch, hatten ein grosses Mietshaus, einen Bootsplatz, zwei Autos. Alle meinten, wir seien reich, aber meine Mutter musste am Ende des Monats dann doch immer schauen, dass es reichte. Wir hatten ein offenes Haus, viel Besuch. Und ich konnte an einem der schönsten Orte der Welt, in Uerikon am Zürichsee, aufwachsen. Rückblickend muss ich sagen, dass ich mit einem sehr leichten Rucksack ins Erwachsenenleben starten konnte. Ich merkte, dass ich schwul war, aber das war für mich kein Problem. Es gab keinen Druck, auch nicht an der Schule, dass man zum Beispiel eine Freundin haben musste. Ich glaube, heutzutage ist das schwieriger.

**Weltwoche:** Oft hört man aber, es hätten damals miefige, repressive Zeiten geherrscht ...

**Steiger:** Ich spürte das nicht. Klar, mein Outing brauchte Überwindung, aber alle gingen unverkrampft damit um. Auch meine Eltern. Sie waren beide Pfarrerskinder, waren selber aber nicht religiös, jedoch auch keine Kirchengegner. Sie hatten sich einfach von ihren Eltern abgenabelt.

**Weltwoche:** Und später in Hollywood, war da die Homosexualität ein Thema?



«Der Druck ist unglaublich gross»: mit Jennifer Aniston am Set von «Rock Star» (2001); mit Dennis Hopper, 1990.

**Steiger:** Auch da war es völlig locker, neutral. Alle wussten, dass ich schwul war. Bei mir im Kamerateam ging es vielleicht einfach weniger machohaft zu und her als anderswo, ich stellte auch immer viele Frauen ein. Für meine Karriere spielte die Sexualität keine Rolle.

**Weltwoche:** Waren Sie rebellisch?

**Steiger:** Ich musste nicht rebellisch sein, meine Kindheit war zu schön. In der Schule waren wir natürlich alle links und machten die Lehrer wahnsinnig. Ich war aber kein Strassenprotestler: Die Achtundsechziger waren vorbei, und als die achtziger Bewegung losging, war ich bereits in London.

**Weltwoche:** Wie kam es dazu?

**Steiger:** Ich fing an der Uni Zürich an, Kunstgeschichte und Anglistik zu studieren, eine Filmschule gab es in der Schweiz zum Glück noch nicht.

**Weltwoche:** Wieso zum Glück?

**Steiger:** Dann wäre ich in der Schweiz hängengeblieben und würde fürs Fernsehen arbeiten (*lacht*). Heute gibt es in der Schweiz

*«Redford zeigte auf die Bergkulisse und sagte, sie erinnere ihn an Eiger, Mönch und Jungfrau.»*

diverse Filmschulen, die unzählige Regisseure ausspucken. So wird aber nur das Mittelmass gefördert. Ins Ausland muss niemand mehr. Dass wir uns richtig verstehen: Ich habe überhaupt nichts gegen das Schweizer Fernsehen, ich habe ja auch viel dort gearbeitet. Aber ich wollte Kinofilme machen und musste weg.

**Weltwoche:** Was taten Sie?

**Steiger:** Ich wollte einfach zum Film. Auf Drängen meines damaligen Freundes rief ich beim Schweizer Fernsehen an. Ich wurde gleich als Kabelträger angestellt und arbeitete wochenweise, zum Beispiel für Kurt Felix' «Teleboy».

**Weltwoche:** Sie haben das Handwerk also von der Pike auf gelernt?

**Steiger:** Ja. Ich sah beim Fernsehen genau, welche Kamera wie positioniert sein musste. Ich fand es dort toll, und ich verdiente sogar Geld! Etwas später wurde ich Fahrer bei der Firma Lang-Film, die Spielfilme produzierte. Lang war bei «Ursula» dabei, der ersten und wohl einzigen DDR-BRD-Kino-Co-Produktion überhaupt. Da sah ich zum ersten Mal wirklich, wie man einen Kinofilm macht. Ich arbeitete auch an Produktionen von Xavier Koller und Alfi Sinniger [die späteren Oscar-Preisträger für «Reise der Hoffnung», die Red.]. Sinniger riet mir, nach London an die Filmschule zu gehen.

**Weltwoche:** Und Sie wurden aufgenommen?

**Steiger:** Ich musste wegen meines Anglistik-Studiums ohnehin ein Jahr nach Grossbritannien. Ich ging aber nicht an die Uni, sondern meldete mich an der London Film School an und kam rein.

**Weltwoche:** Der erste englischsprachige Film, an dem Sie beteiligt waren, stammt aus dem Jahr 1982 und hiess «Privileged». Es war auch der erste Film von Hugh Grant ...

**Steiger:** ... genau. Der Amerikaner Michael Hoffman, der damals noch studierte, drehte diesen Spielfilm, der von Oxford-Studenten handelte. Der Kontakt kam über eine Freundin an der Filmschule zustande. Ich wurde als Kameraschwenker engagiert.

**Weltwoche:** Erkannte man die Star-Qualitäten von Grant schon damals?

**Steiger:** Er hatte keine grosse Rolle, aber er sah einfach supergut aus. Grant war der schönste Brite, den ich je gesehen hatte. Helena Bonham-Carter spielte auch mit, und der berühmte Hollywood-Regisseur John Schlesinger [«Marathon Man», die Red.] war ebenfalls in den Film involviert. Dank ihm hatten wir das beste Film-Equipment.

**Weltwoche:** Wie wichtig war der Film für Sie?

**Steiger:** Sehr wichtig. Ich arbeitete danach weiter mit Michael Hoffman. So kam ich immer wieder in die USA. Sein Mentor war Robert Redford. Einmal gingen wir zu Redford nach Hause auf





«Er schenkte mir eine Zigarre»: Don Johnson in «The Hot Spot» (1990); «Privileged» (1982) mit Michael Hoffman.

seine Ranch in Utah. Er zeigte auf die Bergkulisse und sagte, sie erinnere ihn an Eiger, Mönch und Jungfrau, deshalb habe er das Land hier gekauft.

**Weltwoche:** Sie arbeiteten sonst aber nach wie vor in der Schweiz?

**Steiger:** Ja, als Kamera-Assistent für Schweizer Filme, und ich produzierte auch selber Industriefilme. Einmal war Mike Hoffman zu Besuch in Zürich und erhielt einen Telefonanruf, dass sein neuer Film «Promised Land» mit Meg Ryan und Kiefer Sutherland grünes Licht bekommen habe. Ich wollte unbedingt dabei sein. Nach der ersten Drehwoche wurde der Kameramann entlassen,

*«Jennifer Lopez hat eine dermassen strahlende Präsenz, da kann man eigentlich nichts falsch machen.»*

ich sprang ein, und sie behielten mich, weil ich nichts kostete. Das war mein erster Eintrag als Kameramann in einem amerikanischen Film. «Promised Land» kam 1987 ins Kino. 1988 drehten wir in Kanada dann den von Redford produzierten Film «Some Girls» mit Patrick Dempsey und Jennifer Connelly.

**Weltwoche:** Wann verliessen Sie die Schweiz ganz?

**Steiger:** Das dauerte noch eine Weile. Unterdessen hatte ich eine Agentin in L.A., die mich für eine Woche nach Hollywood einlud. Ich traf zwei oder drei Studio-Bosse. Ich hatte keine grossen Erwartungen. Aber die sagten: «Hey Ueli, «Promised Land» war grossartig, und «Some Girls» hatte beeindruckende Nachtszenen, wie hast du das nur gemacht?» Ich war völlig baff, dass die meine Filme tatsächlich gesehen hatten. In der Schweiz hatte während sechs Jahren nie jemand Interesse gezeigt.

**Weltwoche:** In Hollywood schon ...

**Steiger:** Ja, das ist der Unterschied. Meldet man sich in der Schweiz bei jemandem, sagen die: O nein, der will etwas von mir. In Amerika ist man sofort begeistert, wenn man etwas vor-

zuweisen hat. Du merkst gleich: Die wollen Leute entdecken – und klar, ich war günstig. Es herrschte hier einfach eine grundsätzlich andere Einstellung. Das ist unheimlich motivierend. Zurück in der Schweiz, erhielt ich von meiner Agentin an einem Freitag einen Anruf, Dennis Hopper wolle mich sehen ... Hopper war eines meiner Vorbilder! Ich nahm den nächsten Flieger, und am Montag war das Meeting.

**Weltwoche:** Wo trafen Sie sich?

**Steiger:** Hopper wohnte in einem der ersten Häuser des berühmten Architekten Frank Gehry in der schlimmsten Gegend von Venice. Ich klingelte, und Hopper liess mich rein.

**Weltwoche:** Wie war «Easy Rider» Dennis Hopper?

**Steiger:** Er war natürlich ein Künstler-Typ. Er hatte damals den Drogen bereits abgeschworen. Wir sprachen nicht über das Drehbuch, worum es eigentlich gegangen wäre, sondern eine halbe Stunde über Jennifer Connelly, weil er den Film «Some Girls» gesehen und sich in ihre Brüste verliebt hatte. Nach diesem Treffen erhielt ich einen Anruf, dass er mich gerne als Kameramann seines Films «The Hot Spot» (1990) mit Don Johnson – und Jennifer Connelly – buchen würde. Ich konnte es kaum glauben. Das war dann der erste Film mit mir, der auch in Zürich ins Kino kam. Da hat man mich zum ersten Mal auch in der Schweiz wahrgenommen.

**Weltwoche:** Weshalb hatte sich Hopper für Sie entschieden?

**Steiger:** Vermutlich war ihm sympathisch, dass ich Schweizer war, weil seine Kunst an der Art Basel ausgestellt wurde. Bald filmten wir in Texas. Hopper schleppte mich auch auf alle Golfplätze, er war mittlerweile Republikaner geworden. Mit Hopper drehte ich 1994 noch seinen letzten Film, den er als Regisseur machte, «Chasers». Er hat mich immer sehr unterstützt, ich hatte grosse Freiheiten, ich brachte zum Beispiel meine eigene Kamera-Crew mit, mit der ich dann die nächsten zehn Jahre zusammengearbeitet habe.

**Weltwoche:** So kamen Sie nach Los Angeles?

**Steiger:** Ich zog mit Thomas 1990 hierhin. Zuvor hatten mich die Paramount-Studios einmal noch aus der Schweiz erste Klasse eingeflogen, das Ticket kostete 18 000 Franken, für den Film «Soapdish» mit Sally Field, Elisabeth Shue und Robert Downey Jr. Das war eine grosse Studioproduktion, und während der Dreharbeiten lernte ich auch den Regisseur Cameron Crowe kennen.

**Weltwoche:** Mit dem Sie als Kameramann dann den Kultfilm «Singles» mit Bridget Fonda und Matt Dillon drehten. Was war das für ein Gefühl, als Sie merkten: Ich bin jetzt gefragt in Hollywood? Ging da ein ultimativer Traum in Erfüllung?

**Steiger:** Ich hatte es gar nicht gewagt, mir das zu wünschen. Es ergab sich eigentlich immer eins nach dem anderen, und ich arbeitete einfach immer weiter.

**Weltwoche:** Bestand nie die Gefahr, abzuheben, eingebildet zu werden?

**Steiger:** Nein, überhaupt nicht, ich wurde auch nicht reich.

**Weltwoche:** Sie arbeiteten viele Jahre mit dem Blockbuster-Regisseur Roland Emmerich zusammen. Wie lernten Sie ihn kennen?

**Steiger:** Walter Lindenlaub, der Kameramann von «Independence Day», rief mich an und sagte, seine Frau erwarte ein Kind, ob ich ein, zwei Tage für ihn übernehmen könne, wenn das Baby komme. Emmerich kannte ich nicht, aber ich verstand mich sofort mit ihm. Wir drehten «Independence Day» zu Ende. Lindenlaub wollte nicht mehr unbedingt zurück, und Emmerich bot mir seinen nächsten Film, «Godzilla», an. Die nächsten zwölf Jahre arbeiteten wir dann zusammen.

**Weltwoche:** Sie haben Komödien wie «Austin Powers» gedreht und Katastrophenfilme wie «The Day After Tomorrow». Wie kann man sich das vorstellen, herrscht bei einem ein Riesengaudi, und beim andern ist es todernst?

**Steiger:** Nicht unbedingt. Komödien sind sehr schwierig zu drehen, weil man sie so filmen

muss, dass man das Material richtig schneiden kann. Wenn etwas auf dem Set lustig ist, heisst es noch lange nicht, dass es auch auf der Leinwand lustig rüberkommt. Bei einer Komödie musst du sehr viel Filmmaterial haben, damit sie wirklich funktioniert. «Austin Powers» war äusserst schwierig zu drehen, Mike Myers [Drehbuchautor und Hauptdarsteller, die Red.] ist Perfektionist. Wir mussten wahnsinnig viele Takes machen. Myers sorgte aber immer für gute Stimmung, er sang jeden Tag einen Ueli-Steiger-Song, und er schenkte mir eine Karaoke-Anlage.

**Weltwoche:** Mit Emmerich haben Sie Filme mit riesigen Budgets gemacht. Man stellt sich das als Aussenstehender sehr reizvoll vor, wenn man so viel Geld zur Verfügung hat. Wie ist es tatsächlich?

**Steiger:** Man ist dann auch sehr lange dabei, «The Day After Tomorrow» dauerte fast zwei Jahre. Aber es ist natürlich schon heiss, wenn man Filme macht, die alle gesehen haben, wenn man Filme wie «Godzilla» oder «Austin Powers» bei sich im Gestell hat. Es ist das Tolle an diesem Beruf: Man macht etwas, das bleibt. Es gibt allerdings Phasen, da würde man lieber einfach nur Gestelle in einem Supermarkt auffüllen.

**Weltwoche:** Weshalb?

**Steiger:** Weil es ein solcher Stress ist. Man muss ständig Entscheidungen treffen und alle um sich herum zufriedustellen. Im Nachhinein ist es immer ganz toll, aber während der Dreharbeiten ist der Druck unglaublich gross. Man muss ständig Kompromisse machen. Filmen heisst Kompromisse machen. Besonders nervenaufreibend sind Aussendreh, weil die Sonne ständig wandert.

**Weltwoche:** Ist das Licht in Los Angeles tatsächlich so magisch, wie es immer heisst?

**Steiger:** Nun, die Sonne scheint hier öfter als anderswo, aber auch hier bleibt sie nicht stehen...

**Weltwoche:** Sie haben den Übergang von der analogen zur digitalen Kamertechnik miterlebt. Es gibt Regisseure wie Quentin Tarantino, Christopher Nolan oder Paul Thomas Anderson, die bewusst noch immer nur mit 70-Millimeter-Kameras, also analog, filmen. Was halten Sie davon?

**Steiger:** Ich finde es toll, wenn Leute das alte Filmhandwerk weiterhin pflegen, aber ich fordere jeden heraus, der behauptet, er könne unterscheiden, ob ein Film digital oder analog gefilmt wurde. Das ist einfach nur präventiös. Man sieht keinen Unterschied.

**Weltwoche:** Nach zwölf Jahren mit Roland Emmerich war Schluss, weshalb?

**Steiger:** Nach dem Film «10.000 BC» hatten wir uns auseinandergeliebt. Roland wurde immer reicher. Er hatte nur noch Leute um sich herum, die ja sagten. Ich habe mich dann einfach einmal ausgeklinkt. Wir sind immer noch Freunde, und ich liebe ihn nach wie vor.

**Weltwoche:** Sie haben als Kamerachef beim Filmen eine Schlüsselrolle, Sie können einen Schauspieler oder eine Schauspielerin zum Leuchten bringen oder eben auch nicht. Erkennen Sie auf der Strasse, ob jemand das Zeug zum Filmstar hat?

**Steiger:** Kaum. Man merkt es erst auf dem Set. Schauspielerinnen können unscheinbar sein, und wenn die Kamera läuft, strahlen sie. Aber Jennifer Lopez zum Beispiel, mit der ich meinen letzten Hollywoodfilm, «Second Act», gedreht habe, hat eine dermassen strahlende Präsenz, da kann man eigentlich nichts falsch machen.

**Weltwoche:** Was unterscheidet den Filmstar von einem normalen Schauspieler?

**Steiger:** Grundsätzlich ist die schauspielerische Qualität in Hollywood enorm hoch. Schon die kleinste Rolle ist brillant besetzt. Jeder beherrscht seine Rolle, kennt seinen Text aus dem Effeff. In Europa ist das überhaupt nicht so. Der Unterschied zwischen Schauspieler und Star ist, dass ein Star einfach noch mehr Sex-Appeal hat. Ich habe ja mit Don Johnson gedreht. Ich kannte ihn nicht, eigentlich war er total unsympathisch, aber was der an Charme produzieren konnte, wenn er wollte, war unglaublich, der kriegte alle, ob Mann oder Frau. Seine Tochter Dakota kam zur Welt, als wir drehten. Er schenkte mir eine Zigarre.

**Weltwoche:** Sie sagten vorhin, dass Sie nicht reich wurden. Die Filme, an denen Sie mitwirkten, haben insgesamt knapp 1,7 Milliarden Dollar eingespielt, was blieb da für Sie übrig?

**Steiger:** Die Gilde der Kameraleute hat keine Gewinnbeteiligung. Ich hatte ein wöchentliches Salär. Beispiel «The Day After Tomorrow»: Ich hatte eine wöchentliche Gage von zirka 9500



«Mir gefällt es in Amerika schon sehr gut»:  
mit Partner Thomas Nellen (l.) in L. A.

Dollar, ich verdiente an diesem Film etwa 200 000 Dollar. Das ist schon viel Geld. Roland Emmerich sagte mir nach der Premiere, er verdiene mit dem Film 75 Millionen Dollar. Das ist der Unterschied.

**Weltwoche:** Fühlten Sie sich unterbezahlt?

**Steiger:** Nein. Ich habe immer gut verdient. Ich sage das nur, um die Verhältnisse aufzuzeigen. Roland hat es einfach geschickt gemacht, ihm gehörten alle Rechte. Aber eben, reich bin ich nicht geworden. Es waren vier, fünf Jahre, in denen ich etwas über eine Viertelmillion verdient habe, und so konnte ich auch etwas auf die Seite legen.

**Weltwoche:** 2018 drehten Sie Ihren letzten Film, Sie waren 64. War das eine bewusste Entscheidung, dann in Pension zu gehen?

**Steiger:** Zwei Filme wollte ich eigentlich noch machen, doch dann kam Covid. Und ich war gezwungen, zu pausieren. Ich musste aber keine Existenzängste haben, ich musste kein Geld mehr verdienen. Als es mit den beiden geplanten Filmen nichts mehr wurde, kam ich an einen Punkt und sagte: Sayonara, jetzt höre ich auf.

**Weltwoche:** Und wenn Martin Scorsese anrufen würde?

**Steiger:** Auch dann, ich möchte mir diesen Stress nicht mehr antun. Ich würde jemand anderes empfehlen. Als Consultant stehe ich nach wie vor zur Verfügung.

**Weltwoche:** Welche drei Kinofilme sollte man einfach wegen der guten Kamera gesehen haben?

**Steiger:** Natürlich «Lawrence of Arabia», ein Meilenstein, den Musicalfilm «South Pacific», darin gibt es revolutionäre Farbverschiebungen, und, ebenfalls Musicals, «Singin' in the Rain» oder «The Sound of Music».

**Weltwoche:** Was haben Sie für ein Verhältnis zur Schweiz?

**Steiger:** Ich habe meine Beziehung zur Schweiz immer gepflegt, ich ging auch immer wieder zurück. Thomas und ich haben in Zürich sogar eine kleine Wohnung gekauft.

**Weltwoche:** Sie erwähnten, dass Sie Xavier Koller gut kennen. Er hat zuletzt «Schellen-Ursli» gedreht. Hätten Sie das auch gemacht?

**Steiger:** Natürlich, aber es war klar, dass er mit einem anderen Kameramann zusammenarbeiten würde.

**Weltwoche:** Ganz in die Schweiz zurück wollten Sie nie?

**Steiger:** Mir gefällt es in Amerika schon sehr gut, ich habe den grössten Teil meines Lebens hier verbracht, mein Umfeld hier passt mir. Aber wenn ich wirklich alt bin, gehe ich in die Schweiz zurück, das ist ganz klar.

**Weltwoche:** Weshalb?

**Steiger:** Weil es halt schon meine Heimat ist. Im hohen Alter bin ich in der Schweiz besser aufgehoben.



# Argentiniens Terminator heisst Sturzenegger

Der neue Präsident Javier Milei verordnet seinem Land eine liberale Revolution. Dahinter steckt ein Top-Ökonom mit Appenzeller Wurzeln.

Alex Baur

**J**avier Milei erntete kübelweise Hohn, als er nach seiner Amtseinsetzung am 10. Dezember erklärte, die versprochene Abschaffung der Zentralbank und der Landeswährung hätten für ihn im Moment keine Priorität. Weit entfernt von einer Mehrheit im Parlament, so der Tenor, würde sich das libertäre Grossmaul wohl bald anpassen. Doch spätestens in Woche zwei der Ära Milei ist der Spott von Argentiniens Linken nacktem Entsetzen gewichen.

## Kahlschlag per Megadekret

Den Reigen eröffnete Wirtschaftsminister Luis Caputo mit einer abrupten Angleichung des offiziellen Dollarkurses an den freien Markt, der ersatzlosen Streichung zahlreicher Regulierungen und der Entlassung von 7000 Staats-



**Wirtschaftspolitische Atombombe:** Federico Sturzenegger.

angestellten, welche die scheidende Regierung Fernández im letzten Jahr noch schnell eingestellt hatte. Dann gleich der nächste Paukenschlag von Sicherheitsministerin Patricia Bullrich: Wer an illegalen Strassenblockaden teilnimmt, muss mit harten Strafen rechnen, verliert jeden Anspruch auf Staats-

hilfe, die Drahtzieher werden für den Schaden haftbar gemacht.

Kurz vor Weihnachten schliesslich zündete Javier Milei per Präsidialdekret eine wirtschaftspolitische Atombombe, die per Federstrich das Erbe von 75 Jahren peronistischem Sozialismus auslöscht: Vom Kündigungsschutz über das Mietrecht bis zu Staatsmonopolen und Importbeschränkungen wird alles niedergemäht, was den Linken heilig ist. Am 26. Dezember ging es gleich weiter mit einem Paket von Gesetzesinitiativen, welche die Regierung in einer eiligst einberufenen Sondersession zwischen den Festtagen vor den Kongress und das Repräsentantenhaus brachte.

Mileis Kahlschlag ist durchdacht, als es auf den ersten Blick den Anschein macht. Als Architekt der Reformdekrete fungiert Federico Sturzenegger, ein Top-Ökonom mit internationalem Ruf aus dem Lager von Patricia Bullrich, dessen Urgrossvater einst aus Appenzell nach Südamerika auswanderte. Der an amerikanischen Elite-Universitäten ausgebildete Sturzenegger fungierte seit Jahrzehnten in verschiedenen Spitzenpositionen, er kennt den argentinischen Staatsapparat wie nur wenige und ist weit über die Parteigrenzen vernetzt. Seit Monaten, im Wahlkampf noch als Berater von Bullrich, feilte Sturzenegger mit einem hochkarätigen Team heimlich an den Reformen.

Mileis Coup hat die Linke kalt erwischt. Umgehend wurden Strassenproteste ausgerufen, die in der internationalen Presse wohl etwas Echo auslösten, für argentinische Verhältnisse aber eher lau ausfielen. Viele haben die Nase gestrichen voll von den Streiks und Blockaden, die auch unter der linken Vorgängerregierung Fernández zur Tagesordnung gehörten. Die Gewerkschaften mit ihren ewiggleichen Parolen haben schlicht keine Alternative anzubieten.

Gemäss Meinungsumfragen unterstützen über 70 Prozent der Argentinier Mileis Radikalismus. Die Tatsache, dass der Schwarzmarktkurs für den Dollar sogar leicht gesunken ist, spricht

für ihn. Vor allem Exporteure profitieren vom höheren offiziellen Dollarkurs, während Importe teurer werden. Das drückt zwar den Konsum, doch es rentiert wieder, im eigenen Land zu produzieren.

## Milei kann politisch nur gewinnen

Mileis Megadekret baut auf eine in der Verfassung vorgesehene Notstandsklausel, von der auch alle seine Vorgänger eifrig Gebrauch machten. Nur übersteigt sein Reformpaket, welches Hunderte, wenn nicht Tausende von Gesetzen tangiert, im Umfang und in seiner Radikalität alles Bisherige. Die Frage ist, ob die Parlamente das Präsidialdekret per Veto blockieren – und wie sich die Justiz dazu stellt.

Ausserhalb des radikal linken Lagers gaben sich die meisten Politiker und Juristen bislang auffallend wortkarg. Milei nutzt das Mo-

*Es wird alles niedergemäht, was den Linken heilig ist, vom Mietrecht bis zu Staatsmonopolen.*

mentum seiner Wahl geschickt und stellt das Establishment mit seinem verwegenen Coup vor eine höchst unkomfortable Wahl: Wer die zurzeit noch populären Reformen blockiert, übernimmt die volle Verantwortung für eine Dauerkrise, in der sich das Land seit Jahren befindet. Milei kann politisch nur gewinnen, auch wenn er ausgebremst wird. Für diesen Fall hat er bereits Referenden angekündigt.

Dass radikale Reformen nötig sind, bestreitet niemand. Argentinien ist bankrott, wirtschaftlich wie moralisch. Die masslos aufgeblähten Staatsbetriebe und ein Heer von Bürokraten generieren Jahr um Jahr Milliardendefizite. Der hemmungslose Klientelismus, der die Peronisten über Jahrzehnte an der Macht hielt, hat das Land ruiniert und eine verfilzte Kaste von Profiteuren geschaffen. Hier liegt Mileis Chance: Die Apparatschiks, die jedes Prestige verloren haben, verfolgen weder ideologische noch politische Ideale. Sie richten ihre Fahnen nach dem Wind. Und der bläst zurzeit für Milei.

# 2024: Jahr des Politikwechsels

Die CDU muss ihre AfD-Brandmauerpolitik vor den Landtagswahlen überdenken.



Das neue Jahr könnte interessant werden. Nicht nur, weil die FDP immer noch keine Anstalten macht, ihren politischen Selbstmord durch einen Ausstieg aus der Ampelkoalition zu verhindern, sondern vor allem hinsichtlich der Landtagswahlen in drei ostdeutschen Bundesländern.

Sowohl in Thüringen, Sachsen als auch in Brandenburg steht die AfD laut Umfragen mit komfortablem Abstand zu den Altparteien an der Spitze. In Thüringen sind es ganze 12 Prozent, die zwischen den Blauen und der zweitplatzierten CDU liegen. Auf 34 Prozent kommt die AfD hier. In Sachsen sind es gar 35 Prozent und in Brandenburg immerhin 27 Prozent.

Wir reden hier über Werte, die zuletzt nur Angela Merkel zu ihren Hochzeiten bei der CDU auf Bundesebene erzielen konnte. Längst ist die AfD im Osten zur Volkspartei avanciert. Einzig ein Bündnis Sahra Wagenknecht hätte das Potenzial, die Ergebnisse noch einmal durchzurütteln. Auf bis zu 20 Prozent käme die Partei der ehemaligen Linken-Chefin gemäss Experten. Dies ginge sowohl zu Lasten der Linkspartei als auch der AfD. Denn ähnlich wie die Ost-AfD versteht es Wagenknecht, die Themen Migration und Wokismus mit grundsätzlicher Kapitalismuskritik zu verbinden. Mit den wirtschaftsliberalen Protagonisten aus dem Westen haben hier die wenigsten AfD-Politiker etwas gemein.

Ob das Bündnis Sahra Wagenknecht bereits im nächsten Jahr bei den Landtagswahlen in Sachsen, Thüringen und Brandenburg antreten kann, bleibt allerdings ungewiss. Es heisst, man wolle sich zunächst auf die Europawahlen im

Juni konzentrieren. Bislang ist auch fraglich, ob die neugegründete Partei überhaupt in der Lage ist, bis zum September, wenn die ersten Wahlen stattfinden, eigene Landesverbände zu gründen. Auch die Finanzierung des Wahlkampfes scheint noch unklar.

Rechnet man ohne das Bündnis der 54-Jährigen, ergibt sich allein in Thüringen die spannende Situation, dass die CDU, sollte man die vielbeschworene Brandmauer zur AfD aufrechterhalten wollen, rechnerisch eigentlich keine andere Wahl hätte, als die relativ starke Linkspartei mit ins Boot zu holen. Auf 20 Prozent kommt diese derzeit in den Umfragen. Mit der CDU wären es 42 Prozent. Die SPD kommt gerade einmal auf 9 Prozent. Grüne und FDP wären nach derzeitigem Stand raus.

Da eine Koalition zwischen CDU und Linkspartei einigermaßen grotesk anmutet, bliebe noch die Option einer sogenannten Minderheitsregierung. Eine solche ist jedoch bekanntermassen in ihrer Handlungsfreiheit

*Es ist dem Letzten klargeworden, dass es einen Kurswechsel ohne AfD nicht geben wird.*

eingeschränkt, benötigt für jedes Gesetzesvorhaben die Zustimmung der Parteien, die sie tolerieren. Die klare Grenze zwischen Regierung und Opposition verschwimmt, da man gezwungen ist, sich immer die Zustimmung der eigentlichen Opposition einzuholen.

Vor allem aber droht die Gefahr, die ohnehin schon wütende Bevölkerung weiter zu erzürnen, wenn man auch bei den kommenden Wahlen klar gegen den Wählerwillen agiert. Eine Mehrheit der Wähler im Osten – und übrigens mittlerweile auch auf Bundesebene – wünscht sich ein schwarz-blaues Bündnis und noch viel mehr als das. Die Menschen wollen einen Politikwechsel. Sie wollen nicht mehr das Gefühl haben, dass, egal, was sie wählen, am Ende immer grüne Politik dabei herauskommt. Und genau das ist die letzten Jahre ohne Beteiligung der AfD passiert.

Das Beispiel Berlin zeigt es am besten: Hier wurde im Nachgang der vorletzten Silvesternacht CDU gewählt, weil man sich eine härtere «Law and Order»-Politik wünschte. Am Ende gab es mit Kai Wegner einen Winterabschiebestopp und einen Queer-Beauftragten für jeden Bezirk. Es ist exakt jene Ignoranz gegenüber dem Wählerwillen, welche die AfD erst so stark gemacht hat. So ist wohl mittlerweile auch dem Letzten klargeworden, dass es ohne eine Beteiligung der AfD einen wirklichen Kurswechsel auf dem Schiff namens Deutschland nicht geben wird.

Die CDU kann sich also überlegen, ob sie den selbstmörderischen Weg der FDP mitgeht und ebenfalls auf absehbare Zeit im politischen Nirwana verschwindet. Oder ob man vielleicht etwas Neues wagt, das ohnehin nicht schlimmer werden kann als das, was wir jetzt vorfinden. Klar ist: Die Zeichen stehen auf Politikwechsel. Noch kann die CDU ihn mitgestalten.



# Ruf der Wildnis

Mit fast neunzig Jahren tourt Jane Goodall noch immer um den Globus.

Wir haben die legendäre Schimpansen-Forscherin in Paris getroffen.

«Jeder Mensch hat eine Mission auf dieser Erde», sagt sie. «Er muss sie nur finden.»

Bettina de Cosnac

**D**er Mensch und sogenannte Grossaffen wie die Schimpansen sind zu 96 Prozent verwandt. Den letzten gemeinsamen Vorfahren hatten sie vor etwa sechs Millionen Jahren. Affen können Gefühle zeigen, Werkzeuge erfinden, um Macht und Vorherrschaft wüst ringen – «gleich manchen Politikern», sagt Dr. Jane Goodall. Sie klopfen sich zur Begrüssung auf die Schulter und praktizieren sogar den Handkuss. Bei Menschen, sei hier angemerkt, ist er Usus bei Hochwohlerzogenen, bei Schimpansen ist er demokratisiert. Und: Schimpansen sind Persönlichkeiten, keine Nummern.

Zu diesen Erkenntnissen kam die britische Forscherin Anfang der sechziger Jahre in Gombe, heute Tansania, durch Feldstudien statt Laborarbeit. Die damals 26-Jährige revolutionierte damit die Schimpansenforschung. Und wäre nicht der Prähistoriker und Paläoanthropologe Louis Leakey gewesen, der sie bei ihrer ersten Afrikareise als Sekretärin einstellte, dabei ihre Geduld bei Ausgrabungen und ihr tiefes Wissen über die Wildnis erkannte, dann hätte sie nie ein Forschungsstipendium der National Geographic Society erhalten. Die Nichtstudierte hätte nicht mit ihren Beobachtungen direkt in Cambridge zur Ethologin – Tierverhaltensforscherin – promovieren können. «Ein schwieriges Wort für eine einfache Sache», schreibt sie.

## Im Bett mit Regenwürmern

Die zierliche Frau mit dem jugendlichen, inzwischen ergrauten Pferdeschwanz weiss, wovon sie in Paris Anfang Dezember vor Jung und Alt spricht: «Gebt nie auf. Es gibt immer Menschen, die helfen.» Frankreichs Jane Goodall Institute feiert hier, am Hauptsitz der Good Planet Foundation, bereits ihren 90. Geburtstag – vier Monate im Voraus. Dankbar erwähnt Goodall ihre Mutter: «Sie schimpfte nicht, als ich Regenwürmer ins Bett nahm, um zu sehen, wie sie ohne Füsse laufen konnten, oder stundenlang verschwand, um zu beobachten, wie ein Huhn ein Ei legte.» Die Mutter be-

gleitete sie auch, als die britische Regierung ihr ein Visum nur gewähren wollte, wenn sie zu zweit in die Wildnis gingen.

Es klingt wie ein Appell an alle Eltern, wenn Goodall resümiert: «Ohne das Verständnis meiner Mutter wäre ich nicht das, was ich heute bin – und manchmal selbst nicht glau-

*«Gebt nie auf.  
Es gibt immer Menschen,  
die helfen.»*

ben kann!» Die in London am 3. April 1934 Geborene, ein Scheidungskind, war mit dem Trauma des Zweiten Weltkriegs aufgewachsen und wurde mangels Geld Sekretärin. «Mutter sagte: <Gib stets dein Bestes und ergreife die Gelegenheit.>» Heute ist Jane Goodall Dame des British Empire, mehrfache Ehrendoktorin, auch der Universität Zürich. Sie steht siebzig Jane-Goodall-Instituten vor, ermutigt seit 1991 Kinder in über hundert Ländern mit der Aktion Roots & Shoots, eigene Naturschutzprojekte zu entwickeln, schuf 1994 das Projekt «Tacare» in sechs Ländern Afrikas zur Aufforstung und zum Tierschutz durch Einheimische. Ihr holistischer Ansatz: Mensch, Natur und Tier sind ein Ganzes.

Die vor ihrem Publikum kerzengerade stehende und sich behende fortbewegende kleine Frau ist eine Ikone. Ein Vorbild für viele Frauen, die sich dank Goodalls Lebensgeschichte emanzipierten. Ein Idol für Kinder, die wie die kleine Jane in Bournemouth auf Bäume klettern und sich aus ihrer Umgebung – mit Büchern – wegträumen. So wie Jane mit «Doctor Dolittle» und

«Tarzan». Als Wissenschaftlerin ist sie eine Leitfigur für jene Engagierten, die malträtierte Tiere retten und unsere Natur schützen wollen. Und sie ist, so ganz nebenbei, ein wandelndes Beispiel dafür, dass der alternde Mensch nicht im Rollstuhl oder mit einem Rollator enden muss.

Noch mit 89 Jahren kann man die Jugend begeistern und Berge versetzen. «Jeder Mensch hat eine Mission auf dieser Erde. Er muss sie nur finden.» Ihre ist es, Hoffnung zu säen. «Hope» steht deshalb in leuchtenden Lettern auf dem Pariser Podium. «Hoffnung ist seit je wie der unbesiegbare menschliche Geist das Überlebens-Tool der Menschheit», erklärt sie in ihrem jüngsten Werk, «The Book of Hope» (Penguin, 2021). Der «Überlebensführer» in «schwierigen Zeiten» entstand im Gespräch mit Friedensforscher Douglas Abrams vor und während der Covid-19-Krise. Genauso wie die «virtuelle» Jane und zahlreiche ihrer «Hopecasts».

## Geschichten über Weltveränderer

Hoffnung ist auch das, was sie seit 1977 als Umweltaktivistin um den Globus treibt. «Wir haben noch ein kleines Zeitfenster», erklärt sie unaufgeregt und damit umso eindringlicher dem Publikum. «Aber wir müssen jetzt handeln.» Dem lauten Zorn einer Greta Thunberg, für die sie ein Vorbild ist, setzt Goodall das Ansehen des Problems, das Verstehen und vor allem das entschlossene Handeln entgegen. «We can!» und «We will!» lauten ihre Aufrufe, mit denen sie auch das fast zweistündige konzentrierte Podiumsgespräch in Paris abschliesst. Das Publikum stimmt unter ihrer dirigierenden Hand ein, so wie 2019 in Davos hochrangige Politiker einstimmten. Und dann erzählt sie nochmals, im Stehen und nimmermüde, Geschichten über Weltveränderer. Etwa über einen blinden Zauberer, der sie das Surfen und Malen lehrte und ihr den Stoffaffen schenkte, den sie auf Vortragsreisen bei sich hat. Oder über jenen Geschäftsführer einer umweltverschmutzenden Industriefirma, der sein Unternehmen zum Sauberen bekehrte. Oder über jene Soldaten, die in Ruanda einer Handvoll decouragierter Kinder plötzlich halfen, Bäume auf unwirtlichem





*Mensch, Natur und Tier sind ein Ganzes:* Ethologin Goodall in Tansania, 1972.

Boden zu pflanzen. «Wir fingen mit einer Handvoll Kindern bei Shoots & Roots an. Bis heute haben wir Hunderttausenden Hoffnung und Lebenssinn gegeben.»

Jane Goodalls schlichte Ernsthaftigkeit, mit der sie erzählt, macht sie glaubwürdig. Die Frau, die seit je Hosen trägt, braucht weder Schmuck noch teure Kleidung, um Gehör zu finden. In Paris trägt sie rote Socken, schwarze Stoffschuhe, Jeans und einen dünnen Anorak ihrer Organisation. Sie ist konzentriert. Wiederholt blitzt der Schalk in ihren Augen, etwa, wenn sie unvermittelt in Schimpansenlauten spricht, «Hello, I am Jane», oder Vögel imitiert. Man lauscht ihr gebannt, lacht und verinnerlicht die Botschaft. Jane Goodall berührt. Sie ist direkt und jedem Menschen zugewandt, der sie abfängt und sein Anliegen vorträgt.

### Zu Besuch bei ihrer Wachsfigur

Dabei bleibt sie jedoch immer eins: Verhaltensforscherin und stille Beobachterin. Auch der Menschen. Eifrige Organisatoren, die sie von ihrer Signierstunde mit schüchternen Kindern abbringen wollen, ignoriert sie und macht einfach weiter. Denn «Jeder Mensch zählt» ist ein weiteres Motto. Und Kooperation. Um Tiere zu retten, müssen wir zuvor den Menschen vor Ort gute Lebensbedingungen verschaffen und mit ihnen zusammenarbeiten. Geben, was wirklich erfragt und gebraucht wird. Auch wieder eine klare Jane-Goodall-Formel. Es könnte so einfach sein, unsere Welt zu retten. Schon durch weniger Fleischkonsum, glaubt sie. Sie selbst ist Vegetarierin seit Ende der sechziger Jahre.

*«Ich bin noch nicht tot. Vielleicht werde ich als Tier wiedergeboren. Dann lerne ich etwas Neues.»*

Goodall gibt uns noch ein wenig Zeit. Mutter Natur zeigt Resilienz. Sie erholt sich, so, wie wir uns erholen, wenn wir in die Natur gehen. Der Elan der Jugend kann bei der Rettung helfen. Genauso wie unser «erstaunliches Gehirn», das uns letztlich von Schimpansen unterscheidet. Es kennt die Konsequenzen unseres Handelns, kennt die Ursachen der Klimakatastrophe und kann sie deshalb richten.

Ihr eigenes Zeitfenster sieht sie noch weit offen. In Paris, wo sie vor der Schweiz hinreiste, auch um Geld zu sammeln und ihre etwas grösser und männlicher geratene Wachsfigur im Musée Grévin einzuweihen, sagt sie amüsiert: «Ich bin noch nicht tot. Ich werde sicherlich, wie die Buddhisten sagen, wiedergeboren. Vielleicht als Tier. Dann lerne ich etwas Neues.» Stete Neugierde ist neben Hoffnung eine weitere Antriebsfeder Jane Goodalls. Wenn jeder sich interessiert und anpackt, wird letztlich alles gut. Besagt das nicht auch ihr Name? «Goodall» liest sich umgedreht «all good». Das Wortspiel dürfte ihr gefallen.



# «Ungarn ist für Juden das sicherste Land Europas»

Rabbiner Schlomo Köves räumt mit Vorurteilen auf: Viktor Orbáns Regierung sei für Juden ein Segen.

Maria Petruska



«Eine Art Insel der Ruhe»: Gottesmann Köves.

*Budapest*

**L**ondon, Paris, Berlin – im Zuge des Gaza-Krieges ist Antisemitismus quer durch Europa aufgeflammt. Kaum jedoch in Ungarn. Das Land, das von der internationalen Presse und Politik gern in die rechte Ecke gedrängt wird, bietet Juden Schutz wie kein zweites in Europa, wie uns Oberrabbiner Schlomo Köves erklärt.

Köves, 1979 in Budapest geboren, ist Vorsitzender der Vereinigten Ungarischen Israelitischen Glaubensgemeinschaft (EMIH) in Budapest.

**Weltwoche:** Rabbiner Köves, gibt es in Ungarn Antisemitismus, und wenn ja, welchen Ursprungs?

**Schlomo Köves:** Natürlich gibt es leider auch in Ungarn Antisemitismus. Dieser unterscheidet sich aber grundlegend vom derzeit «modischen» Antisemitismus in vielen westeuropäischen Ländern, der die physische Sicherheit und das Alltagsleben der Juden gefährdet. In Osteuropa haben wir es mit einem

traditionellen Antisemitismus zu tun, einer Art Lebenshaltung von alters her. Studien zeigen, dass in Ungarn zwischen 10 und 15 Prozent der Menschen solche traditionell antisemitischen Ansichten hegen. Aus diesen resultieren in aller Regel aber keine Übergriffe. In den letzten zehn bis fünfzehn Jahren hat die ungarische Regierung zudem durch entschlossene Massnahmen in Gesetzgebung, Rechtsprechung und Polizeiarbeit sowie durch enge Zusammenarbeit mit den jüdischen Gemeinden die Lage weiter verbessert.

**Weltwoche:** Wie steht Ungarn im Vergleich mit Westeuropa da?

**Köves:** In Belgien, Frankreich und leider auch in Deutschland gibt es jährlich Hunderte von gewalttätigen Übergriffen gegen Juden, bis hin zu Morden. Diese Hassverbrechen werden überwiegend von radikalisierten Elementen muslimischer Gemeinden verübt. In Ungarn gibt es aber praktisch keine islamische

Gemeinschaft. Gerade im Lichte der Ereignisse der vergangenen Wochen zeigt sich, dass Ungarn schon seit Jahren das sicherste Land Europas für Juden ist. In Ungarn leben rund 100 000 Juden, die meisten von ihnen im Grossraum Budapest. In absoluten Zahlen hat Ungarn nach Frankreich und Deutschland den drittgrössten jüdischen Bevölkerungsanteil. In Ungarn hat das Judentum sehr tiefe historische und kulturelle Wurzeln, bis hin zu vielen jiddischen Wörtern in der ungarischen Sprache.

**Weltwoche:** In westeuropäischen Grossstädten gibt es No-go-Zonen für Juden, wo sich diese nicht mit Kippa und Davidstern zu erkennen geben wagen. Wie steht es damit in Ungarn?

**Köves:** Das ist eine sehr erschreckende Entwicklung. In Ungarn, wo sich die Lage für Juden in den letzten rund fünfzehn Jahren weiter verbessert hat, kennen wir so etwas faktisch nicht. Von 2006 an hatte die extreme Rechte, namentlich die Partei Jobbik, eine bedeutende Rolle in der ungarischen Politik

gespielt, machte mit Aufmärschen von sich reden. Dieser Einfluss ist seit 2013 stark zurückgegangen. Heute ist die Sicherheit für Juden in Ungarn maximal gewährleistet. Überhaupt ist Ungarn eines der sichersten Länder Europas, eine Art Insel der Ruhe. Die Zahl der Gewaltverbrechen ist minimal. Nicht zufällig ist Budapest für Touristen aus Israel die beliebteste Städtedestination. Noch vor drei Monaten hatten wir täglich sieben Flugverbindungen zwischen Budapest und Israel. Es kamen jährlich mehr als 300 000 israelische Touristen zu uns, eine beeindruckende Zahl.

**Weltwoche:** In vielen Medien in Westeuropa wird Ministerpräsident Viktor Orbán des Antisemitismus bezichtigt, vor allem wegen seiner

*«Nicht zufällig ist Budapest für Touristen aus Israel die beliebteste Städtedestination.»*

Kampagne gegen den ungarisch-amerikanischen Milliardär George Soros. Sind Orbán und seine Regierungspartei Fidesz antisemitisch?

**Köves:** Die Kampagne gegen Soros mag nicht meinem Geschmack entsprechen. Aber nicht jede politische Kritik an George Soros ist automatisch antisemitisch. Auch in Israel gibt es Kritik an Soros, die man schwerlich als antisemitisch abtun kann. Jede Kritik an Soros als antisemitisch zu verwerfen, ist etwa so, als würde man einen Bewunderer George Washingtons als Fürsprecher der Sklaverei diffamieren, nur weil Washington einst Sklaven gehalten hatte.

**Weltwoche:** Ist in Ungarn, wie es westliche Medien ebenfalls oft darstellen, die Pressefreiheit gefährdet?

**Köves:** Nach meiner Auffassung gibt es in Ungarn zahlreiche Medien, die hart mit der Regierung ins Gericht gehen. Der grösste private Fernsehsender RTL ist regierungskritisch. Es kann keine Rede davon sein, dass es um die Pressefreiheit in Ungarn so schlecht stehe wie etwa in Russland oder der Türkei.

# Grand Hotel der Zukunft

Nach langer Wartezeit empfängt das «Maistra 160» in Pontresina seit wenigen Wochen Gäste. Das Hotel überzeugt mit inneren Werten, fördert aber auch das Dorfleben.

Oliver Schmuki

**A**m Abend des 1. Dezember 2023 beginnt es im Oberengadin zu schneien ohne Ende. Eine Woche vor dem offiziellen Start der Wintersaison heisst der Himmel über der Tourismusdestination Pontresina sein jüngstes Bijou willkommen und schmückt das Hotel «Maistra 160», das seit Mitte November Gäste empfängt, mit einer noblen, repräsentativen Schicht aus Eiskristallen.

Zum Schneetreiben passt der Wirbel innerhalb des Betriebs. Einerseits wird an diesem Freitagabend der «Maistra Concept Store» im Nachbargebäude offiziell eingeweiht. Und in der Hotellobby stossen am gleichen Abend Vertreterinnen und Vertreter aus dem Baugewerbe im Rahmen eines Adventsdinners auf den fertigen Bau respektive auf den eigenen Beitrag zu dessen Fertigstellung an.

Am Sonntagmorgen knallt es erneut, und zwar in aller Früh – kein Champagner, nein, sondern künstliche Lawinenauslösungen auf dem Piz Mezdi. Die Action kann vom Balkon aus beobachtet werden oder durch das Fenster der «Stüvetta», einer Art Erker in der Zimmerecke – Rückzugsmöglichkeit, Kuschelecke und Ort zur Kontemplation in einem.

Die Idee dafür stammt von Bauherrin und Eigentümerin Bettina Plattner selbst. Sie und

ihr Mann Richard haben lange auf diesen Moment gewartet; der Hotelbau, für den man den bekannten Bündner Architekten Gion A. Caminada gewinnen konnte, erstreckte sich über vier Jahre Planungs- und dreieinhalb Jahre Bauzeit. Entsprechend deutlich sind der Stolz und die Leidenschaft zu spüren, die Bettina Plattner für das Hotel hegt.

## Jade aus dem Puschlav

Es ist eine Weile her, dass eine Hoteleröffnung in der Schweiz derart viel zu reden gab wie bei diesem Vier-Sterne-Superior-Hotel. Kaum ein Fachmagazin, kaum eine Lifestyle-Publikation und kaum ein Reiseblog, die nicht über das «Maistra 160» berichtet hätten. Natürlich, Caminada war als Architekt für die Gesamtvision zuständig. Er hat hier eine Art Grand Hotel der Zukunft realisiert, das reich ist an ästhetischen Reverenzen sowie an Bezügen zum Handwerk und zur Kunst und das auch über einen philosophischen Überbau zu Themen wie Resonanz und beseelten Räumen verfügt. Und doch gibt es kaum ein Detail, zu dem Bettina Plattner nicht auch etwas zu erzählen weiss. «Ich habe keine Bausitzung verpasst», sagt sie beim Gespräch in der Eingangshalle.

Sie schwärmt vom Terrazzoboden, in dem hier und dort grüne Jade blitzt, die im Puschlav

abgebaut wurde; sie führt durch die «Creative Box» für Jung und Alt und durch den atemberaubenden zweistöckigen Wellnessbereich mit einem grottenartigen Basaltdampfbad; sie öffnet die Türen zu einigen der 36 Zimmer und elf Ferienwohnungen und erwähnt nebenbei, dass sie für die Kuratierung der 900 Publikationen starken Hotelbibliothek zuständig war.

«Als Hoteliers haben wir keine Investorenmentalität», sagt Bettina Plattner. Ganz offensichtlich agierte man bei diesem Projekt vorausschauend und mit viel Altruismus, damit am Ende alle profitieren: der lokale Tourismus, die Kultur und das örtliche Dorfleben. «Man weiss, dass alles, was wir hier gemacht haben, nur für Pontresina war», sagt Plattner. «Die Menschen trauen und vertrauen uns.»

So erstaunt es wenig, dass man keine Probleme bei der Rekrutierung des Personals hatte. Das liegt am Netzwerk und an dem ausgezeichneten Ruf, über den die Plattners wie auch das Direktionspaar Irene und Martin Müller, das zuletzt während sieben Jahren das «Castell» in Zuoz führte, verfügen. Er ist das Resultat von Entschlüssen wie demjenigen, eine Unterkunft am Dorfausgang Richtung Bernina zu erstellen, der eigens für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gedacht ist.



**Stolz und Leidenschaft:** Doppelzimmer und Aussenfassade des «Maistra 160».



**Alle profitieren:** Restaurant in der Eingangshalle des Hotels.



# «Die Kräfte des Bösen sind in der Minderheit»

Marc Levy verkauft mehr Bücher als jeder andere französische Schriftsteller. Sein neuestes Werk behandelt die Deportation ukrainischer Kinder nach Russland. Diese sei ein «Genozid ohne Tote». Hacker unterstützten ihn bei der Recherche.

Jürg Altwegg

**M**arc Levy ist der französische Schriftsteller mit den weltweit höchsten Auflagen: Über fünfzig Millionen Exemplare wurden von seinen Büchern verkauft. Ehe er sich der Literatur zuwandte, war der 1961 geborene Levy Informatiker und Unternehmer. Seit seiner «Trilogie der 9» arbeitet er mit Hackern und Reportern zusammen. Auch bei der Befreiung eines von den Russen verschleppten ukrainischen Kindes spielen sie eine aktive Rolle. Levy erzählt die Geschichte in seinem jüngsten Roman, «La symphonie des monstres». Das Buch ist eine akribische Beschreibung von Putins «Genozid der ukrainischen Kinder».

«Alles ist wahr», erklärt Marc Levy. Vierzig Seiten aber habe ihm der Lektor gestrichen, weil sie eine Anleitung für Piraterie seien. In Frankreich findet sein Buch ein immenses Echo. Levy, der von den Feuilletons als Unterhaltungsschriftsteller verachtet wird, war in der «Tagesschau» von Europas grösstem Privatsender TF1 zu Gast; das Nachrichtenmagazin *L'Obs* widmete der Deportation der ukrainischen Kinder soeben eine Titelgeschichte. Im Anhang des Buches verweist der Autor, der seit fünfzehn Jahren mit seiner Familie in New York lebt, auf zahlreiche Quellen.

**Weltwoche:** *Cher* Marc Levy, Ihre «Sinfonie der Monster» beginnt mit dem Satz: «Alles hat vor dem 24. Februar begonnen.» Wann?

**Marc Levy:** Die Deportation der Kinder hat ein halbes Jahr vor dem Überfall 2022

begonnen. Sie kehrten nicht aus den Ferienkolonien auf der Krim zurück. Das war der Beginn des Projekts. Marija Lwowa-Belowa, die es leitet, hat es auf 700 000 Kinder beziffert.

**Weltwoche:** Wann haben Sie die Gefahr Putin erkannt?

**Levy:** Als er Baschar al-Assad zu Hilfe eilte. Er überschritt die «rote Linie», die Obama gezogen hatte – und nichts geschah. Kinder wurden vergast. Putin schickte Wagner. Davon handelt der erste Teil meiner «Trilogie der 9». Putin setzte gewaltige Flüchtlingsströme nach Europa in Bewegung.

**Weltwoche:** Sie waren kein politisch engagierter Schriftsteller. Ihre Trilogie zeugt von einer radikalen Wende. Die Hacker der Gruppe «9» bekämpfen das Böse und einen Diktator, sie enthüllen zahlreiche Skandale. Wie kamen Sie auf das Thema Kinderdeportation in der Ukraine?

**Levy:** Ich war an Recherchen über den Umgang von Donald Trump mit den Migranten. In Lagern wurden die Kinder von den Eltern getrennt. Im Rahmen dieser Recherchen bekam ich den Hinweis auf die Ukraine.

**Weltwoche:** Sie berichten von Razzien, bei denen die Kinder eingesammelt wurden. Zum Beispiel in einer Kirche.

**Levy:** Es hat sie wirklich gegeben. Nonnen versteckten sie in einer Krippe unter der Kirche. Sie wurden von einem Nachbarn verraten. Die Hauptfiguren sind fiktiv, aber real existierenden Personen und ihrem Schicksal nachempfunden. Auch gewisse Dialoge sind frei erfunden. Aber alle Details, die Fakten der Deportation, die Methoden der Umerziehung sind dokumentiert.

**Weltwoche:** Sie konzentrieren die Geschichte auf Veronika, die als Krankenschwester arbeitet, ihr Mann kämpft an der Front. Sie haben zwei Kinder, Lylia und Valentyn, der taub ist, aber schreiben kann. Valentyn wird zusammen mit einem Freund aus der Schule entführt und nach Russland verschleppt. Die Mutter geht zur Polizei und verlangt Auskunft. Während eines Telefongesprächs wird deutlich, dass der Befehl für die Razzia von Marija Lwowa-Belowa kam.

**Levy:** Wenn grossangelegte Razzien stattfinden, ist Lwowa-Belowa vor Ort und lässt sich fotografieren. Sie verschleiert nichts. Die Propaganda gehört zum Projekt, und sie verkörpert es.

**Weltwoche:** Was weiss man über seine Entstehung?

**Levy:** Ganz genau wissen das nur sie selbst und die Verantwortlichen im Kreml. Die Universität Yale hat in einem Bericht 6000 Fälle verfolgt. Hohe Beamte, Politiker, Ärzte, Poli-

*«Alle Details, die Fakten der Deportation, die Methoden der Umerziehung sind dokumentiert.»*

zei, Militärs sind involviert. Es gibt mindestens vierzig Zentren, in denen die «Umerziehung» erfolgt. Man sagt den Kindern, ihre Eltern hätten sie verstossen. Dass die Ukraine nicht mehr existiere. Es ist die reine Gehirnwäsche. Es wird manipuliert, gedroht und bestraft – auch mit Gewalt. Per Gesetz wurde die Adoption erleichtert, es gibt für Familien finanzielle Anreize, sie werden unterstützt. Ich habe die Aussage einer Frau, die ihre Familie als «kleines Russland» bezeichnet. Sie hat vier Kinder adoptiert und will bald ein fünftes: «Man kann uns nicht vorwerfen, zu nehmen, was uns gehört.»

**Weltwoche:** Wegen der Deportation der Kinder hat der Internationale Strafgerichtshof Haftbefehl gegen Marija Lwowa-Belowa und Putin ausgestellt. Der Europarat spricht von Völkermord. Auch Sie gebrauchen den Begriff Genozid.

**Levy:** Er wird auf missbräuchliche Art und Weise verwendet, seit dem Pogrom der Hamas erst recht. Er meint die Ausmerzung eines Volks. Der Intention nach ist die Verschleppung der ukrainischen Kinder ein Genozid. Ein Genozid ohne Leichen. Marija Lwowa-Belowa lässt die Kinder nicht umbringen. Es geht darum, aus kleinen Ukrainern Russen zu machen. Wer ein Land auf der Landkarte ausradieren will, muss auch die Kultur zum Verschwinden bringen.





«Wer ein Land auf der Landkarte ausradieren will, muss auch die Kultur zum Verschwinden bringen»: Winter im Donbass.

**Weltwoche:** Sie berichten von verbrannten Büchern, bombardierten Friedhöfen.

**Levy:** Selbst Friedhöfe, in denen Künstler und Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts begraben sind, wurden bombardiert. In den Bibliotheken der besetzten Gebiete gibt es keine Bücher mehr von ukrainischen Autoren. Romane mit ukrainischen Figuren werden umgeschrieben.

**Weltwoche:** Wie steht es mit Ihren Werken?

**Levy:** In einem Land, das ich nicht nennen möchte, können meine Romane erscheinen. Für «Noa», den letzten Teil der «Trilogie der 9», gibt es eine Bedingung: Ich muss die Namen der Städte und des Diktators ändern. Er ist ein Zusammenzug von Lukaschenko und Putin: «Lukaschin».

**Weltwoche:** Sie akzeptieren die Auflagen der Zensur?

**Levy:** Die Namen der Städte sind belanglos, den Diktator erkennen die Leser sowieso.

**Weltwoche:** Auch die Leser in Russland lieben Sie.

**Levy:** Es ist das Land, in dem ich am meisten Bücher verkaufte. Es ist meinem Verleger erstaunlicherweise gelungen, in Russland die ganze Trilogie zu veröffentlichen. Inzwischen haben sich die Zeiten geändert. Aber die «Sinfonie der Monster» wird auf Russisch übersetzt und im Internet frei zugänglich sein. Eine gedruckte Ausgabe werden wir heimlich verteilen lassen.

**Weltwoche:** Ein Samisdat – wie zur Zeit der Sowjetunion. Wann erscheint der Roman in der Ukraine?

**Levy:** Er wird gerade übersetzt. Ich war oben in der Ukraine und habe ein Interview mit der First Lady Olena Selenska gemacht. Sie hat versprochen, zur Buchpremiere in Kiew zu kommen. Sie soll am zweiten Jahrestag des Überfalls stattfinden.

**Weltwoche:** Wie wird in der Ukraine die Verschleppung der Kinder wahrgenommen?

**Levy:** 990 Kinder konnten nach Hause geholt werden, 39 986 Fälle sind dokumentiert. Schätzungen gehen von 80 000 aus. Für die Ukraine ist es eine Tragödie, eine Demütigung, über die zu reden schwierig ist. Man kann das mit den vergewaltigten Frauen vergleichen. Von 700 000 hat inzwischen auch Putin gesprochen. Die Zahl unterstreicht die Dimension des Projekts. So viele Waisen, die Putin aus humanitären Gründen gerettet haben will, kann es nicht geben.

**Weltwoche:** Sie widmen das Buch Ihrer Mutter.

**Levy:** Ja. Und? Das ist keine Frage.

**Weltwoche:** Ich hatte an Ihren Vater gedacht, er war ein Widerstandskämpfer gegen die Nazis.

**Levy:** Er hat überlebt. Seine Geschichte habe ich erzählt. Jetzt wollte ich ein Buch über den Mut einer Frau und Mutter schreiben. Für das Thema sensibilisiert hat mich die Tatsache, dass ich ohne Grosseltern aufgewachsen bin. Sie wurden in der Deportation umgebracht.

**Weltwoche:** Valentyn kann entkommen, Mutter und Vater finden wieder zusammen. Es ist ein Happy End.

**Levy:** Das ist meine romantische Ader. Mir ist schon bewusst, dass so ein Ende in intellektuellen Kreisen verachtet wird.

**Weltwoche:** Es ist keineswegs kitschig oder verlogen. Der Krieg geht weiter. Hätte man ihn verhindern können?

**Levy:** Als Putin seine Truppen an der Grenze zur Ukraine sammelte, hätte man ihm sagen müssen: Stopp. Ob die Ukraine in die Nato oder EU will, spielt keine Rolle. Wenn

*«Es ist die reine Gehirnwäsche. Es wird manipuliert, gedroht und bestraft – auch mit Gewalt.»*

Russland das Land überfällt, greifen wir Russland an. Doch in den Tagen vor dem 24. Februar traten in den Talkshows und Nachrichtensendern haufenweise Repräsentanten der extremen Linken und Rechten in Erscheinung und sagten: Das alles ist unser Fehler, Putin ist in seinem Recht. Er wurde von der Nato bedroht, provoziert, gedemütigt. Das waren die Daladiers und Chamberlains unserer Gegenwart.

**Weltwoche:** Die Politiker, die um des Friedens willen Hitler nachgaben. Sie spielen auf das Abkommen von München 1938 an. Aber kann man Putin mit Hitler vergleichen? >>>





«Es geht um alles oder nichts»: Autor Levy.

sich vom 6. Januar – auch das war voraussehbar. Heute erklärt Donald Trump, dass er die Justiz reformieren und benutzen werde, um sich an jenen zu rächen, die ihn vor Gericht gebracht haben. Bei den Republikanern haben wir es fast nur noch mit Extremisten zu tun. Die gemässigten, die demokratischen Republikaner haben die Partei verlassen.

**Weltwoche:** Die Ukraine ist nicht weniger korrupt als Russland. Die Unterstützung bröckelt; muss man sich um sie Sorgen machen?

**Levy:** Nicht nur um die Ukraine. Die ukrainischen Soldaten kämpfen, um ihr Land zu befreien. Aber sie sterben auch für Europa. Es ist ein Krieg zwischen Putins Imperium und der Demokratie. In der Ukraine begann eine demokratische Entwicklung just in dem Moment, da sich Russland in eine Autokratie verwandelte. Es gibt zwei Szenarien. Im ersten scheitert Trumps Rückkehr ins Weisse Haus, und Putin verliert endlich die Macht. In China muss

Xi Jinping seine Ansprüche zurückschrauben, was auch nicht ganz unwahrscheinlich ist. Weil die Wirtschaft schwächelt, ist sein Regime fragiler geworden. Das könnte ihn dazu veranlassen, auf seinen offenen Krieg gegen den Westen zu verzichten.

**Weltwoche:** Und falls sich alle drei Voraussetzungen nicht erfüllen, wie sieht dann die neue Weltordnung aus?

**Levy:** Dann beginnt ein halbes Jahrhundert der Unterdrückung und der Konzentration der Reichtümer in den Händen von ein paar Oligarchen. China wird Taiwan angreifen und Russland weitere Teile in Europa erobern. Die republikanischen Oligarchen werden das neue amerikanische Reich kontrollieren. Das alles hat nicht erst am 24. Februar begonnen. Ich bin zutiefst davon überzeugt, dass der Kampf um die neue Weltordnung in den kommenden zwei Jahren entschieden wird. Es geht um alles oder nichts.

**Weltwoche:** Ein Horrorszenario, die Fiktion eines Schriftstellers. Glauben Sie an seine politische Realität?

**Levy:** Als Schriftsteller treibt mich die Frage um: Wie kommt es, dass Menschen bereit sind, Diktatoren zu folgen und sich mit Lust an Gräueltaten zu beteiligen? Auch in der Ukraine schien es sich zu Beginn um vereinzelte Geiselnahmen zu handeln. Aber sehr schnell wurde mir bewusst, dass wir es mit einem Verbrechen von ganz anderen Dimensionen zu tun haben. Mit einer Deportation. Ich begann mich mit ihr

zu beschäftigen. Die Geschichte der Kinder in Amerika werde ich zweifellos in einem späteren Roman aufgreifen. Aber sie ist seit Bidens Wahl zu Ende. Allerdings fehlen von den insgesamt 4000 betroffenen Kindern noch immer ein paar hundert, die verschwunden sind. Kinderhandel? Sexuelle Ausbeutung? Die Korruption spielte in dieser Tragödie eine traurige Rolle. Donald Trumps Berater Stephen Miller, der die Idee zur Trennung der Kinder von den Eltern hatte, ist für mich die Inkarnation des Bösen und des Hasses.

**Weltwoche:** Dem Bösen in der Welt haben die Hacker der «9» den Kampf angesagt. Man kann nur hoffen, dass sich Ihre Befürchtungen als literarische Spekulation erweisen. Haben Sie beim Schreiben über die Ukraine die Antwort auf die Frage gefunden, die den Schriftsteller Marc Levy umtreibt?

**Levy:** In Diktaturen gibt es stets Menschen, die Widerstand leisten. Und solche, die sich mit Lust an den Gräueltaten beteiligen. Ob man Held oder Feigling wird, hat mit der Angst zu tun. Die Kollaborateure sind nicht Schweinehunde – sie haben panische Angst. Sie sind eingeschüchtert. Kürzlich stellte mir ein Student diese Frage, ich antwortete mit einem Beispiel aus der U-Bahn. Drei Männer greifen einen Passagier an, zehn schauen zu oder weg. Zusammen könnten sie die Angreifer unschädlich machen. Aber sie haben kein kollektives Bewusstsein. Beim Schreiben will ich zeigen, dass die Kräfte des Bösen in der Minderheit sind. Aber sie bilden eine Meute, die Angst und Schrecken verbreitet. Wie der Wolf im Märchen. Der Widerstand beginnt, wenn sich einer dem Monster entgegensetzt. Seinem Beispiel folgen weitere. Zum Widerstandskämpfer wird man, wenn das Gefühl für Freiheit und Gerechtigkeit stärker ist als die Angst.

**Levy:** Nein. Er hat nicht sechzig Millionen Tote auf dem Gewissen. Russland ist nicht Nazi-Deutschland. Vergleichen aber kann man den Wahn und Grössenwahn von Putin und Hitler.

**Weltwoche:** Ihre Bücher lesen sich wie eine Verschwörungstheorie.

**Levy:** Es handelt sich nicht um Science-Fiction. Die Ereignisse der jüngsten Zeit sind die logische Folge meiner Recherchen. Vier Jahre lang habe ich Tag und Nacht investigativ gearbeitet. Ich habe Dossiers verfolgt. Eruiert,

«Ob man Held oder Feigling wird, hat mit der Angst zu tun.»

warum Untersuchungen plötzlich eingestellt wurden. Ich bin der Korruption nachgegangen. Wer profitiert? Wo ist das Geld? Tausende von Seiten habe ich gelesen. Die Teile des Puzzles fügen sich zusammen.

**Weltwoche:** Sie zeichnen das Bild einer Allianz der korrupten Imperien, an der auch Donald Trump mitwirkt.

**Levy:** Wir haben es mit Oligarchen und Mafia-bossen zu tun. Es brauchte 2016 keine seherischen Fähigkeiten, um zu merken, dass ein paar Clanchefs entschlossen waren, eine neue Weltordnung durchzusetzen. Donald Trump hat die Nato systematisch geschwächt, das war seine Allianz mit Putin. Trumps Weigerung, die Niederlage zu anerkennen, der Putschver-

REICHMUTH & CO  
PRIVATBANKIERS

«Jahresstart im Morgenrot»

Lesen Sie den Check-Up

# Darum finden wir nicht den «Richtigen»

Wenn die Suche nach Mr und Mrs Right oft im Frust endet – und warum es anders sein könnte.



In einer Welt, die zunehmend vernetzt ist und in der es gleichzeitig immer mehr Singles gibt, beginnen viele Menschen das neue Jahr mit dem Vorsatz, einen Partner zu finden. Doch die Suche nach dem Richtigen endet oft im Schlamassel. Interessanterweise ertönt auf beiden Seiten dasselbe müde Stöhnen: Die Herren beklagen, es gebe keine «guten» Frauen, während die Damen bemängeln, dass die Männerauswahl auf dem Markt einer Lotterie gleiche. Nur übersehen beide manchmal Details, die für den Erfolg des matchmaking entscheidend sind.

Einige Damen haben so hohe Ansprüche an Mr Right, dass selbst Superman *hinselbst* nicht mithalten könnte. Es ist legitim, hohe Erwartungen an den Partner zu stellen, doch manche sind unrealistisch hoch. Es gibt Frauen, die haben eine Checkliste, mit der sie die Männer nicht nur nach Einkommen und Status, sondern auch nach Körpergrösse (laut Studien bevorzugen Frauen Männer über 1,80 Meter) und Aussehen scannen. Auch weichen Frauen kaum von ihren Idealvorstellungen ab; kein Wunder also, dass ihr Teich für potenzielle Herzbuben eher wie ein Goldfischglas wirkt – sie schränken sich selbst ein. Möglicherweise hätten sie mehr Erfolg, wenn sie auch mal dem charmanteren Typen von nebenan eine Chance geben würden, auch wenn dieser nicht direkt aus einem Rosamunde-Pilcher-Roman stammt.

Dann haben wir moderne Frauen mit Partnerwunsch, die unablässig ihre Unabhängigkeit und ihr Taffsein demonstrieren, als hätten sie eine *masterclass* in «Ich brauche keinen Mann» absolviert. Und das soll sich nicht negativ auf ihre Interaktionen mit Männern auswirken?

Träumt weiter. Männer wollen nun mal gebraucht werden, sie möchten beschützen, das Ritterliche raushängen lassen.

Ich glaube, wir sollten uns alle wieder daran erinnern, dass echte Ritterlichkeit immer in Mode ist. Es scheint manchmal, als ob es zwei Extreme gäbe: eine sexualisierte Kultur, die die subtilen Nuancen der Weiblichkeit vernachlässigt, und gleichzeitig das Streben nach Empowerment. Beides ist nicht schlecht, es kommt darauf an, wie man es nutzt. So manche Frauen wirken möglicherweise zu grob und wenig feminin und sind oft im Modus des Beweisens gegen-

*Liebe ist wie ein Tanz, und vielleicht liegt der Erfolg darin, wie wir unsere Tanzpartner auswählen.*

über Männern – beeinflusst von der modernen Gesellschaft, die uns sagt, wir sollten Männern mit einer starken Haltung begegnen. Dabei sind es gerade Weiblichkeit und Sanftheit, die Männer anziehend finden. Frau sollte Männer einfach Männer seinlassen und selbst Frau bleiben.

Bei den Männern scheint es bisweilen, als hätten sie eine komplette Aversion gegenüber der weiblichen Spezies entwickelt, nachdem sie ein paar negative Erfahrungen gemacht haben. Warum differenzieren, wenn man einfach alle in einen Topf werfen kann? Das Ding ist: Mit dieser Mentalität gesteht man dem anderen Geschlecht nicht zu, dass es eine Beziehung bereichern kann. Und wer möchte schon mit einer solchen Person zusammen sein?

Darüber hinaus mangelt es einigen an Selbstreflexion: Wenn über einen Zeitraum von zwanzig Jahren jede Beziehung scheitert und man von jeder Frau enttäuscht wird, besteht die Möglichkeit, dass das Problem nicht bei den Frauen, sondern bei einem selbst liegt. Es ist suboptimal, alle anderen samt ihren «Ansprüchen» für das eigene Single-Dasein verantwortlich zu machen oder zu denken, man könne nichts daran ändern. Das Partner-Puzzle erfordert nun mal Initiative, auch Anstrengung. Oder eine Kompassneuregulierung bei einem selbst (gilt für Frauen auch).

Männer empfinden manchmal den Druck, finanziell erfolgreich sein zu müssen, das schreckt sie vor Beziehungen und entsprechenden Bemühungen ab, was nachvollziehbar ist. Und ja, Ansprüche können eine Mauer hochziehen, die nicht leicht zu überwinden ist. Aber ich kenne zahlreiche Männer, die kein Schloss gebaut haben oder wie George Clooney aussehen und dennoch in glücklichen Beziehungen mit grossartigen Frauen leben. Nicht alles hängt von den weiblichen Erwartungen ab; manchmal ist das nur eine Ausrede. Es hilft nicht, wenn Männer Frauen für ihr Liebesscheitern verantwortlich machen. Genauso wenig hilft es, wenn Frauen den ganzen Tag über Männer jammern und sich als Opfer sehen.

Liebe ist wie ein Tanz, und vielleicht liegt der Erfolg darin, wie wir unsere Tanzpartner auswählen – die richtigen Schritte im richtigen Takt, egal, ob Frauen oder Männer.

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube @LadyTamara



# Die EU verliert eine Schlüsseltechnologie

Das deutsche Unternehmen Wintershall Dea wird nach Grossbritannien verkauft. Damit fehlt Brüssel und Berlin künftig eine wichtige Waffe im Kampf gegen den Klimawandel.

Friedbert Pflüger

**K**urz vor Jahresende wurde den Mitarbeitern von Wintershall Dea eröffnet, dass ihr Unternehmen von den Eigentümern BASF und Letter One an die britische Harbour Energy verkauft werde. Die Standorte Hamburg und Kassel werden geschlossen. Für Belegschaft und Management ist das ein Schock. Politisch und wirtschaftlich ist der Verkauf von Wintershall Dea ein Armutszeugnis für den Standort Deutschland. Seit dem Ukraine-Krieg wird eine grössere Energieunabhängigkeit gepredigt. In der Realität aber verliert Deutschland nun sein einziges Unternehmen, das Gas und Öl fördern kann. Was in Wietze in der Lüneburger Heide 1858 mit der ersten Erdölbohrung der Welt durch Konrad Hunäus begann, findet 2024 ein jähes Ende

## «Carbon Strategy»

Dass die Bundesregierung eine Deinvestition im Öl- und Gasbereich nicht ablehnt, mag man aufgrund der Überlegungen zu energiepolitischer Autonomie bedauern. Verwundern aber kann das angesichts der bekannten Grundsatzentscheidung gegen die fossilen Energien nicht. Viel gewichtiger und klimapolitisch problematisch ist es dagegen, dass Deutschland und damit auch die EU mit dem geplanten Verkauf auch die Kompetenz im Bereich Carbon capture and storage (CCS) verliert. Wintershall Dea ist innerhalb der EU einsame Spitze bei Abscheidung, Transport und Speicherung von CO<sub>2</sub>. Es beherrscht mit seinen Partnern wie Heidelberg Materials, Open Grid Europe und Fluxys die gesamte technologische Wertschöpfungskette und hat diese mit dem Projekt Greensand bereits erfolgreich umgesetzt.

CCS wird vom Weltklimarat IPCC als mitentscheidende Technologie bei der Bekämpfung des Klimawandels angesehen. Die EU bezeichnet CCS als «grün» und fördert sie. Überall auf der Welt – in Australien, den USA, Kanada, China und in Europa – sind im letzten Jahrzehnt CCS-Projekte entstanden. Deutschland, noch Anfang des Jahrtausends führend

Berlin

in dieser Technologie, hatte 2011 durch seine Gesetzgebung CCS de facto untersagt. Bundesminister Robert Habeck hat im Januar 2022

## Wintershall Dea ist innerhalb der EU einsame Spitze bei Abscheidung, Transport und Speicherung von CO<sub>2</sub>.

nach dem Besuch in Norwegen, wo Equinor seit zweieinhalb Jahrzehnten CCS sicher praktiziert, die Kehrtwende ausgerufen und eine «Carbon Strategy» angekündigt. Obwohl an dieser auch zwei Jahre später noch gearbeitet wird, gibt es inzwischen einen verbreiteten Grundkonsens in der deutschen Politik, dass CCS benötigt wird.

Wintershall Dea hat deshalb diese Technik vorangetrieben und Lagerstätten für Millionen Tonnen CO<sub>2</sub> aus der deutschen Industrie gesichert. Wenn das Unternehmen jetzt verkauft wird, wird Deutschland auch auf diesem Gebiet abhängig vom Ausland. Auch Harbour Energy plant mit CCS, denkt dabei aber naturgemäss zuerst daran, das britische Humber-Industriezentrum zu dekarbonisieren. Norwegen, Dänemark, Island, Grossbritannien – sie alle machen aus CCS ein Geschäftsmodell. Deutschland dagegen verkauft seine technologische CCS-Fähigkeit in ein Land ausserhalb der EU.

Auf der Weltklimakonferenz in Dubai war greifbar, dass CCS neben erneuerbaren Ener-

gien und Wasserstoff eine Schlüsselrolle bei der Bekämpfung der Erderwärmung einnehmen wird. Da viele Länder auch in den nächsten Jahrzehnten nicht auf fossile Brennstoffe verzichten wollen, wird CCS immer wichtiger. Das gilt übrigens auch für CCU, also den Gebrauch von CO<sub>2</sub> als Rohstoff – zum Beispiel bei der Produktion von synthetischen Kraftstoffen. Hier könnten Deutschland und die EU mit Wintershall Dea wirklich ein globaler Vorreiter sein.

## Technologischer Edelstein

Kann man der BASF einen Vorwurf machen? Kaum. Sie kann darauf verweisen, dass Öl- und Gasförderung von der Politik in Deutschland nicht mehr gewollt sind. Und bei CCS gibt es zwar diverse Absichtserklärungen, aber bis heute keinen Rechtsrahmen.

Kann man Harbour Energy einen Vorwurf machen? Sicher nicht. Die Briten haben einen technologischen Edelstein akquiriert. Kaum einer beherrscht die Ölförderung auch in schwierigem Terrain so wie Wintershall Dea. Seit den achtziger Jahren fördert man zum Beispiel störungsfrei Öl unter dem Wattenmeer in Schleswig-Holstein. Mehr noch: Das Unternehmen ist auch im aussereuropäischen Ausland ein Gewinn für die Briten – zum Beispiel in Ägypten oder Lateinamerika. Nicht zuletzt aber wird man die CCS-Fähigkeiten der Kasseler nutzen, die in Grossbritannien bei der Dekarbonisierung der Industrie, aber auch bei der Energieproduktion in grossem Stil Anwendung finden sollen.

Marktwirtschaftlich macht der Verkauf Sinn für die Beteiligten. Aber für die deutsche und europäische Politik stellt sich die Frage, ob nicht ein übergeordnetes staatliches Interesse am Erhalt der CCS-Fähigkeit besteht? Und ob es Möglichkeiten gibt, dieses gegebenenfalls durchzusetzen?



Friedbert Pflüger ist Geschäftsführer der Denkfabrik Clean Energy Forum (CEF). Er war von 1990–2006 Bundestagsabgeordneter (CDU) und Parlamentarischer Staatssekretär in der ersten Regierung Merkel.

# Amerikaner sterben jünger

Die Gesundheitskrise in den USA fordert ihren Tribut. Die Lebenserwartung sinkt. Treiber sind schlechte Essgewohnheiten und die Idealisierung von Übergewicht.

Amy Holmes

Los Angeles

**A**ls ein Fan von Elon Musk den Tech-Giganten im vergangenen Jahr bat, das Geheimnis seines «bemerkenswert fitten, durchtrainierten und gesunden Körpers» zu verraten, twitterte er: «Fasten und Wegovy». Neben Ozempic und Mounjaro hat Wegovy, ursprünglich eine Anti-Diabetes-Spritze, Amerika inzwischen als Wunderwaffe zur Gewichtsreduzierung erobert.

Während die durchschnittliche Lebenserwartung in Westeuropa steigt, sinkt sie in den USA. 2021 lag sie mit 76,4 Jahren tiefer als in jedem anderen Jahr seit Mitte der Neunziger. Treiber dafür sind Ernährungsgewohnheiten und Übergewicht.

## Neue Drehkreuze in der U-Bahn

Elon Musk stammt zwar aus Südafrika, aber wie jeder gebürtige Amerikaner kämpft er mit seinem Gewicht. Nur wenige Prominente werden einräumen, dass sie wöchentlich zur Spritze greifen, die ihnen beim Abnehmen helfen soll. Aber wie die Stand-up-Comedian Amy Schumer vor einiger Zeit in einem Interview spottete: «Niemand sagt die Wahrheit. Jeder lügt – oh, ab und zu ein bisschen.»

Hollywoodstars sind nicht die Einzigen, die es mit der Wahrheit nicht so genau nehmen, zumindest gegenüber einer neugierigen Öffentlichkeit. Die meisten Amerikaner gehen recht nonchalant mit ihrer «persönlichen Gewichtssituation» um, wie es das Umfrageinstitut Gallup zartfühlend formulierte. In einer Umfrage vom November

*Selbst Kinder werden ermuntert, jedes Körpergewicht als gesund zu akzeptieren.*

2021 bezeichneten nur 5 Prozent der Amerikaner ihre «aktuelle persönliche Gewichtssituation» als «sehr übergewichtig», 35 Prozent gaben «ein wenig übergewichtig» an.

Wenn die Daten der Nationalen Gesundheitsinstitute (NIH) korrekt sind, erscheinen viele übergewichtige Amerikaner überhaupt nicht in den Gallup-Umfragen. Nach Angaben der NIH ist fast jeder dritte erwachsene Amerikaner übergewichtig, 42,2 Prozent sind adipös und 9,2 Prozent schwer adipös. Insgesamt 82 Prozent bringen mehr als das offiziell definierte Normalgewicht auf die Waage.

In New York, dem Mekka der wolkenkratzerhohen Ambitionen, ist Adipositas inzwischen eine gesetzlich geschützte Eigenschaft. Seit



«Niemand sagt die Wahrheit»: Jasper Johns' «Flag»(1954).

Thanksgiving darf niemand wegen seines Körpergewichts oder Leibesumfangs auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt und im öffentlichen Leben benachteiligt werden. Eine Anwaltskanzlei hat ihre schwerreiche Klientel darauf aufmerksam gemacht, dass dieses neue Gesetz viele Fragen offenlässt und juristische Auseinandersetzungen wahrscheinlich macht. Theater und Restaurants könnten sich gezwungen sehen, ihre Bestuhlung zu erneuern. In der U-Bahn müssten neue Drehkreuze installiert werden. Fluggesellschaften, die den Flughafen La Guardia bedienen, müssten eventuell breitere Sitze für gewichtigere Passagiere anbieten. Das könnte astronomi-

sche Summen verschlingen. Für die Gesundheit der New Yorker könnte es noch kostspieliger werden.

## Fettleibigkeit als Marketing-Chance

Fettleibigkeit ist in den USA mittlerweile einer der Hauptgründe für vorzeitigen Tod, gleich hinter dem Rauchen. Es besteht eine Beziehung zwischen Dickleibigkeit und Diabetes, Herz-Kreislauf-Krankheiten und Krebs. Dickleibigkeit spielt auch bei psychischen und emotionalen Problemen eine Rolle. Aber anders als das Rauchen wird Adipositas, von der American Medical Association als «Krankheit» eingestuft, von einer allseits sichtbaren und kulturell einflussreichen Lobby gefeiert. Von der Bekleidungsindustrie bis zu Tiktok-Influencern, betrachtet das «Fat Acceptance Movement» Fettleibigkeit als Marketingchance und politisches Anliegen. Selbst Kinder werden ermuntert, jedes Körpergewicht als gesund zu akzeptieren.

Der Elternratgeber «Fat Talk. Parenting in the Age of Diet Culture» war im Frühjahr ein *New York Times*-Bestseller. Fettleibigkeit, heisst es darin, solle positiv gesehen werden und «Kinder sollten selbst entscheiden, wie viel und ob sie überhaupt von dem essen wollen, was wir ihnen anbieten». Die Autorin Virginia Sole-Smith, eine kampferprobte Gesundheitsjournalistin, die für die *New York Times* und den *Scientific American* geschrieben hat, versicherte den besorgten Eltern übergewichtiger Kinder, dass es keine Pflichtvergessenheit gegenüber ihren Kids darstelle, wenn das Thema Ernährung nicht im Vordergrund stehe. Wenn diese Kinder einmal Erwachsene geworden sind, werden sie damit womöglich nicht einverstanden sein. Aber zumindest haben sie ja Ozempic.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



---

# Sind Hunde Faschisten?

Quatsch, natürlich nicht. Oder wenn, dann im philosophischen Sinn. Sicher aber ist: Sie werden lieber von Männern erzogen.

*Linus Reichlin*

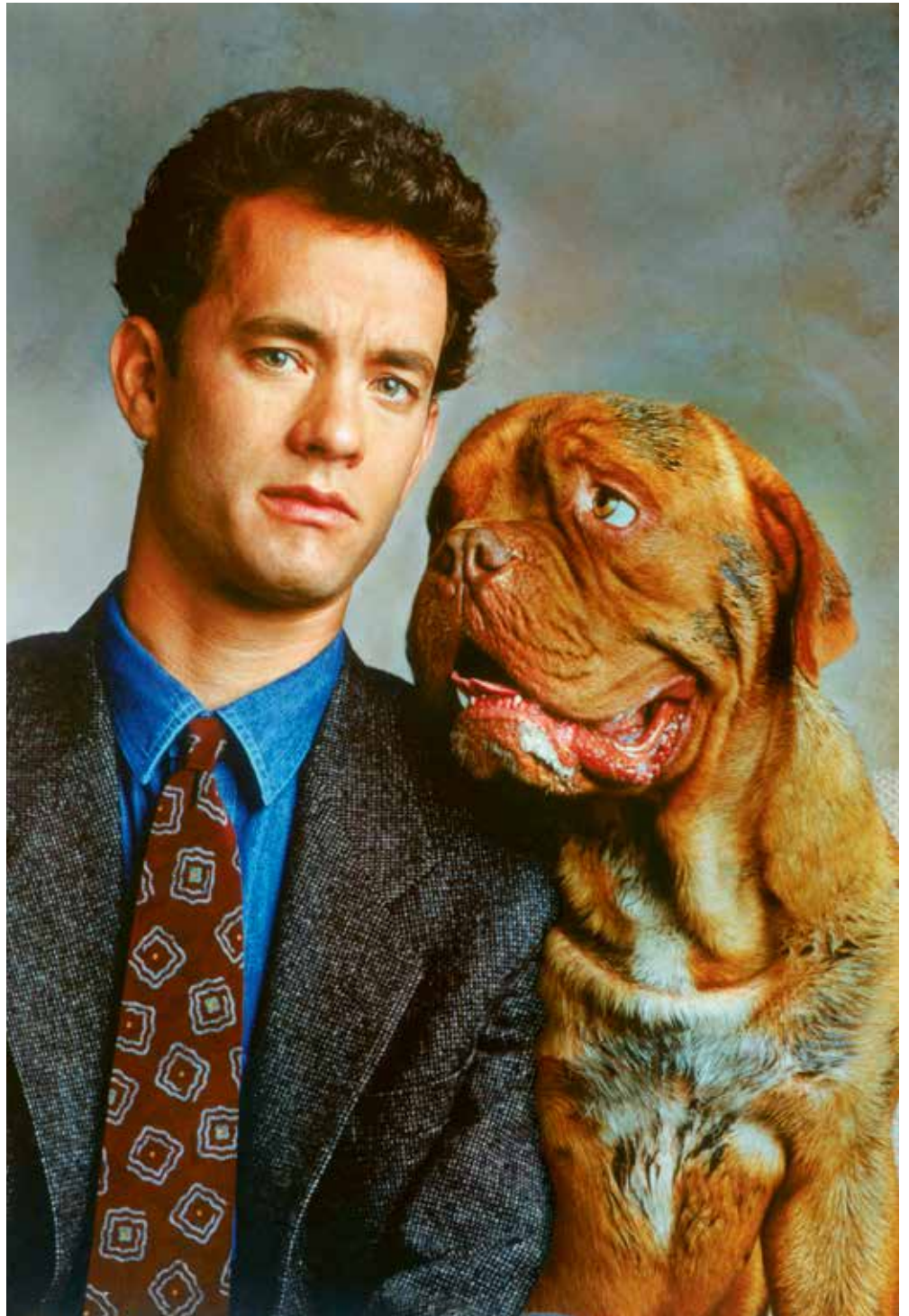
**W**elche politische Partei würden Hunde wählen? Die Antwort ist: keine, die bei uns zu den Wahlen zugelassen ist. Das sollte man wissen, wenn man sich einen Hund kauft. Und immer mehr Leute in Deutschland und in der Schweiz tun das, es gibt einen wahren Hundeboom im Moment. Unter den drei beliebtesten Rassen sind der Chihuahua und der Yorkshire Terrier, sehr kleine Hunde also, die vor allem von urbanen Frauen gekauft werden. Da aber kleine Hunde politisch gesehen nicht weniger radikal sind als grosse, kommt es in der Kombination urbane Frau/Yorkshire Terrier unweigerlich zu politischen Meinungsverschiedenheiten. Diese werden aber nicht ausdiskutiert. Denn der Hund spricht nicht gern über seine politischen Ansichten, und seine Besitzerin kennt diese entweder nicht oder ignoriert sie, weil ihr die Ansichten unsympathisch sind.

## Frauen möchten Mediatorin sein

Was will der Hund? Er will, oder besser gesagt: er muss wissen, wer im Haus der Boss ist. Sein Lebensglück hängt davon ab. Er sehnt sich nach eindeutigen Machtverhältnissen, und dabei ist es ihm im Grunde gleichgültig, ob er der Boss ist oder das Frauchen: Es darf nur keinen Zweifel daran geben, wer herrscht. Wenn das Frauchen also einen glücklichen Hund haben

*Wenn man will, dass sie glücklich sind, muss man manchmal hart und herzlos sein.*

will, der ihr keine Schwierigkeiten bereitet, muss sie sich als Boss etablieren. Doch urbane Frauen wählen oft links oder grün, so dass allein schon der Begriff «Boss» ihnen suspekt ist. Sie möchten lieber Supervisorinnen des Hundes oder noch besser dessen Mediatorinnen in einer flachen Hierarchie sein. Der Hund und sie, das soll ein Team sein, das alle Probleme gemeinsam löst. Gemeinsam wird man es schaffen, dass der Hund beim Gassigehen nicht mehr die Richtung bestimmt und diese auch noch



*Bitte um Mitteilung, wer der Chef ist!*

dauernd ändert. Gemeinsam wird man das Ziel erreichen, dass der Hund nicht mehr auf den Küchenboden pisst, weil es draussen regnet und er keine nassen Füße bekommen möchte.

Doch was hält der Hund von Gemeinsamkeit? Er hat nicht grundsätzlich etwas dagegen. Aber er stellt sich darunter die Gemeinsamkeit einer Kompanie Soldaten vor, die unter der Führung des Kompaniechefs ins feindliche Feuer rennt. Für die urbane Hundebesitzerin klingt das nach Unterwürfigkeit, und ganz bestimmt wird sie von einem Hund nicht etwas verlangen, das Männer von Frauen jahrhundertlang verlangt haben.

Sie hat sich nicht einen Hund gekauft, um ihm dann ihren Willen aufzuzwingen. Zum Beispiel lässt sie es zu, dass der Hund beim gemeinsamen Verlassen der Wohnung immer als Erster durch die Haustür geht. Sie mag das vielleicht sogar, denkt, wie selbständig er doch ist! Wie neugierig auf die Welt! Der Hund jedoch denkt: «Ich betrete das fremde Territorium immer als Erster! Sie folgt mir. Dann bin ich doch der Rudelchef, oder nicht? Aber warum besitzt sie dann alles Futter und nicht ich? Was zum Teufel ist hier los?» Die urbane Besitzerin möchte einen freien, selbstbestimmten Hund, und der Hund möchte alles sein, nur nicht frei – und was zum Teufel ist selbstbestimmt? Hier prallen komplett gegensätzliche Weltanschauungen aufeinander, und der herzerwärmende Hundeblick sagt oft nichts anderes als: Bitte um Mitteilung, wer der Chef ist!

### Wie ein ostpreussischer Offizier 1914

Doch der Hund erhält keine Antwort. Die urbanen Hundehalterinnen möchten ihrem Liebling nicht die hierarchische Sicherheit geben, die er braucht, sondern sie möchten die Konzepte auf ihn anwenden, die in ihrem eigenen Leben einen hohen Stellenwert haben. Zum Beispiel das Konzept der Tröstung. Hat das Hundeli vor etwas Angst, wäre es doch unmenschlich, es nicht in den Arm zu nehmen, zu streicheln, zu beruhigen.

Doch der Hund kennt dieses menschliche Konzept nicht. Wenn er Angst hat und dann gestreichelt wird, also Aufmerksamkeit bekommt, denkt er, okay, verstehe: Angst haben ist komischerweise offenbar etwas Gutes, denn dann bekomme ich Zuwendung. Ja, liebe ökologisch bewusste, differenziert denkende, zu Recht für Gleichberechtigung und Inklusion einstehende urbane Hundehalterinnen: Die bittere Pille ist, dass Hunde Hunde sind und nicht Mitglieder von Selbsterfahrungsgruppen.

Der Hund hat zwei Konzepte: Belohnung und Bestrafung. Jede Form der Zuwendung, sogar ein «Nein, du darfst hier nicht koten!», interpretieren sie als Belohnung und jede Form der Nichtbeachtung als Bestrafung. Folglich können sie nicht getröstet werden. Wenn man will, dass sie keine Angst mehr

haben, muss man ihre Angst ignorieren. Wenn man will, dass sie glücklich sind, muss man manchmal hart und herzlos sein wie ein ostpreussischer Offizier 1914.

Aber es kommt noch schlimmer: Hunde kennen auch das Konzept der Liebe nicht. Was Menschen Liebe nennen, ist, übersetzt in Hundesprache, Aufmerksamkeit und Futter. Da der Mensch die Hunde in einer Umgebung gefangen hält, in der der Mensch die alleinige Verfügungsgewalt über das Futter besitzt und in der er dem Hund nach Belieben Zuwendung schenken oder sie verweigern kann, bleibt den Hunden gar nichts anderes übrig, als ein Verhalten zu zeigen, das ihnen Futter und Zuwendung zugleich einbringt.

### «Wuff oder Wau»

Wenn sie ihren Kopf auf die Brust ihres Besitzers legen und ihn anschnappen, tun sie es nicht, weil sie ihn lieben, sondern weil es für sie von Vorteil ist. Der höchste Ausdruck von Zuneigung bei Hunden gegenüber ihrem Besitzer ist, wenn sie denken: «Das ist mein Anführer! Wenn ich ihm gehorche, gibt es keine Probleme in meinem Leben und viel Futter! Deshalb bin ich so gern bei ihm!»

Sind Hunde also Faschisten? Quatsch, natürlich nicht, oder wenn, dann im philosophischen Sinn: Sie wünschen sich einen Besitzer, der ein gerechter Tyrann ist, der also seine Herrschaft zum Wohle des Rudels ausübt. Es gibt ein klares Oben und Unten, aber für die, die unten sind, ist die Herrschaft des Tyrannen ebenso vorteilhaft wie für diesen selbst. Zweifellos ist das keine demokratische Einstellung, und deshalb kann man sich fragen, weshalb urbane Frauen sich das überhaupt antun. Weshalb kaufen sie sich einen Hund, wenn es eigentlich doch ihren Überzeugungen widerspricht, irgendjemanden, und sei es ein Tier, zu erziehen und ihm zu zeigen, wo Gott hockt?

Am Schluss bringen sie den ausser Kontrolle geratenen, bellsüchtigen, dauernd an ihnen hochspringenden Hund zu einem Hundetrainer und sagen: «Bei meinem Mann gehorcht er, bei mir überhaupt nicht. Was soll ich tun?» Oft haben sie auch keinen Mann – dann gehorcht der Hund überhaupt niemandem. Er hat von seinem Frauchen so viel Liebe bekommen! Bei jedem Winseln ist er sofort getröstet worden, damit er sich verstanden fühlt. Beim Gassigehen durfte er sich selbstverwirklichen. Und zum Dank verteidigt er jetzt knurrend seinen Futternapf gegen sein Frauchen und schnappt nach ihr, wenn sie ihm die Leine umlegen will. Was ist da nur schiefgelaufen, fragt sich die urbane Hundebesitzerin.

Der Hundetrainer weiss es und dankt Gott dafür, dass er in einer Zeit lebt, in der für so viele Hundebesitzerinnen das Miteinander und die gleichen Rechte für alle die höchsten Ideale sind. Kürzlich hat der Hundetrainer

seinen Stundensatz erhöht, die hohe Nachfrage erlaubt es ihm. Von einem Miteinander hält der Hundetrainer wenig, sein Motto ist «Loving Leadership».

Manche Hunde erleben erst beim Trainer zum ersten Mal in ihrem Leben die Wonnen einer starken Führung. Da ist plötzlich einer, der einem sagt, was zu tun ist, und der durch sein entschlossenes Auftreten und seine klaren Anweisungen die Welt des Hundes zu einem sicheren, ruhigen Ort macht. Der Hund wird

### Manche Hunde erleben erst beim Trainer zum ersten Mal im Leben die Wonnen einer starken Führung.

belohnt, wenn er tut, was der Trainer will, und ignoriert, wenn er es nicht tut: Man nennt das *positive reinforcement*. Es funktioniert, weil Hunde nichts so sehr fürchten, wie ignoriert zu werden. Früher wandte man eher *negative reinforcement* an, aktive Bestrafung des Hundes bis hin zu körperlichem Schmerz. Das funktioniert auch. Aber man hat dann einen Hund, der seinen Herrn fürchtet, und es hat sich gezeigt, dass Herrschaft leichter auszuüben ist, wenn der Hund denkt, dass er dem Herrn freiwillig folgt.

Nun ist es aber an der Zeit, sich sicherheits halber bei allen Frauen aufrichtig zu entschuldigen! Natürlich gibt es sehr viele Frauen, die den Männern in der Hundeerziehung absolut ebenbürtig sind, in seltenen Fällen sogar überlegen. Und andererseits gibt es viele Männer, die man, wenn es um Hundehaltung geht, als urbane Frauen bezeichnen kann. Zur Versöhnung hier ein verschollenes Gedicht von Erich Kästner: «Egal ob Mann oder Frau/ Der Hund macht Wuff oder Wau.»

WWW.KATRINLANGER.COM



KATRIN LANGER  
EXCLUSIVE HANDBAGS



## Grosse Sehnsucht

Nr. 49 – «Die unglaublichste Geschichte der Welt»  
Alexander Grau über Weihnachten

Das Problem des Glaubens ist, dass er uns im Zweifel lässt, dahingehend, dass wir nicht wissen können, ob Gott unseren Glauben als genügend betrachtet. Diesen Zweifel hält der Mensch aber auf lange Sicht nicht aus, er macht ihn schwach in seiner Seele, und der Mensch bekommt eine grosse Sehnsucht nach der Einheit, nach dem Vatergott. Warum soll er nun Weihnachten feiern, die Geburt des Sohnes Gottes? Für was steht denn Jesus Christus? Der gute Wille ist entscheidend. Durch ihn ist der Mensch nicht mehr abhängig vom Glauben, sondern er kann bei seinen Gedanken, bei seinen Taten immer wählen zwischen dem guten und dem schlechten Willen. Wenn der Mensch ehrlich in sich geht, weiss er immer ganz genau, ob eine Tat, die er begangen hat, aus gutem Willen geschah oder nicht. In unserem Herzen, in unserer Mitte finden wir den Christus, mit ihm finden wir den Frieden. So ist der Christus der wahre Heiland, und die Weihnachtsgeschichte bleibt zwar unglaublich; sie ergibt aber Sinn.

Klemens Vogt, Allschwil

Konsum-Weihnacht: grelle Werbung, knallbunte Lichterketten. Lärmend wird knallhart versucht, die Besinnlichkeit der «Nacht der Weihe» zu verscheuchen. Das grosse Wunder des Menschseins: nur noch Physik. Ja, sogar Bethlehem ist diesmal leergefegt. Hass und Krieg dort viele Herzen regt. Die Bibel, die liebevoll ermutigt, wird verlacht, geächtet, gemieden. Gottes Wort? Nicht zeitgemäss. Es sei nicht gerecht, eine Gefahr, wie amerikanische

Kläger jüngst entschieden. Gottes Liebe? Ach was! Waffen, Argwohn, List, Lug und Trug regieren stolz auf Erden. Eine Familie von Maria und Josef mit Kind hat Ehre, Würde und Sinn verloren. Anderssein sei viel gerechter, urteilen Richter und Professoren leichtthin. Silicon-Valley-Titanen umgarnen Gottes Erde, von Menschen gefertigte KI-Kommunikation, zum Gott erhöht, will uns schützen, will uns warnen. Nein, nein, nein und nochmals nein! Das Christentum kann auch ein Schnäppchen sein!  
Hannes Deetlefs, Lütisburg Station

## Geburt der neuen Welt

Nr. 51/52 – «Vielfalt und Ermutigung»  
Editorial von Roger Köppel

Fehlgeleitete Politiker, Pfarrer, Heilsbringer und deren Wasserträger haben wir im Überfluss. Es ist zu hoffen, dass die *Weltwoche* dem im Leitartikel erwähnten Credo gerecht wird auf der Gratwanderung zwischen «Credo quia absurdum est» und «Credo ut intelligam». Auf jeden Fall herzlichen Dank und weiterhin viel Erfolg.  
Kurt Graf, Bubikon

Krokodilstränen zum Untergang des Christentums? Zu 2000 Jahren, in denen Gott und Christus so unglaublich viel Schande von Seiten seiner Anhänger angetan wurde und sein Ansehen und Ruf so unglaublich beschädigt wurden? Zum Glück geht dieses Christentum dem Untergang entgegen! Eine institutionalisierte Machtkirche in verschiedensten Ausprägungen, durchseucht von Gnostik und Mysterienreligionen. Wenn das eintritt, was der Seher und Prophet Johannes von Patmos in seiner Offenbarung schrieb, dann «Halleluja»! Darum hoffnungsvoll,

denn Apokalypse heisst nicht Weltuntergang, sondern Enthüllung der letzten Dinge, die zur Geburt der neuen Welt führt.

Andreas Hafner, Winterthur

## Studentenstreich?

Nr. 50 – «Gratis-Tampons für menstruierende Männer» – Philipp Gut über Gender-Aktivismus an Schweizer Hochschulen

Nachdem die *Weltwoche* für seriösen Journalismus bekannt ist, muss man wohl davon ausgehen, dass es sich hier nicht um eine Zeitungsentee handelt. Da bleiben für mich nur zwei Möglichkeiten. Erstens: Unsere Elite verblödet zunehmend. Zweitens: Wir sind unbewusst Teilnehmer an einer Feldstudie mit dem Ziel, herauszufinden, wie weit man Menschen verarschen kann, bis sie über den Studentenstreich lachen. Wenn ich dies so überdenke, bin ich froh, dass unsere Söhne nicht studiert haben, sondern mit Freude einem nützlichen Beruf nachgehen.

Max Knecht, St. Gallenkappel

## Vom Feinsten

Nr. 51/52 – «Jeremias der Revoluzzer»  
Tom Kummer über Jeremias Gotthelf

Dieser Text ist in jeder Hinsicht ein Lese-genuss! Sowohl sprachlich als auch inhaltlich vom Feinsten! Texte wie diese sind allein schon ein *Weltwoche*-Abo wert. Auch die Kolumne von Linus Reichlin gehört in diese Kategorie. Was habe ich schon gelacht seinetwegen!

Barbara Peter, Wil

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)



Jacques Delors (1925–2023)  
Gaston Glock (1929–2023)



Architekten, nicht nur Feuerwehrleute: Politiker Delors.

Das Etikett «grosser Europäer» wird heutzutage recht schnell vergeben, zuweilen scheint schon eine Legislaturperiode im EU-Parlament auszureichen. Aber Jacques Delors war wirklich ein Europa-Politiker, der grosse, um nicht zu sagen grandiose Projekte aufgleiste. Immerhin wurde unter seiner Führung als Kommissionspräsident mit dem Maastricht-Vertrag die Europäische Gemeinschaft zur Europäischen Union. Er schuf den Binnenmarkt, und sein «Delors-Bericht» ebnete den Weg zur späteren Gemeinschaftswährung, dem Euro. Mit straffer Hand und kühnen Ideen beendete er ein Jahrzehnt des Euro-Skeptizismus, das unter dem Stichwort «Eurosklерose» in die Geschichtsbücher einging.

Doch bei einem Grossprojekt biss sich der Franzose die Zähne aus – und dies ausgerechnet bei einem Land, an dem schon sein Landsmann Napoleon verzweifelte: der Schweiz. Das knappe Nein (nur 50,3 Prozent) ihrer Stimmbürger 1992 zu einem Beitritt zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) legte sich wie ein Schatten über diese Herzensangelegenheit von Delors. Fortan gab es ein Nest des Widerstandes in Europa, nicht unähnlich dem Gallier-Dorf in «Asterix».

Es war zwar nicht Delors' Idee gewesen, eine gemeinsame Wirtschaftszone der damals zwölf EG-Staaten mit den sieben Mitgliedern der Europäischen Freihandelsassoziation (Efta) zu schaffen. Aber Delors hatte den Plan entscheidend vorangetrieben und zum Abschluss

gebracht – bis zum Schweizer Volksentscheid. Es war der Beginn des bilateralen Wegs von Bern und Brüssel und des ewigen Vorwurfes helvetischer Rosinenpickerei.

Für Delors war dies der einzige Rückschlag in seiner zehnjährigen Amtszeit von 1985 bis 1995. Bevor Ursula von der Leyen im Brüsseler Berlaymont-Gebäude die Zügel übernahm, war der Sozialist der mächtigste Chef, den die Kommission je hatte. Mit der Rückendeckung seines Mentors, des Präsidenten François Mitterrand, dem er zuvor als Wirtschafts- und Finanzminister gedient hatte, dehnte er die enggefassten Vollmachten der Kommission immer mehr aus.

Mitterrands Herzenswunsch erfüllte er nicht. Obwohl die Amtszeiten beider Männer im selben Jahr endeten, verzichtete Delors darauf, für die Sozialisten für die französische Präsidentschaft zu kandidieren. Stattdessen zog er sich vollständig aus der Tagespolitik zurück. Europa freilich hatte er geführt wie ein französischer Präsident: zentralistisch. Auch dies ist ein Erbe seiner Amtszeit, das bis heute nachwirkt und von seiner späteren Nachfolgerin von der Leyen weiter verstärkt wird.

Über sich selbst hatte Delors einmal gesagt, dass Europa nicht nur Feuerwehrleute brauche, sondern auch Architekten. Emmanuel Macron, auch er ein «grosser Europäer», stuft das nun in seinem Nachruf ein wenig herab. Delors sei ein «unerschöpflicher Handwerker» gewesen.

Wolfgang Koydl

Diese Nachricht berührte selbst hartgesottene Waffenfans: Gaston Hellmut Glock, der österreichische Ingenieur, der die weltweit beliebteste Waffe unter Polizisten und Verbrechern erfunden hatte, starb am 27. Dezember 2023 im Alter von 94 Jahren. R.I.P., Gaston, dein Wunderding bleibt unvergessen! Die kastenförmige Glock-Pistole, 1980 in einer Garage entworfen, in der er vorher Türscharniere und Vorhangstangen herstellte, eine leichte 9-Millimeter-Halbbautomatik, teilweise aus robustem Kunststoff gefertigt, die schnell schoss und problemlos nachgeladen werden konnte. Ein mattschwarzes, industriell aussehendes Meisterwerk ohne den schicken Holzgriff oder die schlanken Stahlkurven des Smith-&-Wesson-Revolvers; billig in der Herstellung, präzise und feuerbereit, selbst wenn sie von Regen oder Blut durchnässt war.

So entwickelte sich die Glock zum Kultobjekt von Waffenfans, ob Rapper wie Notorious B.I.G. oder Saddam Hussein. Bei fast jeder Gewaltorgie war sie dabei, in Hollywoodfilmen verherrlicht, von Gangsta-Rappern in Lobliedern besungen. Wie viele Menschen durch die Glock starben, konnte nie geklärt werden. Die Devise des Meisters war klar: «Nichts ist falsch am Schiessen, solange die richtigen Leute erschossen werden.»

Du, lieber Gaston, bleibst bei diesen Massakern stets unsichtbar, hast dich auf einem Anwesen am See abgeschirmt. Wer deine Abgründe aus Bestechungen und Steuerhinterziehung beleuchten wollte, wurde gnadenlos verfolgt. Das sollten auch die Macher des preisgekrönten Enthüllungsfilms «Weapon of Choice» erfahren (an dem ich mitgearbeitet habe). Denn selbst als greiser Milliardär schoss er immer noch wild um sich – mit einem Heer aus Anwälten und Dirty Harrys, die es auf jene Punks abgesehen hatten, die sein Lebenswerk beschmutzen wollten. Und jetzt? *Go ahead, Gaston, make my day!*

Tom Kummer



Gnadenlos verfolgt: Ingenieur Glock.



# Ist das Inflationsproblem gelöst?

Fortschreitende Regulierung und Klimamassnahmen bringen chronische Kostenkrankheiten.



Die Kurve sieht fast aus wie die Wurfbahn eines Balls. Vor drei Jahren hat die Inflation in der Euro-Zone und den USA plötzlich die Gemüter aufgeschreckt und zu einem Höhenflug angesetzt, im Sommer 2022 erreichten die Jahresraten bei gut 10 Prozent den Höhepunkt, und jüngst sind sie auf etwa 3 Prozent zurückgefallen.

In der Schweiz war der Auftrieb geringer, zumal die Frankenstärke einen Teil schluckte, der Ball stieg da nur bis 3,5 Prozent hoch und ist bereits wieder auf 1,5 Prozent gefallen. Ist damit der Spuk schon fast vorbei? Ist die Inflation grossenteils ausgestanden, die Welle gebrochen? Wird Wirtschaften wieder besser kalkulierbar?

«In mancher Hinsicht sieht es danach aus», bestätigt Gunther Schnabl, Ökonomeprofessor an der Universität Leipzig, schränkt aber sogleich ein: «Entschärft ist zumindest der Inflationsdruck, der von den steigenden Energiepreisen ausgegangen war.» Fallende Energiepreise hätten die jüngeren Inflationszahlen gedrückt.

Zudem hätten die Zinserhöhungen durch die Geldpolitik der Notenbanken im kurzfristigen Teil der Zinsstruktur nun dämpfend gewirkt auf die Inflationserwartungen. Wie dauerhaft diese Wirkung sei, sei allerdings offen. «Sollten die Zinsen wieder gesenkt werden, kann dies die Inflationserwartungen wieder stärken», meint Schnabl.

Was er dann anfügt, wirkt wie ein Stromstoss: «Wenn man Inflation über die offizielle Preismessung definiert, ist das Problem gelöst. Definiert man Inflation aber als Reduktion der Kaufkraft aufgrund der grundsätzlichen Ab-

kehr von marktwirtschaftlichen Prinzipien, dann ist das Problem überhaupt nicht gelöst.»

Man dürfe nicht übersehen, dass die strukturellen Gründe für die Inflation nicht beseitigt seien, etwa die Deglobalisierung von Lieferbeziehungen, die Überhitzung der Arbeitsmärkte oder zunehmende Regulierungen, welche die Kosten auf breiter Front erhöhten. Dass die Inflation nicht erledigt sei, lege auch ein Blick auf das bisherige Schadensbild nahe.

Wie sieht dieses denn aus nach gut zwei Jahren Inflation, die im Euro-Raum in der Summe 15 bis 20 Prozent ausgemacht haben dürfte? «Die Menschen haben einen beträchtlichen Kaufkraftverlust erlitten, der sich durch die Absenkung des Reallohn-Niveaus teilweise verfestigt.» Die reale Lohnentwicklung, so Schnabl, sei seit einigen Jahren negativ gewesen, und dass dies bei den nächsten Lohnrunden aufgeholt werde, sei unwahrscheinlich.

Die nun gesunkene Inflation vermöge den deutlichen Kaufkraftverlust nicht auszugleichen. Das beeinträchtige auch die politische Stabilität – umso mehr, als alles darauf hindeute, dass die Regulierung weiter zunehme und die Politik entschlossen scheine, die Klimamassnahmen weiter voranzutreiben, die Staatsausgaben zu steigern. Damit ist seiner Einschätzung nach vorgespurt, dass die Kaufkraft der Bürger noch weiter sinken wird.

Und was ist mit der expansiven Geldpolitik der Europäischen Zentralbank (EZB), die ja nun gestoppt wurde – ist zu erwarten, dass das «Quantitative Easing», die Politik der Geldüberschwemmung, wirklich vorbei ist? «Das ist die Kernfrage», meint Schnabl. Dass die US-

Notenbank ins Quantitative Easing zurückfallen werde, hält er für wenig wahrscheinlich, da dies die Rolle des Dollars als internationale Leitwährung weiter untergraben würde sowie auch die marktwirtschaftlichen Regeln. Der Kapitalismus sei in den USA stark in der Gesellschaft verankert.

«In Europa könnte es anders sein», fügt er an. Wenn die Regierungen die Konsolidierung der Staatshaushalte scheuten und, auch zur Machterhaltung, an der Fortsetzung der Klima-Agenda festhielten, wenn dann noch Notlagen etwa bezüglich Italiens oder Spaniens Verschuldung oder im deutschen Immobilienmarkt hinzukämen, dann könnte die expansive Geldpolitik der EZB wieder aufflackern – aus Schnabls Sicht mit gravierenden Folgen: «Das würde langfristig die Aufgabe der marktwirtschaftlichen Ordnung bedeuten», dies mit fatalen Folgen für den Aussenwert des Euro, für selbstverschuldete wie auch importierte Inflation sowie für die politische Stabilität.

## Konservierte Silvesterknaller

Ein enormes Feuerwerk-Festival ist am Silvester im Zürichbiet über die Bühne gegangen. Stundenlang lag ein Blitz- und Knallteppich über Dörfern und Städten, grösstenteils von Privaten bezahlt. Ist dieses ganze Geld jetzt einfach verpufft? Nein, das Feuerwerk kann als Bekenntnis der Anwesenden zum Standort, wo sie leben, gesehen werden: Begeisterung in Form von Licht und Lärm. Und diese Wertschätzung bleibt über den Tag hinaus. Ökonomisch gesehen bedeutet das: Sie geht irgendwann mehr oder weniger in die Bodenpreise.

---

# FRIEDEN

## Adenauer & de Gaulle

---



*Es ist keine schlechte Sache, gelegentlich in das zarte Flämmchen der Hoffnung zu blasen:*  
Konrad Adenauer (l.) und Charles de Gaulle in der Kathedrale von Reims, 1962.

In der Geschichte geschehen manchmal Wunder – oder Dinge, die wie Wunder wirken.

Ein schönes Beispiel ist die Beilegung der alten Feindschaft zwischen Deutschland und Frankreich nach dem Zweiten Weltkrieg.

Der Meilenstein auf diesem Weg wurde im Herbst 1958 gesetzt:

Mit der ersten Begegnung zwischen dem deutschen Bundeskanzler Konrad Adenauer und dem französischen Regierungschef Charles de Gaulle.

*Christophe Büchi, S. 56*



# Eine Erzfeindschaft wird begraben

Im Oktober 1958 lädt der französische Regierungschef Charles de Gaulle den deutschen Bundeskanzler Konrad Adenauer zu sich nach Hause ein. Die neue Männerfreundschaft besiegelt die deutsch-französische Aussöhnung.

*Christophe Büchi*

In der Menschheitsgeschichte geschehen manchmal Wunder – oder Dinge, die wie Wunder wirken. Sie sind selten genug, aber sie existieren. So kommt es beispielsweise vor, dass uralte Konflikte eines Tages beendet werden, so dass man sich nachträglich fragt, weshalb es nicht schon früher geschehen konnte. Eines fällt dabei auf: In vielen Fällen beginnt die Aussöhnung damit, dass Führungspersönlichkeiten in beiden Lagern – anscheinend wider alle Vernunft und historische Erfahrung – beschliessen, das Unmögliche zu versuchen, sich gegenseitig zu vertrauen und dem Frieden eine Chance zu geben.

## Am Rand eines Bürgerkriegs

Ein schönes Beispiel ist die Beilegung der alten Feindschaft zwischen Deutschland und Frankreich nach dem Zweiten Weltkrieg. Dieser Weg begann schon in den ersten Jahren nach dem Krieg. Der eigentliche Meilenstein wurde aber im Herbst 1958 gesetzt, und zwar mit der ersten Begegnung zwischen dem deutschen Bundeskanzler Konrad Adenauer und dem französischen Staatschef Charles de Gaulle. Bei diesem Anlass wurde die Grundlage geschaffen, die 1963 zum Abschluss des Freundschaftsvertrags zwischen Deutschland und Frankreich im Élysée-Palais führen sollte.

Es lohnt sich, die Geschichte dieser Begegnung zu erzählen. Denn heute scheint es fast banal, wenn sich ein deutscher und ein französischer Staatsmann in halbprivatem Rahmen treffen. Doch für die damalige Zeit – der Weltkrieg lag erst dreizehn Jahre zurück – war dies überhaupt nicht selbstverständlich.

Das Jahr 1958 begann für Frankreich schlecht. Vier Jahre zuvor hatte eine «Front de libération nationale» (FLN) im französischen Algerien zum bewaffneten Aufstand gegen die Kolonialherren aufgerufen. Seither hatte sich die Spirale von Gewalt und Terror unaufhörlich gedreht und auf beiden Seiten Zehntausende von Opfern gefordert. Im Sommer 1958 stand Frankreich am Rand eines Bürgerkriegs: Fanatische



*Das Eis war schnell gebrochen:*  
de Gaulle (l.) und Adenauer, 1958.

Verteidiger der «Algérie française» widersetzten sich allen Versuchen, mittels Verhandlungen eine Lösung des Problems herbeizuführen. Ganz Frankreich mutmasste, dass ein Putsch durch Algérie-française-Kämpfer und Teile der französischen Armee bevorstehe.

In dieser Endzeitstimmung sah der französische Staatspräsident René Coty nur noch eine Lösung, nämlich jenen Retter in der Not zurückzurufen, der die Franzosen 1940 zum Widerstand gegen Nazideutschland aufgerufen und Frankreich ins alliierte Siegeslager geführt hatte. Im Juni 1958 wurde der 68-jährige General Charles de Gaulle zum Minister-

präsidenten berufen, was er aber nur unter der Bedingung annahm, dass er Frankreich neue Institutionen geben könne. In wenigen Wochen wurde hierauf eine neue Verfassung ausgearbeitet und im Oktober 1958 in einer Volksabstimmung angenommen: Die «Fünfte Republik» war geboren.

Im Dezember wurde de Gaulle zum neuen Staatspräsidenten gewählt. Er machte sich gleich mit grosser Energie daran, Frankreich aus dem algerischen Sumpf zu ziehen. Schliesslich liess er die Algérie-française-Anhänger fallen und entschied, Algerien in die Unabhängigkeit zu entlassen. 1962 schloss Frankreich mit der FLN die Évian-Verträge. Kurz darauf erlangte Algerien seine Unabhängigkeit.

Indessen hatte de Gaulle im Sommer 1958, frisch an die Macht zurückgekehrt, nicht nur Algerien im Sinn: Er wollte auch die Aussöhnung mit Deutschland voranbringen – in der Absicht, aus dem westlichen Kontinentaleuropa ein Gegengewicht zur amerikanischen Hegemonie zu machen. Und er sah ein Opportunitätsfenster: Mit Bundeskanzler Konrad Adenauer war in Deutschland ein Mann an der Macht, der ganz nach seinem Geschmack war.

Die beiden Männer hatten einiges gemeinsam. Beide waren noch im 19. Jahrhundert geboren (de Gaulle 1890, Adenauer 1876) und hatten zwei Weltkriege aktiv erlebt.

Beide waren konservativ und katholisch geprägt. Beide waren antikommunistisch. Beide waren Machtmenschen erster Güte und mit allen politischen Wassern gewaschen. Und beide stammten aus der Mitte Europas: Zwischen Adenauers Heimatstadt Köln und de Gaulles Geburtsort Lille liegen nur knapp 350 Kilometer. Diese Städte gehören zum alten karolingischen Kernland, zum Land Kaiser Karls des Grossen.

## Alte Brauerei in der Champagne

Und so lud de Gaulle im Oktober 1958, nur vier Monate nach seinem Comeback, den deutschen Bundeskanzler nach Colombey-les-Deux-Églises ein. De Gaulles zwischen Paris und

der französisch-deutschen Grenze gelegenes Domizil, genannt «La Boisserie», eine frühere Brauerei, war ein schlichtes Landhaus, alles andere als ein Loire-Schloss. Es lag im Osten der Champagne in einer äusserst kargen, dünnbesiedelten, waldreichen Gegend.

Kein Staatsmann hatte zuvor die Ehre gehabt, von de Gaulle nach Hause gebeten zu werden, und keiner sollte sie danach haben. Diese Einladung zeigte nicht nur de Gaulles Sympathie für den Bundeskanzler, sondern auch sein Bestreben, mit Adenauer eine persönliche Beziehung aufzubauen. Möglich auch, dass es der Bundeskanzler war, der diesem Treffen einen halbprivaten Anstrich geben wollte, um die

Adenauer wusste natürlich auch, dass de Gaulle nach dem Zweiten Weltkrieg zeitweise für eine Abtrennung des Rheinlands von Deutschland plädiert hatte. Auch er hielt den General für einen französischen Nationalisten, was dieser zweifellos war – aber auch für einen Deutschenhasser, was de Gaulle keineswegs war, wie sich bald herausstellen sollte.

#### Adenauers Chauffeur verfährt sich

Der Besuch begann nicht gut. Adenauers Tross, dem unter anderem sein Aussenminister Heinrich von Brentano und dessen Staatssekretär Karl Carstens angehörten, kam verspätet in der Boisserie an. An der alten Römerstrasse,

Das Eis war schnell gebrochen. Die beiden Männer beschlossen, sich zuerst unter vier Augen nur unter Einbezug der Dolmetscher auszu-

*Diese Begegnung – der Weltkrieg lag erst dreizehn Jahre zurück – war überhaupt nicht selbstverständlich.*

tauschen. Was dabei gesagt wurde, ist in den Memoiren der beiden Staatsmänner nachzulesen, die sich allerdings nicht in allen Punkten decken. Adenauer schreibt etwa, de Gaulle habe den Pakt, den er 1944 mit Stalin geschlossen hatte, als Fehler bezeichnet. Bei de Gaulle ist



**Demütigung:**  
Napoleon in der Schlacht bei Jena und Auerstedt, 1806.

**Provokation:**  
Krönung von Kaiser Wilhelm I. in Versailles, 1871.



**Endzeitstimmung:**  
Adolf Hitler in Paris, 1940.

Briten und Amerikaner, die sich vor de Gaulle hüteten wie der Teufel vor dem Weihwasser, nicht vor den Kopf zu stossen. Jedenfalls wurde beschlossen, dass sich der Bundeskanzler am Nachmittag des 14. Oktober, auf der Rückfahrt aus dem Urlaub am Mittelmeer, nach Colombey-les-Deux-Églises begeben würde.

Der Bundeskanzler, das weiss man nicht zuletzt aus seinen Memoiren, fuhr mit mulmigen Gefühlen zu seinem Gastgeber. Er hatte de Gaulle noch nie persönlich getroffen, aber über ihn schon viel Schlechtes gehört, vor allem von den Angelsachsen, für die de Gaulle ein unkontrollierbarer französischer Chauvinist war.

die durch die Gegend führt, gibt es ein halbes Dutzend Dörfer und Weiler, die Colombey heissen, und Adenauers Fahrer war irrtümlich nach Colombey-les-Belles gefahren. Doch trotz der verspäteten Ankunft empfing der sonst auf militärische Präzision erpichte General seine Besucher mit ausgesuchter Höflichkeit.

Adenauer war überrascht, wie gut der General Deutsch sprach. In der Tat hatte de Gaulle als junger Mann im Sommer 1906 bei einem Pfarrer im Schwarzwald Deutsch geübt. Dies kam ihm im Ersten Weltkrieg zugute, den er als junger Offizier von 1916 bis 1918 in deutscher Gefangenschaft verbrachte.

von keinem derartigen Eingeständnis die Rede. Wahrscheinlich müssen wir in diesem Punkt de Gaulle folgen. Der General hatte alle möglichen Stärken; Bereitschaft zur Selbstkritik gehörte aber sicher nicht dazu.

#### Spaziergang der Patriarchen

Im Übrigen stellten die Staatsmänner fest, dass sie in der Analyse der politischen Situation weitgehend übereinstimmten. Adenauer hörte mit grosser Erleichterung, sein Gegenüber wolle an den Römischen Verträgen, die im März 1957 zwischen sechs Ländern (Belgien, Deutschland, Frankreich, Italien, Luxemburg und die





*Eine Art Wundergeschichte:* François Mitterrand und Helmut Kohl in Verdun, 1984; Nicolas Sarkozy und Angela Merkel, 2011.

Niederlande) geschlossen worden waren und aus denen die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) hervorging, festhalten. Er freute sich auch darüber, dass de Gaulle eine «organisierte Zusammenarbeit» unter europäischen Ländern anstrebte. Der General wiederum vernahm mit Genugtuung, Adenauer sei mit der Führung der Nato durch die Vereinigten Staaten auch nicht restlos glücklich.

Nach diesem einvernehmlichen Gespräch spazierten die beiden Patriarchen noch durch den Park und unterhielten sich über Bäume und Pflanzen. Danach traf man sich im Esszimmer der Boiserie zum Nachtessen, bei dem vierzehn Personen zugegen waren.

Die Generalsgattin Yvonne führte die Oberaufsicht über die Küchenbrigade unter der Hausköchin Philomène. Um für den Anlass gerüstet zu sein, hatte Yvonne das getan, was eine *maitresse de maison* einer traditionellen französischen Familie in solchen Fällen meist macht: Sie hatte ihre Mutter in Calais gebeten, deren Köchin Marie hinüberzuschicken. Diese musste man allerdings fast zu diesem Sondereinsatz zwingen. Denn Marie hatte im Krieg mehrere Angehörige verloren und weigerte sich anfangs, für Deutsche zu kochen. Doch schliesslich gehorchte sie – und war überrascht, so sympathische und höfliche Deutsche anzutreffen.

### Übernachtung im warmen Turmzimmer

Der Abend verlief in Minne. Danach ging man schlafen. Adenauer bekam das Turmzimmer, den einzigen Raum neben dem Erdgeschoss, der gut geheizt war.

Am Morgen nahm man das Frühstück und danach Abschied. Adenauer wie auch de Gaulle waren sehr befriedigt über das Treffen. Einige Tage später schrieb der General seiner Tochter in einer Art Manöverkritik: «*Maman* hat alles

hervorragend gemacht. Vielleicht wäre es gut gewesen, wenn Philomène und Marie etwas zusätzliche Hilfe bekommen hätten.»

Die Begegnung von Oktober 1958 war der Auftakt einer ganzen Serie von Treffen. Bereits einige Wochen später stattete de Gaulle sei-

*Man sagt sich, dass vielleicht sogar im Ukraine-Krieg oder im Gaza-Konflikt nicht alles Hoffen vergeblich sei.*

nem neuen Freund einen Gegenbesuch in Bad Kreuznach ab. Am 29. und 30. Juli 1960 weilte Adenauer auf Staatsbesuch im Schloss Rambouillet bei Paris. Dabei überraschte de Gaulle seinen Gast mit dem kühnen Vorschlag, eine deutsch-französische Konföderation mit gemeinsamer Staatszugehörigkeit zu schaffen.

Vom 2. bis zum 8. Juli 1962 kam de Gaulle auf Staatsbesuch nach Deutschland. Der Besuch wurde zu einer Triumphfahrt. In Bonn, Köln, Düsseldorf, Ludwigsburg und an anderen Orten begeisterte der französische Präsident seine Zuhörer mit seinen frei vorgetragenen Reden in deutscher Sprache. Dabei äusserte er wiederholt seine Hochachtung «für Ihr grosses, ja! für das grosse deutsche Volk!». Das deutsche Publikum, dem solche Töne siebzehn Jahre nach dem Krieg guttaten, liess sich begeistern.

Trotz diesem Honigmond erwiesen sich die deutsch-französische Annäherung und die geplante Ausarbeitung eines Freundschaftsvertrags jedoch als schwierig. Für de Gaulle ging es darum, zusammen mit Deutschland ein geeintes Europa zu schaffen, das eines Tages auch militärisch unabhängig sein und über Atomwaffen verfügen müsste. In Bonn dagegen wollte man an der Anbindung an die Vereinigten Staaten unbedingt festhalten und

fürchtete, eine Annäherung, die offenkundig gegen die amerikanischen Interessen gerichtet war, würde sowohl bei den Amerikanern wie auch im eigenen Land auf grosse Widerstände stossen.

Deshalb wollte Adenauer mit Frankreich zuerst nur eine Konvention unterzeichnen, um die Ratifizierung durch die nationalen Parlamente zu umgehen. Schliesslich einigte man sich aber doch auf den Abschluss eines eigentlichen Staatsvertrags. Deutschland beharrte indessen darauf, dem Vertrag eine Präambel voranzustellen, mit der sich die deutsche Seite zu dem bekannte, was de Gaulle genau überwinden wollte, nämlich zur Integrierung der Streitkräfte im Rahmen des nordatlantischen Bündnisses.

Schliesslich wurde am 22. Januar 1963 der deutsch-französische Vertrag im Élysée unterzeichnet. Er sah unter anderem regelmässige Treffen des französischen Präsidenten und des deutschen Bundeskanzlers vor, mindestens zweimal pro Jahr. Auch wurde ein ambitioniertes Jugendaustauschprogramm geschaffen. Am 16. Mai 1963 ratifizierte der Deutsche Bundestag den Vertrag fast einstimmig, allerdings mit der erwähnten Präambel.

Dies war im besten Fall nur ein halbes Happy End. Jedenfalls beobachtete de Gaulle die Abkehr der Deutschen von der Vision des eigenständigen Europas mit ohnmächtiger Wut. Tatsächlich sollte es nach Adenauers Rücktritt im Oktober 1963 zu keiner deutsch-französischen Einigung in der Frage einer eigenständigen europäischen Verteidigung kommen. Auch die ins Spiel gebrachte deutsch-französische Konföderation blieb eine Fata Morgana.

### Tod beim Patience-Legen

Konrad Adenauer verstarb am 19. April 1967. Charles de Gaulle starb am 9. November 1970, ein Jahr nach dem Rücktritt, beim Patience-Legen im Wohnzimmer der Boiserie im Beisein seiner Frau Yvonne. Mit dem Tod dieser grossen Staatsmänner war das Momentum für einen engen deutsch-französischen Zusammenschluss vorbei. Doch die Partnerschaft zwischen Deutschland und Frankreich blieb bestehen – bis heute.

Alles in allem ist die deutsch-französische Aussöhnung eine Art Wundergeschichte. Es tut gut, zu Beginn eines neuen Jahrs sich daran zu erinnern. Man sagt sich, dass vielleicht sogar im Ukraine-Krieg oder im Gaza-Konflikt nicht alles Hoffen vergeblich sei. Jedenfalls ist es keine schlechte Sache, gelegentlich in das zarte Flämmchen der Hoffnung zu blasen.

Christophe Büchi, ehemaliger Westschweiz-Korrespondent von *Weltwoche* und *NZZ*, ist Autor des Standardwerks «Röstigraben. Das Verhältnis zwischen deutscher und welscher Schweiz» (*NZZ Libro*). Zurzeit arbeitet er an einer Biografie von Charles de Gaulle.

# LITERATUR UND KUNST

Ein Grund für  
Kulturoptimismus:  
Popmusik wird  
immer besser!  
*Benjamin Bögli,*  
Seite 66

Herausgegeben von Daniel Weber



*Reinheit, Klarheit, Optimismus und Anmut.*

**Claude Monet, Wasserlilien, 1916** – Da war eine Nymphe, die unsterblich in Herakles verliebt war. Herakles jedoch hatte keine Schwäche für diese weibliche Gottheit niederen Ranges, zeigte ihr bloss seine kalte, muskulöse Schulter. Zusehends verzweifelte die Nymphe, so sehr, dass sie alsbald an gebrochenem Herzen starb. Da kam Aphrodite, die Liebesgöttin und Beschützerin der Nymphen, ein wenig spät vielleicht, hatte Mitleid und erweckte die Nymphe als Seerose wieder zum Leben.

Seither sollen auf den Blüten der weissen Seerose, die der Volksmund auch Wasserlilie nennt, die Nymphen sitzen und ihre Magie versprühen.

Ihr Zauber soll nichts weniger sein als Reinheit, Klarheit, Optimismus und Anmut. Welch fast schon zärtliche Tugenden, die so selten geworden sind wie Teiche voller Seerosen, auf denen die Nymphen mit ihrem Zauberstaub die Welt ein wenig besser scheinen lassen.

Vielleicht würde es der Welt in diesen Tagen helfen, wenn wir in grossem Stil die Seerose zurückholten, ihre Kraft, die uns bei ihrem Anblick versinken lässt in jene dunkle Tiefe, in deren Sumpf unser besseres Selbst feststeckt und droht unterzugehen. Und dass wir es dort befreien können, so, wie aus dem Sumpf des Teiches und dem Schlamm des Wassers immer

wieder eine weisse Seerose an die Oberfläche und ins Licht drängt.

Claude Monet (1840–1926) hielt Seerosen als Motiv lange für zu belanglos. Da war die Welt jenseits der Seerosenteiche, da war ein ganzer Blumenstrauß voller Moderne, Kubismus, Futurismus, Surrealismus. Für die Seerose blieb nur der Platz eines stiefmütterlichen Daseins.

Lange erst nach Monets Tod tauchte die Seerose aus dem Schlamm der Malerei und wurde alsbald, so sagte man, zur Sixtinischen Kapelle des Impressionismus. 300 Seerosen-Bilder hatte Monet gemalt, so, als ob eine Nymphe den Pinsel geführt hätte. *Michael Bahnerth*



# Verlorenes Land

Die Staatsgründung Israels ist der Ausgangspunkt der modernen palästinensischen Literatur. Ihre Themen sind seit Jahrzehnten dieselben: Herkunft und Identität, Heimat und Exil.

*Hartmut Fähndrich*

**A**ls wir dann am Nachmittag in Saida ankamen, waren wir Flüchtlinge geworden.» So der Kernsatz in einer der eindrucklichsten literarischen Schilderungen der Umwandlung der agrarisch-urbanen palästinensischen Gesellschaft in eine Flüchtlingsgesellschaft im Jahr 1948. «Das Land der traurigen Orangen» heisst die kurze Erzählung, in der die Flucht einer Familie von Palästina in den Libanon beschrieben wird und an deren Ende eine aus der Heimat mitgenommene Orange vertrocknet und verschrumpelt auf einem Tischchen liegt – neben einem schwarzen Revolver.

Orange und Zitrone werden zusammen mit dem Olivenbaum zu den zentralen Symbolen der verlorenen Heimat Palästina. Der Revolver, Symbol des zu erwartenden Widerstands, gewinnt in den 1960er Jahren an Bedeutung – die Chronologie palästinensischer Literatur orientiert sich hauptsächlich an politischen Daten.

## Palästinensischer Exodus

Ghassan Kanafani (1936–1972), Autor der Geschichte, ist der Chronist der Nakba (Unheil, Katastrophe), der Vertreibung oder Unterwerfung der palästinensischen Bevölkerung im Zusammenhang mit der Staatsgründung Israels im Jahr 1948, ihrer Vorgeschichte und ihrer unmittelbaren Folgen. Seine Erzählungen und Romane, in denen er sich mitunter faulknerscher Erzähltechniken bedient, beschäftigen sich mit dem Verlust des Landes, dem Verlust von Status, dem Verlust von Ehre; ausserdem mit Widerstandsaktionen und dem entstehenden palästinensischen Trauma.

In seinen Texten lassen sich Visionen des Entsetzlichen erkennen, das sich aus diesen Vorgängen entwickeln sollte. In einer Geschichte erlebt ein kleiner Junge, wie der Bus, in dem er mit einfachen Palästinensern sitzt, von einer jüdischen Kampftruppe angehalten wird und alle Insassen erschossen werden. Nur dem kleinen Jungen erlaubt man wegzulaufen. Er tut es. Doch bedrohlich steht über der Geschichte ihr Titel: «Damals war er ein kleiner Junge».

Ghassan Kanafani ist in der gesamten arabischen Welt besonders für einen kleinen Roman



*Symbol der Heimat:* Olivenhain bei Ramallah im Westjordanland.

bekannt: «Männer in der Sonne» (1963). Darin erfasst er die Situation der Palästinenser bis zu dem Zeitpunkt, an dem sich nach dem grossen Schock der Widerstand zu regen beginnt.

Drei Männer, verschiedenen Generationen angehörend, wollen sich von einem vierten, auch er Palästinenser, in einem leeren Wassertankwagen

von Bagdad nach Kuwait schmuggeln lassen – aus der «Hölle» palästinensischer Existenz ins «Paradies» des aufstrebenden Ölstaates: ein alter Mann, der jahrelang, von der Vergangenheit träumend, im Lager dahinvegetierte; ein junger Mann, der als Aktivist ständig auf der Flucht vor der jordanischen Polizei war; und ein Halb-



wüchsiger, der die Schule verlassen musste, um für seine Familie zu sorgen. Doch an der Grenze wird der Fahrer aufgehalten, und die drei im Wassertank verschmachten jämmerlich – sie wagen nicht einmal, an die Tankwand zu klopfen, um auf sich aufmerksam zu machen. Lieber krepieren sie. Am Abend «entsorgt» der Fahrer die Leichen auf einer Müllkippe.

Für die Entwicklung der modernen palästinensischen Kurzgeschichte ebenso wichtig wie Kanafani ist Samira Asam (1927–1967), die nicht so bekannt ist, weil ihre Erzählungen eher selten unmittelbar von der Nakba sprechen, häufiger von den Sorgen und Nöten der einfachen Leute, besonders der Frauen – zum Beispiel der Mütter, die von ihren Kindern getrennt wurden. Asam nimmt damit ein Thema vorweg, das später an Bedeutung gewinnen sollte: Palästinenser nicht nur als Flüchtlinge oder als Widerstandskämpfer, sondern als Menschen zu sehen. Auch Dschabra Ibrahim Dschabra (1920–1994) ist ein wichtiger Ausgangspunkt für palästinensisches Schreiben. Er ist 1948 nach

### *Die palästinensische Literatur wird in Israel, im Westjordanland und im Exil verfasst.*

Bagdad gezogen und auch als Faulkner- und Shakespeare-Übersetzer bekannt geworden. Seine intellektuellen Romane befassen sich mit Palästina aus der Ferne.

Mit diesen drei Autoren steht die Prosa am literarischen Neubeginn. Zuvor, in der Zwischenkriegszeit, war die Poesie wichtiger, die, neben traditionellen Themen, mit wachsender Intensität die neue politische und soziale Realität behandelte: die existenzielle Bedrohung der palästinensischen Bevölkerung durch europäische Siedler-Immigranten und deren Landnahme, wodurch immer mehr Bauern verdrängt wurden. Die Vorstellung von der Erde, dem Land, dem Boden und die Angst vor dem Verlust gewinnen an Bedeutung. «Annalen des Untergangs» nannte ein israelischer Arabist diese Literatur einmal, die viel zur Entstehung eines Gemeinschaftsgefühls, eines palästinensischen Nationalismus, beigetragen hat.

### **Vertreibung und Schockstarre**

Die Vertreibung, das heisst die Auflösung der palästinensischen Gesellschaft durch die Staatsgründung Israels 1948 und den gescheiterten Versuch arabischer Staaten, sich dagegen zu wehren, ist eigentlicher Ausgangspunkt moderner palästinensischer Literatur, die seit damals eine entterritorialisierte ist: Sie wird in Israel, im Westjordanland und im Exil, innerhalb und ausserhalb der arabischen Welt verfasst. Einige Autoren in Israel schreiben (auch) auf Hebräisch, und in anderen Zufluchtstaaten wird immer häufiger deren Sprache verwendet.

Die Vertreibung führt zu einer Art Schockstarre. Erst Anfang der 1960er Jahre beginnt sie sich zu lockern und dem Gedanken an Widerstand Platz zu machen. Ein beredtes Zeichen dafür ist die Verfilmung von Kanafanis Roman «Männer in der Sonne»: Am Ende klopfen die drei eingeschlossenen Palästinenser an die Tankwand – erste Anzeichen der Auflehnung gegen die *Faits accomplis*.

### **Gerettet von Ausserirdischen**

Ein weiteres kommt hinzu: Die verheerende Niederlage der arabischen Armeen gegen Israel im Juni 1967 ist nicht nur ein zusätzlicher Schock. Sie hat auch die «Wiedervereinigung» Palästinas zur Folge, «vom Fluss bis zum Meer» – unter israelischer Kontrolle. Einige Jahre später wird die «Öffnung» wieder aufgehoben und die Trennung zwischen den beiden Bevölkerungen verschärft. In seinem Buch «Checkpoint» unterscheidet Asmi Bischara (geb. 1956) zwischen «Checkpointland» (Westjordanland) und «Checkpointstaat» (Israel).

Sahar Khalifa (geb. 1941) beleuchtet in einem knappen Dutzend Romanen die voranschreitende Internationalisierung palästinensischer Erfahrungen und wirft gleichzeitig ein feministisches Auge auf die palästinensische Gesellschaft. «Der Feigenkaktus» spielt fünf Jahre nach 1967 im besetzten Westjordanland. Ein vom Golf zurückkehrender junger Mann ist entsetzt über die Art, wie sich die palästinensische Bevölkerung mit der Besatzung arrangiert hat. Dem versucht er, auf Veränderung hoffend, mit einem Anschlag entgegenzuwirken. In «Das Erbe», drei Jahrzehnte später verfasst, kommt eine Palästinenserin aus den USA ins Westjordanland. Doch die Heimat ihres Vaters ist ihr unbekannt, und die Begegnung wird schwierig.

Ghassan Kanafani und Dschabra Ibrahim Dschabra waren Flüchtlinge aus Akka beziehungsweise Bethlehem, aus dem heutigen Israel, Sahar Khalifa ist in Nablus im Westjordanland geboren. Der bekannteste Vertreter arabischer Literatur in Israel ist Emil Habibi (1921–1996), der nach der Flucht 1948 rasch wieder nach Israel zurückkehrte und später lange Zeit im dortigen Parlament sass. In seinen Romanen beschreibt er, wie den Palästinensern der Boden unter den Füßen weggezogen wird, wie ihre Sprache unter Druck gerät und ihre Kultur verschwindet.

Dem setzt er Texte entgegen, die von profundem Kenntnis arabischer Sprach- und Kulturtraditionen getragen sind und in denen er mal ernst, mal ironisch, mal sarkastisch die Perspektivlosigkeit für die Palästinenser im fremd-eigenen Land (Israel) beschreibt. Sein bekanntester Roman, «Der Peptimist» (1974), der von Voltaires *Candide* und wohl auch von der Figur des braven Soldaten Schwejk inspiriert ist, zeigt einen Palästinenser in Israel, der immer das Beste erhofft und aufs Schlimmste

gefasst ist und der zwischen 1948 und 1967 alles tut, um das Wohlgefallen des neuen Staates zu wecken. Vergeblich. Am Ende lässt er sich von einem Ausserirdischen ins All retten.

Auch ein Resultat der politischen Entwicklungen ist das Schaffen eines der wichtigsten arabischen Dichter, Mahmud Darwish (1941–2008), der Israel 1971 verlassen und danach vielerorts gelebt hat. Sein poetisches Werk spiegelt die Phasen palästinensischer Reaktion auf ihre Situation: vom Gefühl der Fremdheit und Entrechtung über Empörung, Kampf und Annäherung an das Gegenüber bis hin zum Aufruf zur ewigen Wanderung als Lebenssinn. All dies mit einem Gehör für die internationale Poesie: Louis Aragon, Pablo Neruda, Federico García Lorca. In dauernder Suche nach neuen Formen führt er das Gespräch mit dem Anderen und mit sich selbst, um schliesslich seine Heimat in der Sprache zu finden.

Die 1980er und 1990er Jahre lassen den kämpferischen Diskurs etwas abflauen, der sehr unterschiedliche literarische Werke hervorgebracht hat: Berichte über die Vertreibung, übers Leben davor, Schilderungen von Flüchtlingslagern, von der Rekrutierung von Kämpfern. An deren Stelle tritt jetzt eher eine Innenschau: Zahlreiche Autobiografien werden verfasst. «Der erste Brunnen» (1987) betitelt Dschabra Ibrahim Dschabra seine Kindheitserinnerungen an Palästina. Dem Individuum wird mehr Raum eingeräumt.

### **Und jetzt?**

Heute sind die Themen noch immer dieselben wie seit Jahrzehnten: die Fragen nach der Herkunft, nach Heimat und Exil, nach der Identität, nach einem würdigen Leben, nach dem Warum des Elends – auch wenn sich der Rahmen, in dem diese Fragen gestellt werden, gegenüber den 1950er und 1960er Jahren vielfach erweitert und verschoben hat.

«Ein Leben in der Schwebe» heisst ein 2014 erschienener Roman von Atef Abu Saif (geb. 1973) über eine Familie aus Jaffa, deren einer Teil sich nach der Flucht von 1948 in Gaza angesiedelt hat, wie die Familie des Autors. Es ist ein Bericht über das Leben in Restpalästina und die Zerstreuung vieler Palästinenser über den ganzen Globus. Ein Roman, der durch die jüngsten Vorgänge sozusagen zur Chronik geworden ist, während ein Jahrzehnte zuvor verfasstes Gedicht von Mahmud Darwish die augenblickliche Situation gespenstisch klar erfasst:

*«Die Erde um uns wird eng,  
Sie presst uns in den letzten Durchgang,  
den zu passieren,  
wir Teile unseres Körpers abnehmen.»*

Hartmut Fähndrich ist Arabist. Er hat über hundert Werke aus dem Arabischen übersetzt.



## «Ihr seid nicht allein da draussen!»

Cora Stephan

**Monika Gruber und Andreas Hock:**  
Willkommen im falschen Film. Neues vom Menschenverstand in hysterischen Zeiten.  
Piper. 240 S., Fr. 33.90

Wenn man schon nicht stolz darauf sein darf, Deutscher zu sein, weil man dafür ja nichts kann und sich im Übrigen heutzutage eher dafür schämt, sollte man sich doch wenigstens an ein paar deutschen Errungenschaften

### *Wussten Sie schon, dass es in Deutschland mehr Bierbrauereien gibt, als die USA Kampffjets haben?*

erfreuen dürfen, an Dingen wie Brot und Bier, auch wenn man längst zur «bürokratiehörigen Maximalsteuerzahlerin ohne Migrationshintergrund» geschrumpft ist. Und wussten Sie schon, dass es in Deutschland mehr Bierbrauereien gibt, als die USA Kampffjets haben?

### **Lachen, nicht weinen**

Wenn nein, dann könnte das neue Buch von Monika Gruber und Andreas Hock genau das Richtige sein, um Sie über die Unwägbarkeiten von Zeitgeist, Politik und den Medien hinwegzutrusten. Denn was soll das Bangen und Barmen, wenn man auch darüber lachen oder sich ein Bier reinziehen kann? «Willkommen im



**Schlagfertig:**  
Kabarettistin Gruber.

falschen Film» heisst das aktuelle Buch und verspricht «Neues vom Menschenverstand in hysterischen Zeiten».

Für Menschenverstand ist Monika Gruber bekannt. Man kennt sie als Schauspielerin und vor allem als Kabarettistin, sie ist nicht nur witzig und schlagfertig, sondern ebenso realistisch und nüchtern – was daran liegen könnte, dass sie nicht im städtischen Zeitgeistmilieu, sondern auf dem Bauernhof aufgewachsen ist und vor der Schauspielerei einen unglamourösen Beruf ausgeübt hat.

Dass sie sich im überwiegend woken Kulturmilieu mittlerweile nicht mehr richtig wohl fühlt, kann man nachvollziehen – sie hat weder bei der Panikpandemie mitgemacht, noch mag sie das Gendern oder «Fridays for Future».

Zuletzt hat sie ihren nicht unerheblichen Einfluss geltend gemacht, als sie in Erding zu einer Demonstration gegen das geplante deutsche Heizungsgesetz aufrief. Politisch korrekt? Niemals! Darauf kann man sich verlassen. Monika Gruber hat ein grosses Herz, also auch für alle bekannten 72 Geschlechter, weshalb sie sich als 73. Geschlecht outet – als «eine Trans-Schüchterne, gefangen im Körper eines Kettensägen-Mundwerks». Schliesslich sei auch Robert Habeck «nur ein Trans-Narzisst, gefangen im Körper eines verwuschelten Kinderbuchautors».

Wachsende Verzweiflung kann man eben nur mit galligem Gelächter und einem Witz bekämpfen, der auf Augenhöhe mit dem zunehmenden Schwachsinn ist. In Osnabrück etwa wurde jetzt verfügt, dass auf Kinderkarussells keine Autos oder Flugzeuge oder Hubschrauber oder exotische Tiere ihre Runden drehen dürfen, nur noch Fahrräder oder «Fahrzeuge des öffentlichen Personennahverkehrs». Denn, so der Stadtbaurat: «Der motorisierte Individualverkehr ist ganz klar ein Konzept von vorgestern.»

Was für «ein Signal für die Nachhaltigkeit in der Kinderbelustigung»? Doch Monika Gruber denkt ganzheitlich: «Fällt die Benutzung eines Vibrators auch unter die Bezeichnung «motorisierter Individualverkehr»?»

Lachen, nicht weinen! Dieses Buch kann dabei helfen. «Es könnte alles so herrlich einfach sein. Man muss nur wollen mögen.»

PS: Der Verlag hat die erste Auflage des Buchs vom Markt genommen. Warum? Weil Gruber den öffentlichen Tweet einer Influencerin zitiert hat, in dem diese warnte, «rechtsextreme Frauen» unterwanderten «aktiv auch die textile Hobbyszene (z. B. Stricken)». Als ob das nicht bereits grotesk genug wäre, kündigt Piper deshalb jetzt eine Überarbeitung des Buchs an. Der Verlag hat seine Autorin nicht verdient.



*Vom Heilmittel zum Rauschgift.*

## Drogen vom Dealer – oder aus der Drogerie?

Wolfgang Koydl

**Helena Barop:** Der grosse Rausch. Warum Drogen kriminalisiert werden. Eine globale Geschichte vom 19. Jahrhundert bis heute. Siedler. 304 S., Fr. 39.90

Jeder hat schon mal bei Rossmann, Müller, DM oder einem der anderen Drogeriemärkte eingekauft, die schon lange die klassische Drogerie abgelöst haben. Doch kaum jemand macht sich Gedanken über den Namen. Warum Drogerie? Nun, weil man früher seine Drogen dort kaufte und nicht wie heute beim Dealer des Vertrauens in der schummrigen Bahnhofofunterführung.

Das Beispiel zeigt, welchen Bedeutungswandel Drogen in den vergangenen gut 200 Jahren erfuhren. Von Heilmitteln mit teilweise angenehmen Nebenwirkungen zu gesundheitsgefährdenden Sucht- und Rauschmitteln, die mit allen Mitteln des Gesetzes verfolgt werden. An den Drogen kann es nicht liegen. Sie haben sich nicht verändert. Viele von ihnen sind dieselben, die man einst frei kaufen konnte, als etwa Thomas de Quincey begeistert seine «Bekanntnisse eines englischen Opiummessers» niederschrieb.

Wie konnte es geschehen, dass aus Rauschmitteln Rauschgifte wurden, woher kamen und kommen Drogenepidemien, die letztlich gar einen weltweiten «War on Drugs», einen Krieg gegen die Drogen, notwendig machten? Oder ist das alles übertrieben, entstand das Drogenproblem erst durch die Kriminalisierung der beruhigenden, euphorisierenden, belebenden



mexikanische Zuwanderer und Marihuana (Cannabis). Drogenpolitik wurde zu einem Mittel sozialer Kontrolle.

Trotz dieser Einwände lohnt sich die Lektüre ihres Buches, denn es ermöglicht einen frischen Blick auf ein Problem, das letztlich erst seit gut hundert Jahren eines ist. Mit Ausnahme puritanischer Exzesse – Oliver Cromwell in England, Jean Calvin in Genf, Girolamo Savonarola in Florenz – war der Rausch zu allen Zeiten ein allseits geduldeter Ausweg aus dem Alltag. Zu Recht weist Barop denn auch darauf hin, dass alle Anti-Drogen-Massnahmen im Kern «Sittlichkeitsgesetze» sind, mit denen moralisch korrektes Verhalten erzwungen werden soll. Als andere Beispiele zählt sie Paragrafen gegen Homosexualität, Abtreibung, Glücksspiel, Prostitution oder Kuppelei auf.

Substanzen? Und wer war eigentlich für diese Kriminalisierung verantwortlich? Das sind unbequeme, unangenehme, provokante Fragen. Diesen frischen Blick auf Drogen bietet die Historikerin Helena Barop, die sich intensiv mit der Geschichte der Rauschmittel befasst hat – allerdings nicht seit der Frühzeit, als der Mensch nachweislich auch schon berauschende Blätter oder Pilze kaute, sondern erst der letzten zwei Jahrhunderte. Diese waren freilich, wie sie belegt, die entscheidende Zeitspanne.

Eine kleine Einschränkung zu Beginn: Barop ist manchmal blind für echte Probleme, die Drogen verursachen können. Sie sieht allein in der Verfolgung der Rauschmittel den Grund für die Probleme, sie sieht Rassismus am Werk, und sie hat einen allein Schuldigen für diese Politik der harten Hand ausgemacht: die USA, die nach und nach dem Rest der Welt ihre von Puritanismus geprägten Vorstellungen auch in diesem Bereich aufgezwungen hätten.

### Rausch an sich ist nicht böse

Das ist manchmal etwas plakativ, denn ob es nun in Deutschland Christiane F. und die «Kinder vom Bahnhof Zoo» waren oder in der Schweiz die Platzspitz-Tragödie: Drogen haben auch verheerende Folgen. Aber Barop belegt, dass diese «Epidemien» häufig nur in den Medien epidemische Ausmassen annehmen und von den realen Zahlen nicht gedeckt waren. Studien zeigen, dass zwischen 70 und 90 Prozent aller Drogenkonsumenten nie von dem Stoff abhängig werden. Und tatsächlich waren es häufig ethnische Minderheiten in den USA, die mit Drogenmissbrauch in Verbindung gebracht wurden: chinesische Arbeiter und Opium, Schwarze und Kokain,

Ginge es, wie behauptet, wirklich um Gesundheitsvorsorge, müssten Alkohol, Nikotin, Sport oder Sex ebenfalls verboten werden.

Die meisten dieser Sittlichkeitsgesetze sind aus westlichen Gesetzbüchern verschwunden, und auch bei der Bewertung von Drogen hat ein Umdenken eingesetzt. Barop erwähnt die Liberalisierung beim Gebrauch von Cannabis in mehreren US-Bundesstaaten und einigen europäischen Ländern. Der deutsche Vorstoss wurde allerdings

### *Entstand das Drogenproblem erst durch die Kriminalisierung der Substanzen?*

von der EU gebremst – aufgrund der USA. Sie initiierten 1909 mit dem «Shanghai Agreement» das erste internationale Abkommen gegen Rauschmittel, dem sich weitere anschliessen sollten. Es wurde – mehr oder minder freiwillig – von den meisten Staaten übernommen. Darauf beruft sich heute auch die EU-Kommission.

Barop plädiert für einen aufgeschlossenen Umgang mit Drogen. Erst die Illegalität führe zu verunreinigten und damit gesundheitsgefährdenden Rauschmitteln und zu Kriminalität. Sie erinnert zudem daran, dass Rausch an sich nicht böse ist – wie wohl jeder von uns schon feststellen konnte. Dazu muss man keine Substanzen einwerfen. Langstreckenläufer erleben ihr High beim Überschreiten einer bestimmten Distanz.

Barop ruft ins Gedächtnis, dass Drogen in erster Linie immer auch Heilmittel waren. Mit anderen Worten: Es ist Zeit, sie wieder bei Rossmann, Müller, DM oder einem der anderen Drogeriemärkte kaufen zu können.

## Familiensaga als Krimi

Andreas Honegger

Elisabeth Sandmann:  
Porträt auf grüner Wandfarbe.  
Piper. 512 S., Fr. 33.90

Elisabeth Sandmann, Verlegerin und Autorin, hat ihre eigenen Erfahrungen und die ihrer Familie im Deutschland des 20. Jahrhunderts zu einer umfassenden Familiensaga zusammengefasst. Ihre erste grosse Publikation war die Geschichte einer gelungenen Restitution, die des goldgefleckten Porträts der Adele Bloch-Bauer von Gustav Klimt aus dem Oberen Belvedere in Wien («Der gestohlene Klimt»), und auch in ihrem jüngsten Roman spielen Gemälde – diesmal ein Renoir und ein Liebermann – gewissermassen in einer Nebenrolle mit. Auch hier geht es um Verluste, aber auch um Lebensfreude – und das über mehrere Generationen hinweg.

### Glücksgefühl der Auflösung

Die aus einfachen Verhältnissen stammende Ella Blau aus Bad Tölz und die mondäne Ilsabé verbindet eine die Kriegszeit überdauernde Freundschaft. In London gelangt die Übersetzerin Gwen lange nach dem Krieg an die roten Hefte mit Ellas Aufzeichnungen aus den Jahren vor 1938. Nicht nur zeitlich fasst der Roman Jahrzehnte zusammen, auch geografisch ist er weit gespannt: Das legendäre Hotel «Schloss Elmau» in den bayerischen Bergen, ein Gutshof in Westpreussen im hohen Norden Deutschlands und das Berlin der 1920er Jahre sind wichtige Schauplätze. Trotz den Schrecken der Zeit halten Netze von Freundschaft oder Liebe die Protagonisten recht sicher in den Geleisen ihres Lebens. Und am Ende laufen alle Fäden wieder an einem opulenten Fest in «Schloss Elmau» zusammen.

Ilsabés Enkelin Gwen, die dank der Aufzeichnungen Ellas gewissermassen die Fäden in der Hand hält und die diversen Stränge des Romans entwirren kann, zieht von Grossbritannien nach Bayern, verliebt sich und lebt fortan in einem kleinen Haus an einem kleinen See. Bei Rosamunde Pilcher ahnt man in den ersten fünf Minuten, wie die dramatischen Geschichten enden und alle im glücklichen Hafen erfüllter Beziehungen landen werden.

Bei Elisabeth Sandmann ist nicht nur der Erzählstil ein anderer, auch das Netz der Beziehungen und Gefühle ist verworren, so dass dessen späte Entwirrung die Familiensaga so spannend macht wie einen Kriminalroman – aber einen von der klassischen Sorte, die einem das Glücksgefühl der Auflösung der diversen Knoten nicht vorenthält.



# Mehr Blattgrün per Blattschuss

Claus-Peter Lieckfeld

Georg Meister: Rettet unsere Wälder!  
Vermächtnis und Forderungen eines visionären  
Försters. Westend. 240 S., Fr. 28.90

Dass man den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht, ist eine bekannte Redensart. Dass man den Wald vor lauter Rehen nicht sieht – genauer: den Wald, den man gern sehen würde –, sagt Georg Meister, dessen Buch «Rettet unsere Wälder!» kürzlich posthum erschienen ist.

Warum sollte das Reh der Feind des Waldes sein, des naturnahen Laub-/Mischwaldes? Nicht das Reh an sich, sondern seine überbordende Zahl. Rehe haben winzige Mägen und brauchen daher eiweissreiches Kraftfutter, um satt zu werden, am liebsten Knospen und junge Triebe (Gras allein reicht ihnen nicht). Die holen sie sich im Wald und verhindern so, dass der Wald aufwächst, der – glaubt man öffentlichen Verlautbarungen – allenthalben gewünscht wird: artenreich, gemischt, stabil.

Georg Meister erklärt faktenreich, dass viel zu viele Rehe die Wälder niedernibbeln und damit unsere Versicherung gegen reissenden Starkregenabfluss und Überhitzung. Das ist

## Die schönen Pläne von klima- und zukunftsfesten Mischwäldern enden in den Mäulern der Rehe.

auch, wie Meister nie müde wurde zu erklären, ein von den Menschen mit verursachtes Phänomen. Traditionelle Jäger wollen viele Rehe im Wald, um hegen (züchten), auswählen und Trophäen ernten zu können. Das setzen sie mit Geld und erfolgreicher Lobbyarbeit durch. Wild vor Wald. Ihrer selbstgewählten Aufgabe sind sie nie nachgekommen: mit der Büchse die nicht (oder kaum noch) existenten natürlichen Rehfeinde zu ersetzen, den Luchs und den Wolf.

### Wildnis als Lehrmeisterin

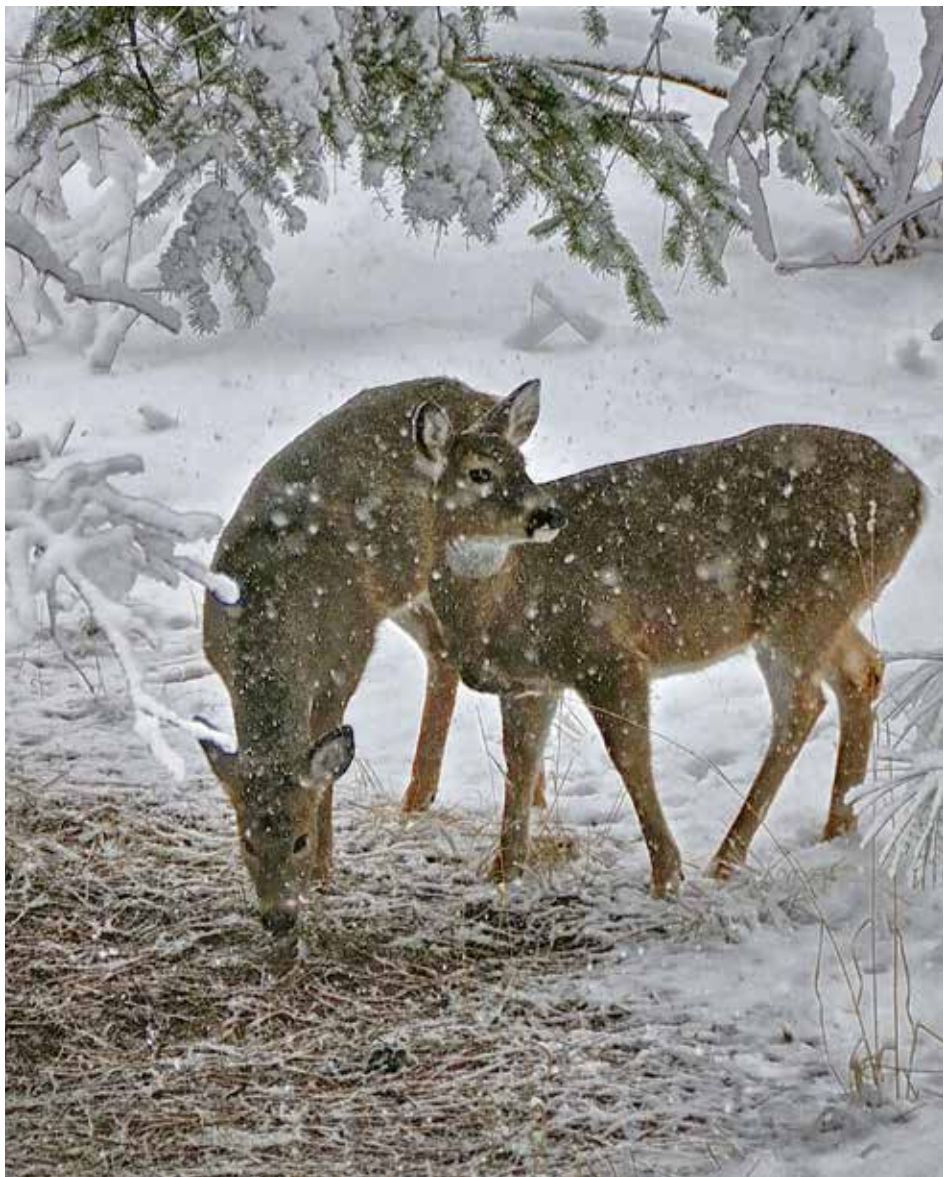
Wer den Blick waldbodenwärts senkt, erkennt: In Revieren, in denen scharf gejagt wird, spriest es. Da, wo die Jagdlobby immer noch ihre «Wild vor Wald»-Praxis aufrechterhalten kann, enden die schönen Pläne von klima- und zukunftsfesten Mischwäldern in den Mäulern der Rehe. Das Resultat heisst «Verbiss». Für solche Erkenntnisse – zumal dann, wenn man die Chuzpe hat, sie haarklein zu belegen – wird man gehasst, verleumdet, ja auch verfolgt. Georg Meister, laut dem bekannten Wissenschaftsjournalisten Horst Stern Deutschlands mutigster Förster, hat das über viele Jahrzehnte hinweg erlebt. Auch davon handelt sein Buch.

Was Meister über die Jahrzehnte beschrieben, fotografiert, reflektiert, referiert hat, ist heute brisant wie nie zuvor. Wälder, die eine Zukunft haben und Zukunft sichern könn(t)en, wird man nicht allein «per Umbau» bekommen, wie heute vielfach verkündet wird. Man wird sie nur bekommen, wenn man, unterstützt von einigen gezielten Initialpflanzungen, die Natur machen lässt. Und dabei die Wildnis als Lehrmeisterin akzeptiert. *Mother nature knows best.*

«Ziel muss sein: Ein Dauerwald mit möglichst viel Mischung», schreibt Meister und fügt hinzu, dass auf dem Weg dahin die Praxis der sogenannten «Bodenreinertragslehre» überwunden werden muss. Die ist, nicht mehr ungebrochen, immer noch forstlicher Standard. Ihr zufolge wird eine Baumart an einem Tag gepflanzt und ein paar Jahrzehnte später an einem Tag geerntet. Heute vollmaschinell und mit viel Bodenverdichtung durch schweres Gerät. Die Zeugen dieser brachialen Dummheit, überwiegend Fichtenstangenplantagen, brechen gerade deutschlandweit zusammen.

Dass ausgerechnet die notwendigen «Wälder für das Leben» den Tod brauchen – Totholz –, zählt nicht zum gehobenen Allgemeinwissen. Stichwort: Kohlenstoffbindung: «Die Wirtschaftswälder Deutschlands weisen aktuell Totholz-Vorräte von durchschnittlich 22 Kubikmeter je Hektar auf, was etwa 3 Tonnen Kohlenstoff je Hektar entspricht.» Bitter wenig. Dagegen: «Der seit siebzig Jahren nicht mehr bewirtschaftete alte Buchenwald im mecklenburgischen Naturschutzgebiet Heilige Hallen speichert mehr als das Zehnfache (32 Tonnen) Kohlenstoff je Hektar.» Gut und schön, sagt die traditionelle Forstpartie, aber es muss sich doch auch rechnen. Muss es?

Tut es. Am Beispiel eines Privatwaldes in Baden-Württemberg rechnen Georg Meister und der Geschäftsführer Jens Borchers vor, dass der Laisser-faire-Waldbau bessere Erträge bringt als die herkömmliche Festmeterzucht. Unabdingbare Bedingung: niedrige Rehwildichte, so wie sie für natürliche Wälder jahrtausendlang wesensbestimmend war.



Zu viele Rehe schaden dem Wald.

# Weichgespülte Gates-Kritik

Milosz Matuschek

Tim Schwab: Das Bill-Gates-Problem. Der Mythos vom wohlthätigen Milliardär. S. Fischer. 592 S., Fr. 39.90

Einer der grössten Treppenwitze der Covid-Pandemie bestand darin, dass Medien und Politiker verkündeten, dass nun alle blind «der Wissenschaft» zu folgen hätten – um im gleichen Aufwasch einem der reichsten Menschen der Welt den roten Expertenteppich auszurollen, der nicht mal Akademiker ist, geschweige denn Virologe oder Biologe: Bill Gates.

## Zwielichtige Freunde

Die Geschichte von Bill Gates ist die der Wandlung vom Saulus zum Paulus, der aber eigentlich immer noch Saulus ist. In den frühen Jahren zeigte sich sein rücksichtsloser Charakter darin, wie er Microsoft-Co-Gründer Paul Allen an den Rand drängte und ausbootete, während er zugleich Mitarbeiter tyrannisierte und seinen Geniekult als Wunderkind («whiz kid») pflegte. Bekannt und gefürchtet ist der Gates-Satz, mit dem er Mitarbeiter herunterzubürsten pflegte: «That's the stupidest thing that I've ever heard.» Nachdem Microsoft eine Klage wegen Missbrauchs einer Monopolstellung verloren hatte, war der Ruf des Microsoft-Gründers in den Medien gründlich ruiniert.

Er war der reichste Mann der Welt, und alle hassten ihn, ausser vielleicht zwielichtige Freunde wie Jeffrey Epstein, den Gates selbst noch nach dessen Verurteilung wegen sexuellen Missbrauchs und Prostitution Minderjähriger frequentierte – über dreissig Besuche auf dessen Insel sind dokumentiert; tiefer bohrt auch Schwab nicht.

Gates machte nach dem Fiasko der nuller Jahre, was schon bei Microsoft gut funktionierte: Er kopierte ein Schema, das bereits Rockefeller & Co. zur Meisterschaft gebracht hatte, und ging durch die Drehtür von Wohltäterschaft und uneigennütziger Weltenrettung. Das sah im Kern so aus, dass er sich mittels seiner Stiftung (die inzwischen die mächtigste der Welt ist) in Politikbereiche der WHO einzukaufen begann, um Krankheiten wie Polio und Malaria zu bekämpfen. Der Haken daran: Wer als Politiker in der Dritten Welt von Gates Hilfe wollte, bekam sie oft erst unter der Voraussetzung, Familienplanungsregeln einzuführen und Impfprogramme auszurollen.

Ein neues Geschäftsmodell war geboren, mit *win-win* – vor allem für Gates: Er erkaufte sich den Ruf des Retters, investierte Milliarden unter Steuernachlässen, konnte durch die Hinter-



tür Medikamente vertreiben, in die er selbst investiert war, und steigerte so letztlich seine Macht. Das Wunder der Philanthropie geschah: Gates gab immer mehr Geld aus und wurde doch immer reicher. Nachdem er auch über die Medienlandschaft Hunderte Millionen mit der Giesskanne ausschüttete, wurde Kritik an ihm praktischerweise so leise wie teuer.

Man muss dem Autor zugutehalten, dass er viele Themen unverblümt anspricht: Gates' Obsession mit Familienplanung und Bevölkerungsreduktion, seine Epstein-Kontakte, seine Investitionen in Saatgut, Klimaschutz, Nahrungsmittel, Impfstoffe, die er wie Abo-

*Das Wunder der Philanthropie geschah: Gates gab immer mehr Geld aus und wurde doch immer reicher.*

Modelle betreibt, nach dem Motto: Erst wenn alle Welt sich von Gates helfen lässt und von ihm abhängig ist, hat das Gute gesiegt. Und doch wirkt das Buch wie auf halbem Weg steckengeblieben, wie ein Parcours um die wirklich heissen Themen herum.

## Bernie Sanders lässt grüssen

Ausgerechnet das Covid-Kapitel ist wohl das enttäuschendste an diesem Buch. Schwabs Kritik kommt hier kaum über den Punkt hinaus, dass Gates die Impfstoffe nicht zum Nulltarif verteilte beziehungsweise die Freigabe von Patenten blockierte, zum angeblichen Nachteil der Dritten Welt. Kein Wort von verdächtig zeitigen Investitionen in Biontech & Co., eine Firma, die noch nie ein Medikament auf den Markt gebracht hatte, sowie über die Mitorganisation von Planspielen wie dem «Event 201», der kurz vor der Covid-Pandemie stattfand.

Das traurige Ende dieser weichgespülten Gates-Kritik kulminiert in der altlinken Forderung, dass Gates irgendwie enteignet gehöre. Bernie Sanders lässt grüssen. Als wäre das viele Geld das Problem und nicht die Intentionen und Handlungen, die damit umgesetzt werden. Nach 592 Seiten wächst die Erkenntnis, dass das wirklich ehrlich-kritische Buch über Gates erst noch geschrieben werden muss.

## Die Sprache

### Okaye Literatur?

Nicht alles ist okay. Aber alle sagen: «Es ist okay.» Woher kommt das Wort, das in vielen Sprachen einer der häufigsten Amerikanismen ist? Unzählige amüsante Storys waren im Umlauf – zum Beispiel soll ein Oskar Krause am Fliessband von Ford jedem Wagen sein O. K. gegeben haben –, bis der amerikanische Linguist Allen Walker Read herausgefunden hat, was heute die gültige Lesart ist. Um 1839 erlaubten sich die Redaktoren der *Boston Morning Post* den Scherz, «all correct» mit o. k. («oll korrekt») abzukürzen. Es dauerte ein bisschen, aber seit 1954 steht das Adjektiv/Adverb im Duden.

Die deutsche Sprache kann nicht alle Anglizismen abwehren, aber sie rächt sich, indem sie diese nach ihrem Gutdünken zurechtbiegt. Vorsorglich vermerkt der Rechtschreibduden, dass «okay» alltagssprachlich gelegentlich attributiv verwendet werde (ein okayer Typ), was grundsätzlich so wenig korrekt ist wie ein abber Knopf oder eine zune Tür. Nicht dass ich es befürworte, aber es wird eine Frage der Zeit sein, bis dies als richtig gilt. In der Zeitschrift *Theater heute* konnte man von einer okayen Zuschauerzahl lesen, und die FAZ meinte, der Roman «Mindset» von Sebastian Hotz sei ein okayer Roman von einem okayen Typen.

Aber selbst in der Literatur finden sich solche Beispiele. In Ronja von Rönnes «Trotz» kommt ein okayer Preis vor. Sogleich wurde sie gescholten von der Literaturkritikerin Elke Heidenreich. So etwas gefalle ihr in einem literarischen Text gar nicht. Von einem okayen Sachbuchvertrag wird in «Noch wach?» von Benjamin von Stuckrad-Barre geredet. Sarah Kuttner findet in «Kurt» in einem Kurhotel eine okaye Rezeption vor. Schon 1999 schreibt Tanja Dücker in «Spielzone» von einer okayen Gegend.

Auch das Schweizerdeutsche hat sich «okay» einverleibt. Was Wunder, haben doch Verben wie mailen, biken, bloggen, daten, jobben, shoppen, talken und zappen längst Eingang in den Dialekt gefunden. Und Kuno Lauener von Züri West hat schon 2008 gesungen: «U i finge d'Schpinnele okay.»

Max Wey



# Pop sei Dank

Kulturpessimisten aufgepasst: Derzeit sind die Hitparaden prall gefüllt mit fabelhaften Songs.

Benjamin Bögli

Im Pop-Universum ist eine bewundernswerte Konstellation erkennbar. Zu einer Zeit, in der aus heiterem Himmel ein neuer Beatles-Song fällt, wimmelt es auch sonst nur so von brillanter Musik. Einfach von einer glücklichen Fügung zu sprechen, griffe zu kurz. Man kann es auch so sehen: Pop wird immer besser. Er ist grenzenlos, bedient sich hemmungslos bei allen Musikrichtungen und verwandelt sie zu einem neuen Ganzen. Je mehr Genres es gibt, desto reichhaltiger und ausgeklügelter wird der durchschnittliche Popsong.

Konnten sich die Beatles schon von Klassik, Rock'n'Roll und Jazz inspirieren lassen, steht den heutigen Songschreibern und Sound-Ingenieuren eine bedeutend grössere Auswahl an neuen Stilen und technischer Unterstützung, diese zu analysieren, zur Verfügung. Der vielleicht Erste, der diesen eklektischen Ansatz zur Vollendung gebracht hatte, hiess Michael Jackson. Und im Zeitalter von künstlicher Intelligenz heisst das: Je mehr Informationen gesammelt werden können, desto höher wird die Qualität.

## Doja Cat: Paint the Town Red

Wie gut das klingen kann, beweist im Moment Doja Cat. In ihrem Hit «Paint the Town Red» vom Album «Scarlet» verschmilzt die amerikanische Rapperin ihren rollenden Sprechgesang mit verblüffend eingängigen melodischen Elementen. Man spitzt sofort die Ohren. Und blickt man auf die Entstehungs-



geschichte des Stücks, reibt man sich die Augen: Unter anderem sind Burt Bacharach und Hal David als Komponisten angegeben. Diese schrieben in den sechziger Jahren Hits wie «Raindrops Keep Fallin' on My Head» und auch «Walk On By» (1964) von Dionne Warwick. «Paint the Town Red» greift den

*Künstliche Intelligenz heisst:  
Je mehr Informationen, desto höher  
die Qualität.*

Rhythmus und ein paar Melodienbrocken dieses Easy-Listening-Klassikers auf und lässt ihn hochmodern ertönen. Auf Junge wirkt «Paint the Town Red» deshalb magisch, während ältere Hörer ein unwiderstehliches akustisches Déjà-vu erleben.

## Coi Leray: Players

Mit einer ähnlichen Vorgehensweise bastelte sich die 26-jährige Coi Leray aus Boston ihre Erfolgsnummer «Players» zusammen. Auf der Basis von «The Message» der Hip-Hop-Legenden Grandmaster Flash & the Furious Five (1982) rappt sie nun ihren eigenen Text. Ein paar Monate nach der Veröffentlichung brachte Leray gleich einen – schliesslich noch kommerzielleren – Remix von «Players» auf den Markt, den sie mit Busta Rhymes' «Put Your Hands Where My Eyes Could See» (1997) abschmeckte. Der Song ist lustig und sorgt mit seinen einschlägigen Breakbeats sofort für Heiterkeit.

## Stephen Sanchez: Until I Found You

Eine Popballade der Extraklasse schrieb Stephen Sanchez. Er kommt nicht nur aus dem kalifornischen El Dorado Hills, er klingt auch golden. Beim Hören von «Until I Found You» hat man partout das Gefühl, es müsse sich um ein Cover einer Produktion aus den fünfziger oder sechziger Jahren handeln. Der 21-Jährige hat das Stück aber selber komponiert. Ursprünglich im Jahr

2021 veröffentlicht, schaffte es im Duett mit Em Beihold den grossen internationalen Durchbruch 2023.

Auch der Rest von Sanchez' Debütalbum «Angel Face», das im Herbst erschien, ist hörenswert. «Until I Found You» ragt aber dermassen heraus, dass der Schnulzenkönig schlechthin, Elton John, bei seinem geschichtsträchtigen allerletzten Auftritt am Glastonbury-Festival im Sommer das Lied in sein Programm aufnahm und es zusammen mit Sanchez vor 100 000 Fans und 7,3 Millionen Fernsehzuschauern vortrug.

## Dua Lipa: Houdini

Als der britische Superstar Dua Lipa im Mai «Dance the Night» veröffentlichte, ahnte man noch nicht, dass die 28-Jährige bereits im November einen noch besseren Song nachlegen würde: «Houdini», eine charmante Hommage an den berühmten amerikanisch-ungarischen Zauberer Harry Houdini (1874–1926). Der Refrain mit den Worten «Catch me or I go Houdini» setzt sich sofort im Ohr fest; das ganze Stück ist ein Radio- und Disco-Hit von entfesselnder Verspieltheit.

Zwischendurch blitzten in den letzten Monaten immer wieder auch neue Hits von den anderen ganz Grossen im Geschäft, Taylor Swift (u. a. «Karma»), Miley Cyrus («Flowers»), «Used to Be Young» oder Beyoncé («Cuff It»), am Pop-himmel auf. Die drei Frauen bestätigen damit eindrücklich, weshalb es sich bei ihnen nicht um abstürzende Eintagsfliegen handelt; die Songs sind einfach zu gut gemacht. Olivia Rodrigo, 20, seit ihrem Corona-Hit «Drivers License» eine der jüngsten Pop-Prinzessinnen, trifft mit ihrer abgeklärt-rockigen Single «Bad Idea, Right?» ebenfalls ins Schwarze.

## SZA: Kill Bill

Die Frau der Popstunde heisst aber SZA. In der Rap-Szene schon etwas länger bekannt, beförderte sich die 34-jährige Amerikanerin mit dem Album «SOS» Anfang Jahr mitten in den Mainstream. Zu verdanken hat sie das vor allem



Der Funke springt augenblicklich: Selena Gomez und Rema.

der Nummer «Kill Bill». Die melancholische, melodisch an ein Schlaflied angelehnte Mörderballade mit explosivem Text stürmte weltweit die Hitparaden. Ein solcher Wurf gelingt auch

### *Das Bonmot «Gut Ding will Weile haben» gilt auch für Qualitätspop.*

Superstars nur selten. SZA, ausgesprochen Sisa, hat bei den Grammy Awards im Februar gute Chancen auf eine Auszeichnung für das beste Album.

---

#### Miguel: Sure Thing

Das Bonmot «Gut Ding will Weile haben» kann auch für Qualitätspop gelten. 2010 brachte der Kalifornier Miguel, heute 38, sein Album «All I Want Is You» heraus. Darauf befand sich ein Stück namens «Sure Thing», das bereits damals in Amerika ziemlich erfolgreich war. Die chinesische Social-Media-Plattform Tiktok, seit 2018 weltweit aktiv, verhalf «Sure Thing» jetzt aber zu einem grandiosen Comeback, und der Song wurde auch international bekannt: 2023 überstieg er über zehn Jahre nach der Veröffent-

lichung alle früheren Chart-Platzierungen. «Sure Thing» wird dem alternativen R'n'B zugeordnet, verbreitet eine coole Stimmung und verfügt über eine enorm griffige Struktur. Die soulige Rap-Perle funkelt ab dem ersten Ton.

---

#### Kenya Grace: Strangers

Mitreissend und bloss ein paar Monate alt ist der Song «Strangers» von der südafrikanisch-britischen Newcomerin Kenya Grace. Ihre feine Stimme steht in wunderbar schwebendem Kontrast zur trancehaften Drum-'n'-Bass-Instrumentalisierung. Grace hat den Dreiminüter selbst geschrieben und produziert. Sie begann ihn Ende Juli auf Tiktok zu bewerben. Im September veröffentlichte sie den Song offiziell, und er wurde schnell die Nummer eins der britischen Hitparade; in der Schweiz landete er auf dem zweiten Platz. Es ist der erste Hit der 25-Jährigen. Ihr Album soll in diesem Jahr erscheinen.

---

#### Rema und Selena Gomez: Calm Down

Eines der meistgehörten Stücke der letzten Zeit gelang Rema. Auch anderthalb Jahre nach der Veröffentlichung spielen die Radiostationen sein «Calm Down» noch immer wie verrückt.

Schützenhilfe für den exzellenten Remix erhielt der 23-jährige Nigerianer vom amerikanischen Pop- und Hollywoodliebling Selena Gomez. «Calm Down» gilt als erfolgreichster Afrobeat-Song überhaupt. Seine Qualität liegt im gnadenlosen Rhythmus und der unheimlichen Spannung, die er vom ersten Klang bis zum Schluss halten kann. Spielt der DJ im Klub den Song an, springt der Funke augenblicklich auf die Besucher über, und die Leute können nicht anders, als zumindest mitzuwippen. Auch nach 83 Wochen hält sich «Calm Down» noch in der Schweizer Hitparade, derzeit belegt das Lied Platz 50.

---

#### The Beatles: Now and Then

Die Beatles sind die Band mit der längsten Zeitspanne zwischen ihrem ersten und letzten Nummer-eins-Hit. Alles begann im Jahr 1964, vor 59 Jahren, mit «I Want to Hold Your Hand». «Now and Then», der zu Beginn erwähnte, vielleicht allerletzte Beatles-Song, der im November 2023 mit Hilfe von künstlicher Intelligenz, aber auch mit jener der verbliebenen Mitglieder Paul McCartney und Ringo Starr die Spitze der Charts erklimmte, markiert zugleich auch einen wunderbaren Poprekord.





„Und dort finden Sie unsere ökologischen Tragetaschen...“

## Fernsehen

### Einsames Besäufnis

Stefan Millius

**Dinner for One:**  
ARD (und diverse weitere).  
Silvester

Die TV-Autoren von heute weinen sich die Augen aus. Immer zum Jahreswechsel wird ihre Kunst in den Schatten gestellt. Dann fiebert das Publikum einer Produktion entgegen, die entstand, als noch niemand von «Storytelling» sprach. «Dinner for One» ist seit über sechzig Jahren der televisionäre Fixpunkt unzähliger Haushalte an Silvester.

Dazu braucht es nicht mehr als eine alternende Lady, ihren treuen Butler, vier imaginäre Gäste und ein Tigerfell. Der Sketch ist die verfilmte Version des Wham-Hits «Last Christmas»: Jeder Produzent würde das Wunder gern wiederholen, weiss aber nicht, wie.

Warum lachen wir sechzig Jahre später immer noch, wenn Butler James über den Kopf des Tigerfells stolpert, und warum raunen wir staunend, wenn er dem Hindernis auszuweichen vermag? Weil hier das wohlige Gefühl, etwas gut zu kennen, auf einen Schuss Absurdität trifft.

Rätselhaft bleibt bis heute, weshalb unser Fernsehen SRF – damals hiess es noch DRS – das Original 1963 in Eigenregie komplett nachproduzierte. Die Schweizer Version ist elf statt achtzehn Minuten lang, und es wurden willkürlich Details und Dialogstücke weggelassen. Ganz so, als ob die SRG schon damals überzeugt gewesen wäre, dass nichts gut genug ist, wenn sie nicht selbst Hand anlegt.

Der Tipp für nächsten Silvester lautet deshalb: Schweizer sollten fremdgehen. Miss Sophie ist auf ARD und diversen weiteren Sendern sehr viel verführerischer. Geniessen wir «Dinner for One», solange wir es können. Wie lange darf man wohl noch im öffentlich-rechtlichen Fernsehen einen Butler zeigen, der sich besinnungslos säuft?

## Klassik

### Schweizer Bühnen im Wagner-Fieber

Manuel Brug

**Richard Wagner: Der Ring.** Aufführungen in Zürich, Basel, Bern und Luzern

In London, in Basel, in Brüssel, später folgen Dortmund und Erfurt: Überall gibt es Premieren von «Das Rheingold», mal als Vorspiel-Start zu einem neuen «Ring»-Auftakt, mal zu seinem Fast-Abschluss oder einfach so. Und in Bayreuth sowieso, wo 2026 das 150. Festspieljubiläum naht und damit die Uraufführung der beiden letzten Tetralogie-Teile als Gesamtzyklus sich rundet. Kein Theaterbau scheint zu klein, um den vierzehnstündigen «Ring» als so selbstbewusstes Projekt auf die Bühne zu wuchten.

In der aktuellen Spielzeit scheint so etwas wie ein «Ring»-Epizentrum ausgerechnet in der Schweiz zu liegen. An vier von sieben helvetischen Musiktheaterbühnen werbelt man derzeit an der Tetralogie. Etwa im intimen Zürcher Opernhaus (1100 Plätze), wo sich mit der «Götterdämmerung» innerhalb von zwei Jahren der Viererzyklus rundet, von Andreas Homoki arg naiv und denkfaul nacherzählt, von Gianandrea Noseda jedoch musikalisch schillernd zum Sprechen gebracht. Auf der kleinen Bühne Bern (650 Plätze) kommt man mit

einem Baustein pro Spielzeit bald beim «Siegfried» an, in der Regie der als grosse Mystikerin gehandelten Polin Ewelina Marciniak. Das Luzerner Minimusiktheater (481 Plätze) zeigt «Siegfried» in einer Kinder-Version.

Besonders ambitioniert gibt sich der ebenfalls regieführende Intendant Benedikt von Peter am Theater Basel (1000 Plätze). Dort folgten jetzt je zwei Teile unmittelbar hintereinander zum Spielzeitauftritt. Der mit Zusatzaktivitäten zum «Ring»-Happening ausgerufen wurde – als «Festival der Sinne und der Vielfalt». So liess der prominente Geräuschmacher Matthew Herbert als Vorspiel zum Vorabend «Rheinklang – Ein Chorritual» aufmarschieren: Um Feuerschalen auf dem Theaterplatz liefen schwarzgewandete Chöre Ringelreihen, nachdem sie zuvor das enigmatische Es-Dur samt Wellenbewegung zum Sampler verdichtet hatten. Später löschten sie die Flammen mit (an-

*In Basel blieb alles schlicht und menschlich, aber Überwältigung, Ekstase gar, stellte sich nie ein.*

geblich) Rheinwasser aus mitgebrachten Gefässen, vom Kochtopf bis zum Gralskelch. Das brennende Walhall wurde vom reinigenden Rhein überflutet. Das Spiel um Macht und Liebe kann von neuem beginnen.

Das tat es eine Stunde später auf der Bühne. Benedikt von Peter will eine Patriarchen-



*Riss zu Jubelstürmen hin:* Klaus Florian Vogt als Siegfried am Opernhaus Zürich.

geschichte vom «Märchenmacher» Wotan aus der feministischen Sicht seiner Tochter Brünnhilde erzählen. Die wäre zwar erst in der «Walküre» dran, quatschte aber auch jetzt schon mehrmals aus dem Off dazwischen, stand zudem als Sängerin wie ein kindliches Double stumm herum. Mehr als eine durch zu viele gar nicht auf die Szene gehörende Mitwirkende verwirrende Familienaufstellung samt Puppen-theater wurde diese Deutung nicht.

### Transkulturell dekolonialisiert

Das Theater Basel leistete sich noch zwei weitere «Ring»-Erklärstücke: In «Gold, Glanz und Götter» erzählten Hans-Werner Kroesinger und Regine Dura launig-klug auf dem Weg aus dem 7. Foyer-Stock ins Kulissenlager und zurück mit dem Lastenaufzug vom speziellen Basler Rheingold – dem dreckigen Patriziergeld, das mittels Dreieckshandel (Indienne-Baumwollstoffe wurden gegen Sklaven eingetauscht) erworben wurde. Es war selbst katholischen Missionsgesellschaften nicht zu schmutzig.

Monika Gintersdorfer und Knut Klassen hingegen luden im «Yopougon-Ring» auf der grossen Bühne zu einem musikalisch-tänzerischen Get-together mit der Basler Partnerstadt Yopougon an der Elfenbeinküste. Da wurde von drei weissen und vier schwarzen Darstellern Wagner mit dem ivoirischen Musikstil Coupé-décalé nierenwackelnd transkulturell dekolonialisiert – bis jedes Leitmotiv sein indigenes Bewegungskonzept tanzen kann. Aber

damit der toxische Wagner mit seinem verführerischen Klangcocktail ja nicht laut wurde, sass der erzählerisch flüssige Dirigent Jonathan Nott mit dem Sinfonieorchester Basel unter der Bühne. So blieb zwar mit ordentlichem Singpersonal alles schlicht und menschlich, aber Überwältigung, Ekstase gar, stellte sich nie ein. Anders als in Zürich, wo insbesondere Camilla Nylund und Klaus Florian Vogt, die Bayreutherprobten Brünnhilde- und Siegfried-Debütanten, zu Jubelstürmen hinrissen.

Vergeistigung gab es bei Notts konzertanter Tetralogie mit den Bamberger Symphonikern vor zehn Jahren beim Lucerne Festival. Dort übrigens hat man gerade mit dem «Rheingold» eine weitere Tetralogie begonnen, diesmal historisch informiert und auf alten Instrumenten. Und die nächste «Walküre» kommt bestimmt!

## Film

### Panoptikum der Fabelwesen

*Wolfram Knorr*

---

Ferrari (USA, 2023) von Michael Mann. Mit Adam Driver, Penélope Cruz, Shailene Woodley

---

Priscilla (USA/Italien, 2023) von Sofia Coppola. Mit Cailee Spaeny, Jacob Elordi

---

Der Gardemann Gary Cooper trug als einsamer Sheriff in «High Noon», nicht nur im Schatten, schon Züge der Auflösung. Am Ende rettete ihn seine Frau. Natürlich feierte die Männlichkeit trotzdem noch lange trotzig Urständ im Kino, bis sie mit der Superhelden-Inflation zu einem Panoptikum der Fabelwesen wurde. Sind auch jene ihm entsprungen, denen man gehäuft Biopics widmet? Oder handelt es sich um filmische Denkmalpflege, wehmütige Rückblicke auf eine Ära grosser, markiger Mannsbilder?

«Napoleon», «Maestro», «Ferrari»! Schlachtenlenker, Sonnenkönig der Musik, Michelangelo des Autos. Und zu guter Letzt lässt sich noch «Priscilla» hinzufügen, nach der Biografie der Presley-Gattin. So unterschiedlich sie in Temperament, Optik, Mentalität und zeitlicher Zuordnung auch sein mögen, sie teilen die Männerkumpanei, und die Frauen sind Trabanten, die um die Meister kreisen wie Planeten um ihre Sonnen. «Maestro» Leonard Bernstein war eben ein «Sonnenkönig», alle liebend und umarmend; die Frau, die Kinder und die hübschen jungen Männer, mit ihm als Mittelpunkt. Bradley Cooper spielt ihn als vibrierendes Kraftpaket im permanenten Unruhestand.

«Ferrari» ist ein anderer Fall. Enzo Ferraris Lebenstempo war höher. Auch bei den Frauen. Er hat zwei, eine Gattin und eine Geliebte. High wird er bei hohen Drehzahlen. Adam Driver

verkörpert den PS-Protz mit schlaksiger Eleganz. Hinter seiner Smartheit geben Robustheit, Skrupellosigkeit, Raffgier immer Gas. Mit der Geliebten Lina (Shailene Woodley) hat er ein Kind, mit Gattin Laura (Penélope Cruz) hat er eines verloren. Erst spät erfährt sie von Enzos parallelem «Eheleben» mit dem un-

*Die Frauen sind Trabanten, die um die Meister kreisen wie Planeten um ihre Sonnen.*

ehelichen Jungen. Für Laura ist er ein Riesenscheusal, dem sie Schuld an ihrem verstorbenen Kind gibt. Die Ehe ist zerrüttet, die Affäre, dank Linas Duldsamkeit, sein Halt.

Pascals Erkenntnis, alles Unglück der Menschen rühre in der Unfähigkeit, in Ruhe im Zimmer zu bleiben, ist für Enzo ein Witz, Ausdruck von Spiessigkeit. Nur raus und weg, Gipfel stürmen, mit den Boliden Räume und Zeit hinter sich lassen. Juvenile Kraftspiele – wie einst James Dean beim «chicken game»: Mit dem Auto auf einen Abgrund zurasen, und wer zuletzt bremst, hat gewonnen. Für Enzo ist nicht mal das Bremsen eine Option, was im Jahre 1957 für ihn zum Menetekel wird.

Während eines Rennens auf der Mille Miglia rast sein Shooting-Star Alfonso de Portago dem Sieg entgegen, hängt den Konkurrenten Maserati ab – da platzt ihm ein Reifen, und ein grausiges, blutiges Spektakel folgt. Enzo brauchte neue Investoren, er verkaufte nur gerade 400 seiner Schlitten im Jahr, zu wenig angesichts der teuren Rennen. Er wollte Autos verkaufen, um Rennen finanzieren zu können. Der Sieg hätte ihm Investoren gebracht, er wurde zur Hölle, die Rennen auf der Mille Miglia wurden verboten.

Michael Mann («Heat»), neben Ridley Scott und David Fincher Hollywoods süffigster Routinier, wollte schon vor Jahren das Leben dieses PS-Maniacs verfilmen, dieser Verkörperung der Männlichkeit. Sein Testosteron ist Sprit. Seine Angestellten nannten ihn «il drago», auch für Laura war er ein Drache. Den schauerlichen Unfall setzte Mann tricktechnisch so perfekt in Szene, dass es Kritik hagelte. Doch die, glaube ich, ist ein Missverständnis. Mit der Drastik wollte er wohl so etwas wie die Apotheose des Männlichkeitswahns zeigen.

Zum duldsamen Widerpart des Mannes wird die Frau in Sofia Coppolas «Priscilla». Die Graceland-Nora (Cailee Spaeny) im goldenen Puppenheim darf die puerile Clique, mit der sich Elvis permanent umgibt, als weibliche «Exotin» ab und zu «verschönern». Coppolas Priscilla ist eine zur Randfigur verdammte Frau. Doch ihr einstiges Idol (Jacob Elordi) stellt sich als völlig hohl heraus; Elvis säuselt ihr pomadig lächelnd seine Leere zwischen Haltung und Gleichgültigkeit zu. Priscilla durchschaut das – und haut ab.





## Kunst

# Maler im Engadin auf der Pirsch

Rolf Hürzeler

Gerhard Richter: Engadin. Nietzsche-Museum, Sils Maria, sowie Segantini-Museum, Galerie Hauser & Wirth, beide St. Moritz. Bis 13. April

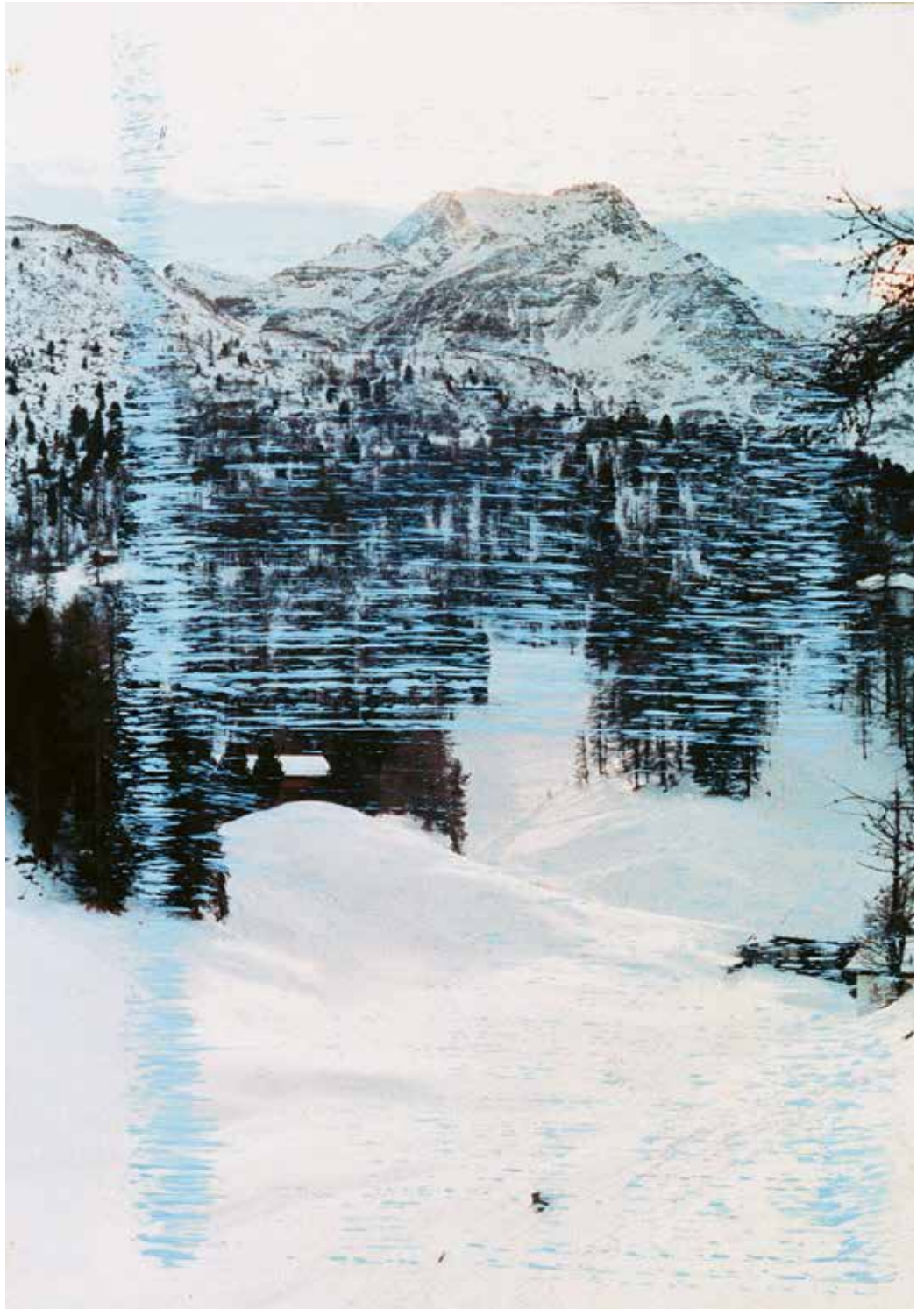
Er zieht wie ein Waidmann durch die Wälder des Oberengadins. Statt einer Flinte hat der Künstler Gerhard Richter allerdings eine Kamera bei sich. Er sucht nach Fotomotiven, die er später in seinem Atelier in Ölgemälde umsetzen kann. Auf einer dieser Wanderungen wird der Sujetjäger im Fextal fündig. Beim Weiler Curtins entdeckt er einen Wasserfall, den er fotografiert und später grossformatig malt. Das Gemälde ist gegenwärtig im St. Moritzer Segantini-Museum zu sehen.

Schlicht «Engadin» heisst die dreiteilige Ausstellung mit Werken von Gerhard Richter. Neben dem Segantini-Museum sind seine Fotos und Bilder im St. Moritzer Ableger von Hauser & Wirth sowie im Nietzsche-Museum in Sils Maria zu sehen. Die Schau lohnt einen Besuch vor allem, weil sie Richters Arbeitsweise anschaulich dokumentiert. Der Maler entdeckte das Engadin Ende der achtziger Jahre und besuchte das Hochtal in der Folge regelmässig. Aus gesundheitlichen Gründen kann der heute 91-Jährige jedoch nicht mehr zurückkehren.

Der Fextaler «Wasserfall» hängt im Segantini-Museum neben dem ikonografischen Werk «Ave Maria bei der Überfahrt» von Giovanni Segantini mit dem Hirtenpaar, das seine Schafe in der Dämmerung über einen See rudert. Der Gegensatz zwischen den beiden Gemälden ist reizvoll: Segantini hatte einst eine Hymne auf die Symbiose von Mensch und Natur gemalt. Richter dagegen vermittelt einen ambivalenten, fast mystischen Blick auf das Naturphänomen, das sich einer rationalen Analyse zu entziehen scheint. Menschen haben bei ihm keinen Platz im Bild, nur ausserhalb, als Betrachter. Die Gegenüberstellung dieser zwei Richter- und Segantini-Werke ist überraschend: Hätten sie nicht beide das Engadin entdeckt, wären ihre Werke wohl kaum je gemeinsam zu sehen.

### Traumähnliche Effekte

Hinter der sanften Verfremdung der naturalistischen Gemälde durch Richter steckt laut dem Kurator Dieter Schwarz ein technischer Vorgang: Mit Hilfe eines Projektors überträgt der Künstler das Motiv als Zeichnung auf die Leinwand, so dass er die Darstellung verändern kann. Nach dem Malen verwischt er die feuchte Ölfarbe, bis sich fast traumähnliche Effekte ergeben. Richter arbeitet mit dieser Tech-



*Der Landschaft nicht zu nahe treten:* Gerhard Richter, 18. 5. 92 (1992).

nik seit einem halben Jahrhundert – und hat sie im Oberengadin weiterentwickelt. Denn dort stimmte er auf seinen Naturfotografien mit dem Pinsel jeweils die Farben ab, um sie im Ölgemälde möglichst akkurat wiederzugeben. Dabei entdeckte er, dass die Striemen und Kleckse die Fotos zu eigenständigen Kunstwerken in Postkartengrösse machten.

Diese Werke sind in der St. Moritzer Galerie Haus & Wirth zu sehen. Um die vierzig mit Ölfarbe veränderte Fotografien sind auf zwei Stockwerken ausgestellt. Den meisten liegen Aufnahmen der spektakulären Seenland-

schaft sowie der Nadelwälder zugrunde. Je nach persönlicher Befindlichkeit hat Richter die Bilder farblich verändert – fröhlich, traurig, aggressiv oder versöhnlich. Auf einzelnen ist die Landschaft fast nicht mehr erkennbar, andere hat er lediglich fein, fast zärtlich umgestaltet, damit er der Landschaft ja nicht zu nahe tritt.

Gänzlich unberührt liess er die Fotografien, die im Nietzsche-Haus in Sils Maria ausgestellt sind. Die Schwarzweissfotos sind vornehmlich Momentaufnahmen des hochalpinen Nadelwalds und wurden nahezu alle im Winter aufgenommen. Die 41 Bilder leben vom Schnee, der

den Koniferen mit ihren unentwirrbaren Ästen eine Struktur verleiht. Richter illustrierte mit diesen Fotos einen Suhrkamp-Band des deutschen Schriftstellers Alexander Kluge, der unter dem Titel «Dezember» historische Begebenheiten schildert, die sich einst in diesem Monat zugetragen hatten. Richters Fotoabzüge mit diesen Baumstrukturen korrespondieren mit den zahlreichen Nietzsche-Memorabilien im Silser Haus und der – mitunter schwer nachvollziehbaren – Geisteswelt des Philosophen.

## Film

# Die singende Nervensäge

Jean-Martin Büttner

*I Am a Noise* (USA, 2023) von Miri Navasky, Maeve O'Boyle und Karen O'Connor

«I Am a Noise» heisst die neue Dokumentation über Joan Baez, nach einem Tagebucheintrag, den sie als Schülerin festhielt. Aber genau das stimmt nicht bei ihr. Die kalifornisch-mexikanische Sängerin, Melodielieferantin der amerikanischen Protestbewegung, machte als Musikerin keinen Lärm; sie hat auch noch nie einen Misston gesungen. Wie zur Bestätigung zeigen die Regisseurinnen zu Beginn die junge Joan Baez auf der Bühne mit Gitarre und langem Haar. Wir hören sie das ätherisch vorgetragene Wort «Freedom» singen und wiederholen in ihrer makellosen Art. Dabei bleibt gerade diese Perfektion ihr künstlerisches Problem. Denn die Sängerin konnte einem mit ihrem reinen Sopran, aufgeladen mit einem penetranten Vibrato, furchtbar auf die Nerven gehen. Deshalb ihre Stimme streberhaft klang und auf besserwisserische Art moralistisch.

## Lähmende Panikattacken

Schon als Achtzehnjährige verzauberte Joan Baez ihr Publikum und sang sich zur Ikone der amerikanischen Linken hoch. An ihrer politischen Überzeugung bestand kein Zweifel. Von Beginn ihrer Karriere an bis heute engagierte sie sich gegen das Unrecht in der Welt und vor allem in ihrer amerikanischen Heimat, wie der Film eindrücklich belegt. Baez sang für die Bürgerrechte, gegen den Vietnamkrieg und das amerikanische Engagement in Südamerika. Sie ging protestierend auf die Strasse, trat mit Martin Luther King auf, als dieser in Washington seine unvergessene «I have a dream»-Rede hielt.

Und sie half mit, den jungen Bob Dylan berühmt zu machen, bat ihn auf die Bühne, hatte eine Affäre mit ihm, verliebte sich rettungslos und wurde von ihm verlassen, als er sie nicht mehr brauchte. «Es schmerzte wie die Hölle», sagt Baez im Film; diese Ehrlichkeit in Kombi-

nation mit ihrem Humor macht das Pathos erträglich, das aus ihren Auftritten quillt.

Die vibrierenden Protestlieder machten Joan Baez zum Star, aber nicht alle waren von ihrem Vortrag überzeugt. Als ein Journalist den Soziologen Theodor W. Adorno mit einem Vietnamlied der Sängerin konfrontierte, reagierte dieser unbeeindruckt: «Wenn irgendjemand auf eine im Grunde doch schnulzenhafte Musik irgendwelche Dinge darüber singt, dass Vietnam nicht zu ertragen sei, dann finde ich, dass gerade dieser Song nicht zu ertragen ist, weil er das Entsetzliche noch irgendwie konsumierbar macht, schliesslich auch daraus noch etwas wie Konsumqualitäten herauspresst.»

So weit die Urteile und Vorurteile. Weil Letztere den Blick verengen, erweist sich «I Am a Noise» als wichtige Korrektur. Erstens hören wir, wie die heute 82-jährige Sängerin immer glaubwürdiger klingt, je älter sie wird und je brüchiger ihre Stimme. So erlebte man sie auch vor neun Jahren am Paléo-Festival in Nyon. Sie spielte und sang vor Zehntausenden, begeisterte mit ihrer Musikalität und ihrem Humor. Joan Baez war in ihrem Leben weit mehr geplagt, als ihre makellosen Auftritte glauben machen. So absolvierte sie während Jahrzehnten Psychotherapien, weil sie an lähmenden Panikattacken litt. Dazu kommt ein im

## Schon als Achtzehnjährige sang sich Joan Baez zur Ikone der amerikanischen Linken hoch.

Film angedeutetes Missbrauchstrauma durch ihren Vater, dem die Tochter verzweifelte Briefe schrieb, während er die Übergriffe konsequent abstritt. Sie sei unfähig zu Beziehungen, sagt sie einmal in ihrer ehrlichen Art. Dazu gehört nicht nur die gescheiterte Beziehung zu Bob Dylan, sondern auch zu Steve Jobs, dem Apple-Mitbegründer. Wieso sich eine überzeugte Linke auf diesen entfesselten Kapitalisten einliess, darüber schweigt sich der Film leider aus.

Sie sei wohl der einzige Mensch auf der Welt, sagte ihr ein Journalist, der sowohl Bob Dylan als auch Steve Jobs nackt gesehen habe. «Mag sein», gab sie zurück, «aber nicht zur selben Zeit.» Man muss sie lieben.



## Jazz Geist des Propheten

Peter Rüedi

Christoph Grab Reflections

(Lukas Thoeni, Andreas Tschopp, Bänz Oester, Pius Baschnagel): Oneness. Lamento 007

Unter vielen eigenwilligen Künstlern des Jazz war Thelonious Sphere Monk (1917–1982) der einzigartigste. Und doch war er in gewisser Hinsicht ein Widerspruch in sich selbst, nämlich ein «konservativer Revolutionär»: vollkommen original, eins mit sich selbst und doch verbunden mit der Jazztradition. Lange war er der Inbegriff eines Aussenseiters, mit seinem erratischen Klavierspiel ein Einzelgänger, von wenigen als «Prophet» gefeiert, als Genie. Nach seinem Tod erreichte sein Nachruhm freilich auch ein breiteres Publikum. Viele seiner Kompositionen avancierten zu Standards des modernen Jazz, und in unzähligen Abdankungen verbeugten sich die Nachgeborenen vor seinem Œuvre, dabei die Brisanz seiner widerständigen Art brut oft in ihrem Mainstream glänzend.

Der Berner Saxofonist Christoph Grab nannte eine seiner Formationen nach einem Stück von Monk Reflections, aber er gehört keineswegs zu jenen Mainstreamern, welche Monk zum Klassiker domestizieren und dessen vertrackt einfache, immer überraschende Erfindungen verharmlosen. Monk ist ihm eine Obsession. 2017 hatten Reflections im Trio Premiere, 2020 erschien die erste CD im Quintettformat und nun die zweite unter dem zutreffenden Titel «Oneness»: neu mit Bänz Oester am Bass und wieder mit den brillanten Partnern Lukas Thoeni an der Trompete, Andreas Tschopp an der Posaune und Pius Baschnagel am Schlagzeug. Die Band ist von fabelhafter Geschlossenheit (*oneness*), in Grabs Arrangements eigenwillig und mitreissend zugleich. Gelegentlich scheint es, als würden Pianopassagen von Monk ins Orchesterale übersetzt, wie von Hall Overton in Monks denkwürdigem «Town Hall»-Konzert 1959. Auch die Fortsetzung der kompositorischen Logik der Stücke in die Architektur der Soli ist bei Grab und Partnern eine überzeugende Um- und Fortsetzung des Prinzips Monk. Der setzte mit Vorliebe die kantige Ruinenbauweise seines Klaviers gegen die Beredsamkeit seiner Bläser und den Swing von Bass und Schlagzeug.

Kein Piano bei Reflections. Keinerlei Kopie, aber viel von Spheres Spirit in neun weiteren Lesarten von Kostbarkeiten aus der Hinterlassenschaft des Propheten. Die gehen Grab und Reflections so schnell nicht aus; Alexander von Schlippenbachs «Monk's Casino. The Complete Works of Thelonious Monk» enthält 71 Titel.





«Hier gaffen geile Affen!!!»: Gody Müller mit Gespielin im Jacuzzi, 1981.





## UNTERWEGS

# König des Stützli-Sex

*Alberto Venzago*

Ende der siebziger Jahre gab es keinen Zürcher, dem «Stützli-Sex» kein Begriff war. Der Name war bekannter als der Stadtpräsident.

Brauerstrasse 30 war die coolste Adresse im «Chris Cheib». Gody Müller betrieb die erste schweizerische Peepshow. Im Erdgeschoss gab es eine mit Raubtierfell bezogene Drehbühne, auf der sich nackte Damen aller Couleur räkelt. Manchmal sexy und erotisch, meistens abgelöscht, im Kopf wohl ausrechnend, wie viel Geld diesen Monat nach Kolumbien fließen würde.

Rundum waren ein Dutzend Kabinen angeordnet, ausgestattet mit einer Jalousie, die sich nach Einwurf des Einfränklers, des legendären Stützes, für eine Minute unter Ächzen öffnete. *Büezer* und Banker standen vereint auf dem verklebten Boden und starrten gebannt im Dunkel auf die sich drehenden Grazien. Vereint in der Trance des Augenblickes.

### Wie Onkel Dagobert im Geldspeicher

Im oberen Stock amüsierte sich Gotthard über dem Drehteller im marmornen Jacuzzi. Er konnte das halbstündige Leeren der Münzautomaten im unteren Stock hören, wie Onkel Dagobert im Geldspeicher, und quittierte es jedes Mal mit einem brüllenden Lachen.

Draussen hatte jemand auf die Wand gesprayt: «Hier gaffen geile Affen!!!»

«Stig ii!», ruft er mir aufmunternd zu, als ich am Knipsen bin. «S isch nur e Fründin!»

Nach dem Vorbild von *Playboy*-Chef Hugh Hefner posiert der Zürcher Sex-Unternehmer mit seiner Gespielin in der Badewanne. Er war der gutmütigste Mensch. So schnell, wie er seine Millionen verdiente, so schnell gab er sie mit seiner Spendierfreudigkeit aus.

1982 trat das stadtzürcherische Gesetz über das Unterhaltungsgewerbe in Kraft. Das war das Aus für seine Goldgrube. In den sechs Jahren Highlife hatte Gody nichts gespart. Er lebte im Hier und Jetzt.

Vorbildlich!

Die letzten neun Jahre hauste er in einem Obdachlosenheim. Kurz vor seinem Tode rief er mich an.

«Chunsch mi go bsueche?»

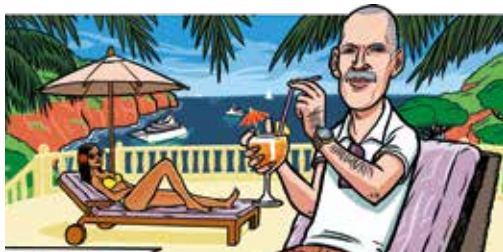
Er lebte im Tessin. Seine Stimme war brüchig. Ich hab's nicht mehr geschafft.

Und ich bereue bis heute, dass ich damals nicht im Jacuzzi mit ihm angestossen habe.

Das übliche Dilemma des Fotoreporters: immer nur Beobachter. So nah und doch so fern.



# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Ich, der Müssiggänger

Mark van Huisseling

Januar verhält sich zu Dezember wie Sonntagmorgen zu Samstagabend, jedenfalls die ersten paar Tage des Januars, finde ich. Der Dezember ist aufgeladen, das Programm dicht, Januar dagegen entladen, und die Agenda ist, falls man eine führt, voll von Leerstellen. Anfang vergangenen Monats meldete ich mich mal wieder bei einer Bekannten, worauf sie rückmeldete: «Wie nett, wir müssen uns unbedingt bald sehen.» Ich glaubte ihr und schrieb: «Ich würde mich ebenfalls freuen über ein Treffen, hast du noch Zeit im Dezember?» – «Der Dezember ist leider schon so voll, dass es an Völlerei grenzt. Wollen wir

«Um ehrlich zu sein:  
So busy bin ich  
auch wieder nicht.»

im Januar was suchen?», entgegnete sie. In der Zwischenzeit haben wir einen Tag gefunden und uns verabredet (für den 8. Februar). Zwei Monate Vorlauf, so geht das. Schliesslich ist man busy, nicht wahr?

Bloss, um ehrlich zu sein: So busy bin ich auch wieder nicht. Zeit für ein Treffen zum Kaffee oder ein gemeinsames Mittagessen mit jemandem, die/den ich treffen will, habe ich im Grunde jede Woche mehrmals. Sogar am Montag vor dem super busy Jahresende, als ich diese Zeilen schrieb, wäre es mir beispielsweise am Dienstag, Mittwoch und Donnerstag noch gegangen (im Januar dito, natürlich). Ich meine, Ihnen kann ich das ja erzählen. Aber sonst rate ich zu Zurückhaltung mit solchen Enthüllungen. Denn wer Zeit hat, ist irgend-

wie ein Verlierer oder jedenfalls nicht sonderlich *in demand*, gefragt, so sieht's aus.

Woran das liegt? An der hier geltenden und sich hartnäckig haltenden protestantischen Arbeitsethik (Arbeit bildet den Lebensmittelpunkt, Freizeit wird darum herum gestaltet – und wer zu viel davon hat, hat kein Leben oder wenigstens keinen Mittelpunkt)? Oder vielleicht daran, dass sich viele Leute, etwas weniger hochgehängt ausgedrückt, schwertun mit Gliederung, Ordnung und so weiter, halt mit dem, was man «Struktur» nennt. Beziehungsweise, noch salopper gesagt, Mühe haben, ihr Ei zu legen. Man kennt das doch: Manche Menschen können zum Beispiel neue, angesagte Restaurants nie besuchen, weil man dort einen Tisch reservieren lassen muss und sie noch nicht wissen, ob sie dann Lust auf Vietnamesisch (respektive Koreanisch, Fusion-Tapas et cetera) haben. Doch die Spalte über Prokrastination schiebe ich lieber auf, heute geht's um den vermeintlichen Zwang, viel loshaben zu müssen.

Über «The Hungry Years» sangen Nancy Sinatra und Lee Hazlewood: «We made it to the top», wir schafften es nach oben, «we climbed the ladder leading us nowhere», wir erkletterten die Leiter, die nirgends hinführte. Doch vielleicht haben Leute, die besonders busy sind, gar nicht besonders hohe Ziele. Sondern bloss Kinder grosszuziehen, Flüge zu erreichen und Rechnungen zu bezahlen. Also keine Zeit «im Augenblick» (in zehn, fünfzehn Jahren wieder, vielleicht). Kann sein, muss aber nicht. Ich habe ebenfalls einen kleinen Sohn, bin beruflich selbständig, verpasse keine Flüge, muss kaum gemahnt werden ... Und das ist noch gar nichts: Ich weiss von CEOs mit drei jungen Kindern, und in der Freizeit laufen sie Marathon, machen Triathlon et cetera.

Jeder und jede hat gleich viel Zeit zur Verfügung, diese Erkenntnis ist banal (im Augenblick wenigstens noch – Silicon-Valley-Milliardäre halten Forscher aus, die für sie an *longevity*, Lebensverlängerung, arbeiten, damit sie 150 oder älter werden). Wer mehr von der ihm zur Verfügung stehenden knappen Zeit für Dinge einsetzen kann, die für ihn Sinn stiften, führt ein bezauberndes Leben. Vor allem wenn es sich dabei um Dinge handelt, die einen nicht mehr, sondern weniger busy machen. Und die nicht besonders

viel (oder gar keine) gesellschaftliche Anerkennung verschaffen. Wer Zeit hat respektive es sich leisten kann, sie sich zu nehmen, ist ein Winner oder macht jedenfalls was richtig, finde ich.

Ihr Kolumnist ist keiner, der an Vorsätze zum neuen Jahr glaubt. Weil gute Ideen nicht den 1. Januar brauchen. An Vorsätze grundsätzlich hingegen glaubt er. Und daran, dass es nie zu spät ist, solche umzusetzen – Anfang Januar ist gleich gut wie, sagen wir, Mitte Mai und Samstagabend gleich schlecht wie Sonntagmorgen. Ich wünsche einen müssigen Einstieg ins neue Jahr.



## UNTEN DURCH Osterhasen und Ganzjahres-Züchlin

Linus Reichlin

Im Tessin gibt es zwei Sorten von Deutschschweizern: die Osterhasen und die Ganzjahres-Züchlin. Die Osterhasen kommen, wie der Name schon sagt, zu Ostern sonnenhungrig über den Gotthard, gern auch auf der Harley Davidson. Wenn sie in Bellinzona an der ersten Palme vorbeiknattern, denken sie: «Hier spricht man Schweizerdeutsch, und trotzdem sieht's aus wie in Italien!» Die Osterhasen wissen nicht, dass die Palme eine chinesische Hanfpalme ist, die auch in Norwegen wachsen würde, wenn die Norweger so clever wie die Tessiner wären. Diese haben die erste Palme vor hundert Jahren gepflanzt, um den Osterhasen mit mediterranem Flair das Geld aus der Tasche zu ziehen. Die Osterhasen fahren nun immer den Palmen nach zu den Orten, an denen die Tessiner die meisten Palmen gepflanzt und zusätzlich noch Seen hingebaut haben.

In einem streng geheimen Dokument der Tessiner Tourismusbehörde aus dem Jahr 1950

mit dem Titel «Piano per sfruttare i coniglietti di Pasqua» («Plan zur Nutzung der Osterhasen») steht wörtlich, ich übersetze: «Der Osterhase ist Schädling und Nützlichling zugleich. Da er ein Kälteflüchtling ist, können wir ihn durch die Bereitstellung von frostresistenten Palmen und malerischen Seen an von uns festgelegte Orte locken (Ascona, Locarno, Lugano), die er als «südländisch» empfindet. Dort können wir ihn durch strategisch überhöhte Getränke-, Essens- und Übernachtungskosten an einer weiteren Vermehrung hindern und zugleich wirtschaftlich nutzen.»

Dieser Plan ist allerdings nicht aufgegangen. Der Osterhase hat sich im Tessin genauso vermehrt wie die Edelkastanien-Gallwespe. Mittlerweile sitzt er in Busladungsstärke in jedem Tessiner Grotto und bestellt seine Polenta auf *Schwiizertüütsch* oder – was noch schlimmer ist – auf Italienisch: «Perpfa Vore. Polenta kon Pfungi. Ma hüttno!» Es haben sich durch natürliche ökonomische Selektion sogar Subarten des Osterhasen ausgebildet: die Pauschal-Osterhasen und die Luxus-Osterhasen. Letztere besitzen am Lago di Lugano eine Ferienwohnung, die hauptsächlich aus Rollläden besteht, die nur an zwei Wochen im Jahr hochgezogen werden. Dafür blinkt aber das Lichtlein der Aussenalarmanlage ganzjährig. Die Pauschal-Osterhasen müssen im Hotelzimmer mit Blick auf die Via Cantonale übernachten, bekommen ab fünf Nächten allerdings ein Bocalino mit aufgemaltem Kantonswappen geschenkt.

Doch nun zu der anderen Sorte von Deutschschweizern im Tessin, den Ganzjahres-Züchlin. Bei ihnen handelt es sich oft um ehemalige Luxus-Osterhasen, die nach der Pensionierung beschliessen, die Rollläden ihrer Ferienwohnung ganzjährig hochzuziehen. Sie wollen nun jeden Tag Hanfpalmen sehen, wilde Kakteen und natürlich die berühmte Sonnenstube – die aber, wie die Ganzjahres-Züchlin

*Sie wollen nun jeden Tag Hanfpalmen sehen, wilde Kakteen und natürlich die berühmte Sonnenstube.*

bald merken, an 120 Tagen im Jahr geschlossen ist. Verwundert stellen die Ganzjahres-Züchlin fest, dass es im Tessin gern regnet – und dann gleich südländisch temperamentvoll. Nach spä-

testens zwei Jahren möchten sie wieder nach Willisau zurück, weil das kulturelle Angebot dort grösser ist als in Lugano, wo das Kulturleben im Wesentlichen darin besteht, dass auf den Schreibtischen der Vermögensberater die Nachbildung einer Giacometti-Plastik steht. Und *parlare* können die Ganzjahres-Züchlin auch nicht so gut. Aber natürlich bleiben sie trotzdem. Als Deutschschweizer gibt man nicht auf, man beisst sich durch. Die Ganzjahres-Züchlin belegen einen Fernkurs in Italienisch, und fortan grüssen sie beim Spaziergang um den Monte Sasso auch andere Deutschschweizer mit einem «Pont Tschorno!». Und wehe, irgendein Willisauer Osterhase antwortet mit «Grüezi»! Dann wird er von den Ganzjahres-Züchlin belehrt: «Kwi non tsiamo nello Schwizzerä tedeska!»



## SEX Zwei Spielarten Dania Schifftan

*Liebe Dania, ich werde leider nicht schwanger, obwohl mein Freund und ich beide fruchtbar sind. Was raten Sie mir?*

L. K., Schaffhausen

Nicht schwanger zu werden, ist für viele Paare eine grosse Belastung. Medizinisch gesehen, gibt es heutzutage viele Möglichkeiten, das Schwangerwerden zu unterstützen. Von Nahrungsergänzungsmitteln und Medikamenten über den Gang zum Osteopathen bis hin zur künstlichen Befruchtung.

Als Sexualtherapeutin rate ich Ihnen, sich zwei Arten von Sexualität anzueignen. Es gibt den Sex, bei dem Sie versuchen, ein Kind zu zeugen und schwanger zu werden. Dieser darf ein gutes Timing haben und in der

fruchtbaren Phase terminiert werden. Doch es sollte auch eine Sexualität erhalten bleiben, die nicht darauf abzielt, dass Sie schwanger werden. Räumen Sie sich Zeiten ein, in denen Sie Sex haben und genau wissen, dass es nicht

*Es sollte auch eine Sexualität erhalten bleiben, die nicht darauf abzielt, dass Sie schwanger werden.*

klappen kann. Seien Sie sich körperlich nahe, tauschen Sie Zärtlichkeiten aus und haben Sie Geschlechtsverkehr, ohne im Hinterkopf zu haben, dass es heute klappt.

Ist der Kinderwunsch sehr gross, baut sich häufig ein riesiger Druck rund um das ganze Thema auf. Die grosse Kunst liegt dann als Paar darin, sich eine «kinderproduktionsunabhängige Sexualität» zu erhalten. Denn sonst geschieht es leicht, dass Sexualität mit dem Schmerz, noch nicht schwanger zu sein, verknüpft wird. Das macht traurig, wütend und hilflos, und wer sich so fühlt, verliert immer mehr das Interesse an sexuellen Aktivitäten.

Obwohl es also um denselben Akt geht, rate ich Ihnen, sich dieser beiden Spielarten bewusst zu werden. Auch der Sex, bei dem es nicht klappen kann, kann übrigens terminiert werden. So behält die Paarbeziehung denselben Stellenwert, wie ihn der Wunsch, schwanger zu werden, aktuell hat. Ich wünsche Ihnen von Herzen, dass Ihr Wunsch in Erfüllung geht.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an  
dania@weltwoche.ch





# Doktrin der Freundlichkeit



*Gute Nachricht, aber kein monetarisierbarer Klickbringer.*

Ein Ereignis lässt sich definieren als ein Reiz, der in einer Plötzlichkeit auftritt und dabei eine gewisse Intensität überschreitet. Als Sinneswahrnehmung kann man das Ereignis als ästhetische Kategorie betrachten. Deshalb ist das, was sich nicht ereignet, auch kein taugliches Geschäftsmodell. Dass wieder kein Krieg ausgebrochen ist, wäre zwar eine gute Nachricht, aber kein monetarisierbarer

Klickbringer. Die Berichterstattung über den Ausnahmefall und nicht den Normalzustand lässt glauben, dass der Mensch von Natur aus schlecht sei.

Das ist mitnichten der Fall, jedenfalls nicht allgemein. Aus Ereignissen wie Terroranschlägen oder Naturkatastrophen ist hinreichend belegt, dass der Homo sapiens selbst unter Todesgefahr ein hilfsbereites Wesen

ist. Diese Differenz liess ihn denn auch trotz unterlegener Körperstärke fortschreiten: dass er mit anderen zusammenarbeiten kann. Gruppenzugehörigkeit wirkt auch stärker als jede Ideologie, aber das ist nochmal eine andere Geschichte.

David Schärer ist Marketing- und Werbe-Experte.

**PEANUTS**  
by SCHULZ



# Im Bann Michelangelos

Kürzlich wechselte eine Liegenschaft den Besitzer, in der einst einer der grössten Künstler überhaupt wohnte.

Die Legende besagt, dass Michelangelos Amme, die mit einem Steinmetz verheiratet war, den späteren Renaissance-Meister mit einem Gemisch aus Marmorstaub und Milch stillte, was in Michelangelo die Leidenschaft für die Bildhauerei wachsen liess. Im Haus seiner Kindheit, das kürzlich verkauft wurde, griff der Künstler aber auch zu Kohle und Pinsel. Michelangelo (1475–1564) schuf beispielsweise das als «Triton» oder «Satyr» bekannte Wandgemälde, das sich nach wie vor im Innern der Villa Michelangelo, wie sie heute genannt wird, befindet. Die nicht sehr gut erhaltene Schwarzkohlenzeichnung brachte er im ersten Stock des Gebäudes an.

## Obstgarten, Weinreben, Olivenbäume

Die Michelangelo-Residenz entstand zwischen dem 14. und 15. Jahrhundert und liegt in Settignano, in den Hügeln von Florenz. Aus Michelangelos Biografien ist zu entnehmen, dass er als Kleinstkind von Caprese, wo er geboren wurde, hierhin zog. Die Villa ist noch in ihrer ursprünglichen Struktur erhalten, hat vier Etagen und umfasst etwa 900 Quadratmeter. Das Hauptgeschoss öffnet sich zu einer

überdachten Terrasse mit bogenförmigen Stützen, die von Weinreben umrankt sind. Zum Grundstück, das sich über fast eine Hektare erstreckt, gehören auch ein quadratischer Turm, der als Wachhaus und Aussichtspunkt diente, ein kleiner Obstgarten sowie 200 Olivenbäume.

## Erinnerungen an die Villa Aurora

Wer die Villa Ende Jahr gekauft hat, ist nicht bekannt. Es heisst, ein ausländischer, also nichtitalienischer Investmentfonds habe dafür 7,55 Millionen Franken bezahlt. In Anbetracht der historischen *gravitas* des Hauses ist das eine eher bescheidene Summe. Im Kaufpreis nicht inbegriffen war allerdings das erwähnte Wandgemälde. Dieses blieb im Besitz des Verkäufers. Wie ein solches Kunstwerk den Wert einer Liegenschaft in die Höhe treiben kann, erleben die Italiener mit der Villa Aurora in Rom. Diverse Versteigerungsversuche in den letzten Jahren blieben zwar ergebnislos, doch nach wie vor wird der Bau, zu dem auch eine prächtige Deckenmalerei von Caravaggio gehört, auf mehrere hundert Millionen Franken geschätzt.



## THIEL

### Redaktionssilvester

**Thiel:** Warum müssen wir über die Feiertage arbeiten?

**Köppel:** Das Böse schläft nicht, deshalb dürfen auch wir nicht schlafen.

**Ebneter:** Das Böse feiert, deshalb sollten auch wir feiern.

**Gygi:** Tun wir doch! Seit Weihnachten ernähren wir uns hier von Hummer, Gänseleber, Austern und Kaviar.

**Egli:** Leider ist der Champagner ausgegangen.

**Gehriger:** Man kann nicht jeden Tag Champagner zum Kaviar trinken. Nimm Sauternes.

**Mörgeli:** An die Arbeit, Kollegen! Was passiert 2024, und wer steckt dahinter?

**Schwab:** Die Grünen glauben an eine jüdische Weltverschwörung.

**Heumann:** Die grünen Sozialisten liegen wieder mal im gleichen Krankbett wie die deutschen Nationalisten. Diese betrachten sich als Nachfahren des Esau und die Juden als Nachfahren seines Bruders Jakob, der Esau durch eine List um das Erstlingsrecht brachte. Sie glauben deshalb, die Germanen seien das wahre Gottesvolk, das von den Juden um dieses Privileg betrogen wurde.

**Schunke:** Viele Deutsche glauben zudem, bei den Palästinensern handle es sich um einen deutschen Ritterorden, der nach Jerusalem zog, um Paläste zu bauen.

**Bögli:** In Hollywood glaubt man, Jesus sei in der Schweiz geboren, in Deutschland gestorben und in Österreich wiederauferstanden.

**Burchill:** Dieses Gerücht stammt von Arnold Schwarzenegger.

**Mooser:** Im Wallis glaubt man, beim biblischen Zion handle es sich um Sion.

**Millius:** Heisst das, wir haben es eigentlich mit einer sionistischen Weltverschwörung zu tun?

**Zeller:** Da haben wir es! Hinter allem steckt die Fifa.

Andreas Thiel



Kunstwerk exklusive: Villa Michelangelo in Settignano.





*Im Gespräch:* Fürst Albert II. von Monaco mit Weltwoche-Reporter Häfliger.



*Im «Country Club»:* Kunstsammler Urs E. Schwarzenbach, Ehefrau Francesca.



*Investitionen:* Richard Leuenberger, Direktor «Badrutt's Palace Hotel».



*M. Jakic, CEO St. Moritz Tourismus, N. Paganini, Präsident Schweizer Tourismus-Verband.*



*Silvesterfreuden am Grill:* Giancarlo Torriani, Martin Berthod, Bob-Nati-Coach Rico Peter, Gregor Stähli, Direktor Olympia Bob Run St. Moritz–Celerina (v. l.).

## BEI DEN LEUTEN

# Festsaal der Alpen

Feierliche Stimmung im weihnächtlich geschmückten St. Moritz: Die Prominenz rutschte bestens gelaunt ins neue Jahr.

*André Häfliger*

**G**rosses vor hat man in den zwei berühmtesten Hotels in St. Moritz. Im «Kulm» wird gerade für sechzehn Millionen Franken umgebaut und renoviert. 24 weitere Millionen werden ins Personalhaus investiert. Direktor **Heinz E. Hunkeler**: «Nur glückliche Mitarbeiter können glückliche Gäste machen.» Silvester gefeiert wurde mit 350 Gästen im nostalgischen «Country Club», wo in einer Skeleton-Trophäe knapp dreissig Flaschen Champagner Platz haben. «Der Sieger eines Wettkampfes muss diese Flaschen offerieren», weiss Kunstsammler **Urs E. Schwarzenbach**. Stadler-Rail-Chef **Peter Spuhler** ist jetzt übrigens Ferienhausnachbar der Schwarzenbachs geworden.

Auch ins «Badrutt's Palace» wird investiert. Gegenüber dem Haupteingang entstehen gegen dreissig neue Suiten. Direktor **Richard Leuenberger**: «Wir wollen im Dezember 2024 fertig sein.» **Marijana Jakic**, CEO von St. Moritz Tourismus: «Das in unseren Hotels viel gemacht wird, ist hochofentlich.» **Nicolò Paganini**, Mitte-Nationalrat und Präsident des Schweizer Tourismus-Verbandes: «Man muss stets Qualität

liefern. Das macht den Erfolg unseres Tourismus aus.» Malbuner-Chef **Alexander Ospelt**, treuer Gast im «Grand Hotel des Bains Kempinski», teilt diese Ansichten: «Wir leben in einem der schönsten Länder der Welt. Das dürfen wir stolz zeigen.» Fürst **Albert II. von Monaco**: «Ich liebe die Schweiz, ich verehere St. Moritz!»

Von derart ranghohem Lob sind Fürst Alberts St. Moritzer Freunde hellbegeistert. «Die Worte des Fürsten tun uns richtig gut», sagten die Bob-Ikonen **Marcel Rohner** und **Martin Annen** sowie der Direktor der Olympia Bob Run St. Moritz–Celerina **Gregor Stähli** und **Martin Berthod**, Rennleiter der Ski-WM 2017. Er wird ab dem 1. Januar neuer SVP-Kantonsrat. Nationaltrainer **Rico Peter**: «Wir freuen uns jedes Mal, wenn der Fürst bei uns im Bob runtersaust.» In der berühmten Horseshoe-Kurve feierte **Giancarlo Torriani** den letzten Tag als FDP-Vizepräsident von Bivio: «Acht Jahre sind genug», sagte Torriani, dessen Grossvater ein Cousin des unvergesslichen Bündner «Granada»-Sängers **Vico Torriani** war. Wahrlich, in St. Moritz treffen sich Gott und die Welt!





**Prosit aus dem «Dracula Club»:**  
Künstler und Unternehmer Rolf Sachs.



**Familiensilvester:** Breitling-CEO Georges Kern (M.), Tochter Anabelle (l.), Ehefrau Monika (2. v.l.), Tochter Louise (2. v. r.) mit ihrem Freund Alexander.



**Erfolgreich:** Jenny und Heinz E. Hunkeler,  
Direktions-Ehepaar «Kulm»-Hotel.



**Silvester auf Ski:** Unternehmerin  
Adriana Ospel, Tennis-Idol Martina Hingis.



**Im Schnee:** Malbuner-Chef Alexander Ospel,  
Ehefrau Hedy-Marie mit Hund Felix.



**Voll in seinem Element:**  
Bob-Idol Marcel Rohner.



**Bobmeisterinnen:** Debora Annen,  
Vater Martin Annen und Inola Blatty.



## Geist der Umarmung

**Restaurant Stucki** – Tanja Grandits, Bruderholzallee 42, Basel; Tel. 061 361 82 22; sonntags und montags geschlossen; 19 Punkte, 2 Sterne.

Nimmt man die nüchternen Bewertungszahlen als Grundlage, ist Tanja Grandits unzweifelhaft die beste Köchin der Schweiz. Mit 19 Punkten im «Gault Millau» und 2 Sternen im «Guide Michelin» sowie weiteren Spitzennoten gehört Grandits zur kulinarischen Elite der Schweiz. Was sie weit darüber hinaus aber auszeichnet, ist ihr Stil. Und damit sind nicht nur, aber auch, die Arrangements auf den Tellern gemeint.

Gemeint ist gleichzeitig die Art, wie sie ihr Restaurant «Stucki» mit fünfzig Mitarbeitern in Basel führt, wie sie Projekte entwickelt und ausführt. Mit etwas Gespür und Erfahrung in Restaurants und Küchen nimmt man das bereits wahr, wenn man durch die Glastüre tritt,



auf welche die Köchin mit Silberstift «Schon geküsst?» geschrieben hat. Eine Anspielung auf den Brauch, während der Weihnachtszeit für einen kurzen, zärtlichen Moment unter einem Mistelzweig innezuhalten – und auch ein Zeichen für den umarmenden Geist, der in diesem Haus herrscht.

Einmal am Tisch, hat man es scheinbar nur mit Leuten zu tun, die Freude an ihrer Arbeit haben. Das ist im gastronomischen Kontext wirklich nicht selbstverständlich und zeigt, dass hier eine

Chefin mit Überzeugung und Feingefühl führt. Das wirkt sich schliesslich auf die Gerichte aus. Ich habe viele Male im «Stucki» gegessen, der letzte Besuch zeigte eine Köchin mit einem absolut sicheren Instinkt für die besten Zutaten, fein ausbalancierte Aromen, stimmige Kombinationen und eine anmutige monochrome Ästhetik: handgetauchte Jakobsmuscheln mit Randen, Shiso und Kaviar; Zander mit Mais und Polenta; weisser Trüffel mit Bergkartoffeln; geschmorte Kalbshaxe mit Rosenkohl oder A5-Wagyu mit Karottenschaum und Kalbsjus als Beispiele.

Es sind die Gerichte einer Köchin, die mit einer erstaunlichen Sicherheit in sich selbst ruht, die genau weiss, was sie will – und auch, was sie nicht will. Wenn man Kochen auf höchstem Niveau als berührenden Ausdruck einer kreativen, handwerklich begabten Person begreift, ist das, was Tanja Grandits zurzeit anbietet, nahe an der Perfektion.

## WEIN / PETER RÜEDI

### Urmeter des Rieslings

**Domaine Zind-Humbrecht: Riesling Rangen de Thann Clos Saint Urbain Grand Cru 2021.** 12,5%. Real Wines, Vico Morcote. Fr. 99.–  
www.realwines.ch

Einige meiner Freunde sind der Meinung, kein Wein sei mehr wert als, sagen wir, sechzig Franken. Kann man vertreten. Für jeden gilt, um beim Luxusprodukt Wein mal das berühmte Zitat von Marx ins Paradoxe zu verdrehen («Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen») – für alle Weinfreunde gilt: jeder nach dem Stand seiner sensorischen Fähigkeiten und jedem nach seinen ökonomischen Möglichkeiten. Zweifellos glänzt nicht alles, was teuer ist. Fraglos gibt es unter Weinen im bescheidenen Preissegment zuweilen tolle Entdeckungen zu machen. Aber ebenso gewiss bringt sich um grosse Weinerlebnisse, wer aus Prinzip, haushälterischer Rappenspalterei oder der Angst, in den Ruf eines Snobs zu geraten, sich eine Flasche versagt, die nicht nur im Preis, sondern auch in ihrer Substanz das Alltägliche sprengt. Schliesslich setzt jeder



seine Prioritäten, wie er will. Ein Opernbesuch mit anschliessendem Nachtessen ist nicht grundsätzlich ein kulturell wertvolleres Erlebnis als der Genuss des Weins, den ich heute empfehle. Zu, vorsichtig geschätzt, weniger als dem halben Preis.

Ich meine einen in jeder Hinsicht aussergewöhnlichen Riesling von einem aussergewöhnlichen Weinbau, dem Haus Zind-Humbrecht in Turckheim unweit von Colmar. Genauer: vom steilen Weinberg Clos Saint Urbain, den Olivier Humbrecht in Thann pflegt. Seine Familie baut Wein seit dem Dreissigjährigen Krieg an. 1959 heiratete sein Vater Léonard Geneviève Zind aus Wintzenheim, und so entstand ein Betrieb mit mehr als vierzig Hektaren Reben auf mehreren Terroirs, darunter die Grand-Cru-Lagen

Rangen in Thann und Brand in Turckheim. Olivier Humbrecht ist ein Mann der Praxis und der Theorie. Mit gerade mal 26 Jahren zum «Master of Wine» promoviert, ist er heute in Frankreich die Autorität in Sachen Biodynamie, seit 1999 sind alle seine Reben nach den Grundsätzen von Rudolf Steiner gepflegt, auch dieser Riesling Rangen de Thann Clos Saint Urbain Grand Cru 2021.

Aus einem eher schwierigen Jahr (viel Regen, Frost im Frühling) ist er nicht weniger als ein Monument, aber auch ein Nonplusultra an beschwingter Leichtigkeit, Finesse und transparenter, mineralischer Terroir-Expression. Heiner Lobenberg, als Deutscher von Geburt Kenner des Rieslings aus dem deutschen Epizentrum der Sorte, macht neben der evidenten feinen Zitrusnase und getrockneten Aprikosen diskrete exotische Noten (Mango, Passionsfrucht) sowie einen «ultrafeinen, fast zarten Gaumen» aus; viel Kraft und Länge, aber keine Penetranz. Sein Urteil: 100/100 Punkte.

Die erste Kolumne des Jahres, meine ich, sei die rechte Gelegenheit für einen Wein, der Massstäbe setzt. So etwas wie der Urmeter eines Rieslings.

# Dynamische Vernunft

Teil 3 der SUV-Serie: Der BMW X5 xDrive 50e ist zwar gross und schwer, macht einem aber trotzdem vieles leicht.



Im dritten Teil der kleinen Testserie mit SUVs verschiedener Anbieter und mit unterschiedlichen Antriebskonzepten geht es um den BMW X5 xDrive 50e, der als eine Art umweltfreundliche Variante zum V8-Benziner gesehen werden kann: Statt mit einem prestigeträchtigen Motor ist der grosse Wagen aus Bayern mit einem Plug-in-Hybrid-System (PHEV) ausgestattet.

Die neue Generation des X5 und des PHEV-Antriebs von BMW bieten fast 100 PS mehr Systemleistung an, insgesamt kommt die Kombination aus Reihen-Sechszylinder-Ottomotor mit 3 Litern Hubraum sowie einer in das Getriebe integrierten Elektromaschine auf immerhin 490 PS/360 kW. Damit müssen allerdings auch annähernd 2,7 Tonnen Auto bewegt werden, so dass der 50e zwar naturgemäss kraftvoll, aber nicht gerade beschwingt loszieht. Im Vergleich dazu ist etwa ein X5 M50i der vorangehenden Modellgeneration mit V8-Biturbo-Motor – also noch ohne 48-Volt-Mild-Hybrid-System – zwar ebenso gross, wirkt aber dennoch deutlich leichtfüssiger und dynamischer.

Der neue X5 xDrive 50e versucht vielmehr, das Praktische mit dem Vernünftigen zu kombinieren. Oder, wie man es bei BMW gerne ausdrückt, die Förderung von Fahrdynamik und Effizienz. Der X5 bleibt eines der besten Autos aus dem aktuellen BMW-Modellprogramm, optional ausgestattet mit Zweiachs-Luftfederung und Allradlenkung (Integral-Aktivlenkung), fährt sich das präsenste SUV so entspannt wie ein Kompaktwagen, bietet aber

deutlich mehr Platz, Übersicht und Komfort. Dazu kommt eine theoretische, rein elektrische Reichweite von 94 bis 110 Kilometern, die eine neue Hochvoltbatterie mit fast 25 Prozent höherer Energiedichte garantieren soll. In der winterlichen Praxis ist es dann etwas weniger, aber auch mit 50 bis 70 Kilometern könnten die meisten Durchschnitts-Autopendler ihre Arbeitswege unter Strom zurücklegen.

Voraussetzung ist dabei immer eine Lademöglichkeit zu Hause oder am Arbeitsort, das muss der Ehrlichkeit halber gesagt werden: Ohne Wallbox ergibt weder ein Elektroauto noch ein PHEV Sinn. Umso mehr, weil Plug-in-Hybride trotz gesteigerter Ladeleistung nur langsam – also in der Regel über Nacht – mit elektrischer Energie geladen werden können. Unter diesen Voraussetzungen aber ist der X5 xDrive 50e tatsächlich eine gute Wahl, um das Beste aus zwei Welten zu vereinen: den vernünftig erscheinenden Elektroantrieb mit dem Benzinmotor, der die Fahrt in die Ferne jederzeit möglich macht.

## BMW X5 xDrive 50e

Motor/Antrieb: 6-Zylinder-Turbo-Reihenmotor, Elektromaschine, 8-Gang-Automatik, Allradsystem; Hubraum: 2998 ccm; Systemleistung: 490 PS/360 kW; max. Drehmoment: 700 Nm; Hochvoltspeicher: 25,7 kWh (nutzbare Energie); max. Ladeleistung: 7,4 kW; Reichweite (elektrisch): 94–110 km (WLTP); Verbrauch (WLTP): 0,8–1,1 l/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 4,8 sec; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h; Preis: Fr. 111 500.–; Testwagen: Fr. 151 670.–

Nächste Woche:  
Mercedes-AMG GLE 53 4Matic+ Coupé



## OBJEKT DER WOCHE

### Erste Königin der Schweiz

Dreikönigskuchen  
ab ca. Fr. 4.50

Lebten die Heiligen Drei Könige heute noch, besuchten sie neben ihrer Lieblingsdestination Bethlehem bestimmt auch die Schweiz. Das Verkosten des zu ihren Ehren hergestellten Festtagsgebäcks ist hierzulande einer der am meisten verbreiteten Bräuche. Ungefähr anderthalb Millionen Königskuchen werden in der Eidgenossenschaft um den 6. Januar herum verkauft. Das bedeutet auch, dass an diesem Tag praktisch jede Schweizer Familie ihren König für einen Tag ermittelt.

Zu verdanken haben wir die Ubiquität dem Berner Versicherungsbeamten Max Währen (1919–2008). Der Hobby-Brotforscher belebte die in Vergessenheit geratene, jahrhundertealte Tradition in den fünfziger Jahren neu. Von der Luzerner Bäckerfachschule liess er ein Rezept ausarbeiten. Die einschlägige Form schaute er den Niederländern ab, die einen solchen alten Kuchenbrauch pflegten. 1952 präsentierte Währen die ofenfrische Leckerei der Öffentlichkeit, und der erste neuzeitliche Dreikönigskuchen wurde während einer Pressekonferenz angeschnitten. Eine Journalistin des *Berner Tagblatts* hatte ein goldenes Händchen und liess sich zur ersten Königin der Schweiz krönen.

Für seine Bemühungen, Innovationen und Erkenntnisse in der Brot- und Gebäckkunde erhielt Währen 1979 den Ehrendokortitel der ETH Zürich.

*Benjamin Bögli*



# Tamara Cantieni, Entertainerin

Sie wählt grünliberal, im Bundesrat sähe sie gerne jemanden wie Adolf Ogi, und sie kann sich nicht mehr daran erinnern, wann sie das letzte Mal Sex hatte.

**Weltwoche:** Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

**Tamara Cantieni:** Menschen bekommen immer zu wenig Anerkennung. Deshalb haben wir auch den Salat mit all diesen Influencern.

**Weltwoche:** Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

**Cantieni:** Unter Nutella gehört auf ein Brot einfach Butter.

**Weltwoche:** Wie viel verdienen Sie?

**Cantieni:** Sehr unterschiedlich.

**Weltwoche:** Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

**Cantieni:** Die gleichen wie bei einer Frau: Humor, Intelligenz, Selbstbewusstsein, Grosszügigkeit und Ehrlichkeit. Bei Männern schätze ich zudem besonders gute Manieren!

**Weltwoche:** Wovor fürchten Sie sich?

**Cantieni:** Vor indiskreten Fragen.

**Weltwoche:** Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

**Cantieni:** Soeben. Bei der Frage, wie viel ich verdiene.

**Weltwoche:** Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

**Cantieni:** Wieder jemand wie Adolf Ogi. Dieser Mann war eine grossartige Besetzung.

**Weltwoche:** Glauben Sie an Gott?

**Cantieni:** Ja. Nicht als Mann mit weissem Bart, der richtet und lenkt, sondern als eine Kraft und Macht, die in und durch uns wirkt.

**Weltwoche:** Welche Partei wählen Sie?

**Cantieni:** Die Grünliberalen.

**Weltwoche:** Wann hatten Sie das letzte Mal Sex?

**Cantieni:** Judihui, da ist sie, endlich! Die indiskrete Frage! Und dann kann ich mich prompt nicht mehr daran erinnern. So ein Pech!

**Weltwoche:** Welches Lied können Sie immer wieder hören?

**Cantieni:** «Don't Stop Me Now» von Queen, mein Gute-Laune-Katapult!

**Weltwoche:** Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Winterabend verbringen?

**Cantieni:** Darf ich auch im Sommer einen Abend mit ihm verbringen? Dann gerne Brad Pitt.

**Weltwoche:** Welchen Rat würden Sie der fünfzehnjährigen Tamara geben?

**Cantieni:** Freu dich auf all deine Fehler! Sie werden dich viel weiter bringen als all das, was du vermeintlich richtig gemacht hast.



«Gute-Laune-Katapult»: Bühnenfrau Cantieni, 50.

**Weltwoche:** Wovon träumen Sie am meisten?

**Cantieni:** Vom Schlafen.

**Weltwoche:** Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

**Cantieni:** Ich sehe mich ja nicht so oft, darum lebe ich ganz gut mit dem, was ich habe!

**Weltwoche:** Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

**Cantieni:** Mit einer schlanken Figur.

**Weltwoche:** Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

**Cantieni:** «Everything happens for the best.» Wenn Dinge schiefgehen, atme ich tief durch und verlasse mich darauf, dass alles seine Richtigkeit hat und ich das Beste daraus machen werde.

**Weltwoche:** Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

**Cantieni:** Ihnen schon, bei meinem Mann wüirds schon schwieriger.

**Weltwoche:** Nehmen Sie Drogen?

**Cantieni:** Zählt Champagner schon als Droge?

**Weltwoche:** Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

**Cantieni:** Ich esse ja schon mal kein Fleisch. Und den Rest halte ich so gering, dass ich es den Tieren und der Umwelt gegenüber verantworten kann.

**Weltwoche:** Was passiert, wenn wir sterben?

**Cantieni:** Dann sind wir tot!

**Weltwoche:** Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

**Cantieni:** Crocs-Verbot! Ab sofort!

**Weltwoche:** Welches Talent hätten Sie gern?

**Cantieni:** Ich würde mich gerne hin und wieder unsichtbar machen können! Uiii, das wäre ein Spass!

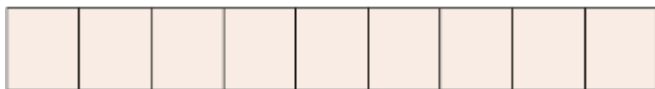
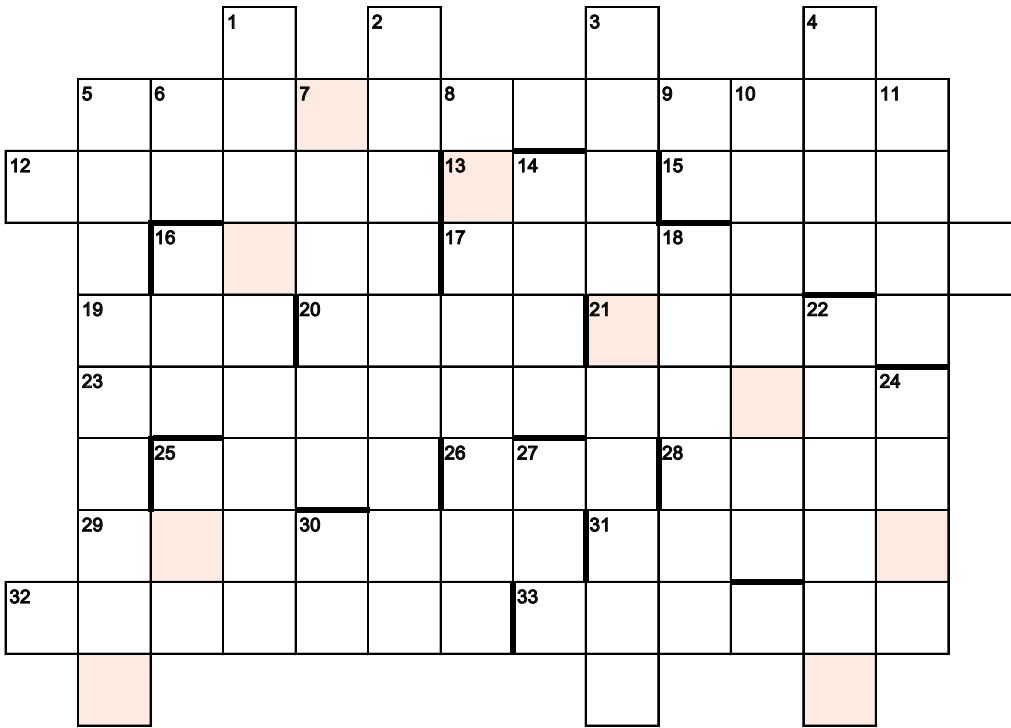
**Weltwoche:** Wer hat Sie am meisten geprägt?

**Cantieni:** Meine Eltern, die mich immer positiv gestärkt und unterstützt haben. Du kannst das! Diese Worte haben mich durch meine Kindheit begleitet und sind der Grund, warum ich auch heute noch ein von Grund auf positiver Mensch bin.

**Weltwoche:** Wann sind Sie am glücklichsten?

**Cantieni:** Wenn ich auf der Bühne stehe. Und wenn ich alle indiskreten Fragen diskret beantwortet habe!

Ab Februar spielt Tamara Cantieni im «Weissen Wind» in Zürich das Kabarettstück «Das Ziel ist im Weg»; am 11. 11. 24 feiert ihr neues Comedy-Programm Premiere im Theater am Hechtplatz, ebenfalls in Zürich.



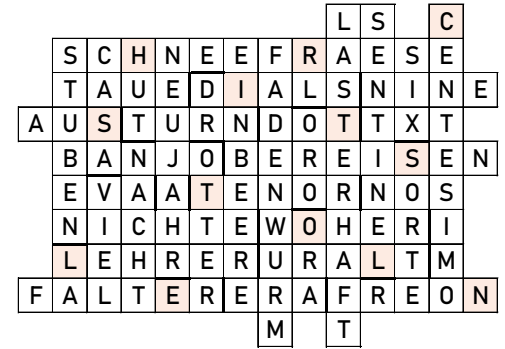
**Lösungswort** — Teil des Wahlprogramms an der Hundepfprüfung?  
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 5 wo Bonbon-Kanten enden? 12 lebender Glücksbringer in einer vom Nichts bedrohten Welt 13 Kunst-Zentrum 15 kein kompletter Vollidiot 16 nur vorübergehend, und auch das nur kurz 17 beginnt wie Nothing but Thieves und endet wie ein Rudel Wölfe 19 Knorpelfisch in Thailand 20 sowohl allein, als auch mit Tieren (hoffentlich) gut für die Gesundheit 21 kann viele Türen öffnen 23 schaufelt auf dem Friedhof für die ... .. 25 ... .. sagt, muss auch U sagen? 26 drei Viertel von acht 28 der Tierernährung dienender Ypsilon-Chromosom-Abschnitt 29 wer von ihr befördert wird, fliegt 31 Durstlöcher, einst für Hungersnöte verantwortlich 32 Jogger-Tätigkeit und Gag-Eigenschaft 33 Ameise nach zehn, dort wo er Pachtzahlungen leistet

**Senkrecht** — 1 zu zwei Dritteln sonnig, aber nicht angenehm 2 eine harzige Sache 3 Pfrieme mit optimalem Radius? 4 wird mitunter auch in Form einer Mütze über die Ohren gezogen 5 Gebäude mit besonders guten Genen? 6 Buch ohne Anfang und Ende 7 so heissen Hermann, Hans, Fritz, Fred, Peter und Paul 8 kreisförmiger Korridor? 9 Unternehmensform, in der Bergbaubranche gar nicht beliebt 10 englisches Glied in nordkoreanischem Diktatoren-Geschlecht, insgesamt ein ziemliches Brimborium 11 im Erdinnern und im Innern von Koniferen zu finden 14 etwas für welsche Schwarzseher 16 Weg in Brustarten 18 Langohr-Zibbe 22 ist im Gegensatz zu Himbeeren, Brombeeren und Erdbeeren tatsächlich eine Beere 24 Eisenoxid für Nicht-Chemiker 25 erste Winterhälfte 27 dieses dieses ist nicht von hier 30 mit Bellens flugfähig

© Daniela Feurer – RätselFactory

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 848**



**Waagrecht** — 1 VaLS (Lausanner Fussballclub) 4 SCHNEEFRAESE (Fräse = dt. Schreibung f. Fraise) 12 TAUE 13 DIALS (día = span. f. Tag) 14 den ApenNINEn (engl. f. neun) 15 AUster 16 TURN 17 DOT (engl. f. Punkt) 19 TXT (Textdateiformat; koreanische Boygroup («Chasing That Feeling»)) 20 BANJO 23 BEREISEN (Ber-Eisen) 25 EVA 27 JesuiTENORden 28 NOS (lat. f. wir) 29 NICHTER 30 WOH(nhäus)ER 32 LEHRER («Ein voller Bauch studiert nicht gern – ein leerer (Schülervariante: ein Lehrer) noch weniger.») 33 URALT 34 FALTER 35 gERADE jetzt (ital. f. Ära) 36 FREON (Kältemittel)

**Senkrecht** — 1 LASTERHAFT 2 SENT(INEL) 3 CENTESIMO (ital. f. Rappen) 4 STUBEN (Anagramm) 5 CASA (ital. f. Haus; ca. Sa) 6 HUT (engl. f. Hütte) 7 NEUJAHR 8 EINBEERE (wissensch. Gattungsname) 9 FADENWURM (faden Wurm) 10 RL 11 SIX (engl. f. sechs) 13 DR 18 (T)OROnto (Präfix: Gebirge) 21 sieben-ACHT 22 OTTER 24 SORTE (S or Te) 26 MoVIELogos 31 (V)ORArIberg (ital. f. Stunde) 32 LA (Do, Re, Mi, Fa, So, La; so lala)

**Lösungswort** — CHRISTSTOLLEN



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



# Zeit für eine Standortbestimmung

Schon geprüft, ob Ihre Finanzen für 2024 bereit sind? Gold hat seinen Wert über Jahrtausende behalten. Es bereichert jedes Portfolio. Jetzt ist es auch für Kleinanleger möglich, einfach und flexibel ins Edelmetall zu investieren: mit dem G-Deposito von BB Wertmetall.

**Wirksamer Krisenschutz.**  
Gold entwickelt sich oft antizyklisch. Je unsicherer die Zeiten, desto gefragter ist es.

**Vielseitig gefragt.**  
Goldgranulat ist der Grundrohstoff für alle Anwendungen und Produkte aus Gold.

**Immer liquid.**  
Sie können Ihr Gold jederzeit flexibel veräussern oder für Tauschgeschäfte nutzen.

**Sichere Lagerung.**  
Ihr Gold ist umfassend versichert in einem Hochsicherheitstresor in der Schweiz.

**Reines Goldgranulat.**  
Mit jeder Einzahlung ins G-Deposito erwerben Sie reines Goldgranulat.

**Zeitloser Wertspeicher.**  
Gold hat seine Kaufkraft nachweislich seit mehr als 4'500 Jahren erhalten.

**Unabhängig.**  
Das G-Deposito funktioniert unabhängig von Banken und Staat. Ihr Gold gehört Ihnen.

**Jederzeit im Bild.**  
Über unser Online-Portal behalten Sie stets den Überblick über Ihren Goldbestand.